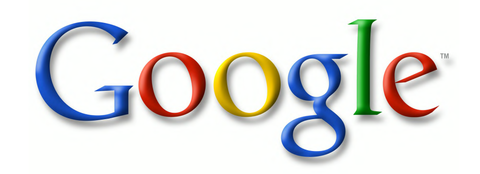



Journalistische Bibliothek
Heidelberg



Studien und Kritiken

der deutschen

Journalistik.

Erstes Heft.

Der Haupttitel
wird mit dem letzten Hefte des Bandes geliefert.

Hanau,
Verlag von Friedrich König.
1838.

Inhalt.

I.

Die politisch-periodische Presse.

II. Die

I.

Die politisch-periodische Presse.

Erstes Kapitel.

Einleitung. — Übersicht über den Gang der politisch=periodischen Presse in Deutschland seit der ersten französischen Revolution bis zur Gegenwart, mit Seitenblicken auf die französische und englische Presse. — Die jetzige Stellung der politisch=periodischen Presse zu den Regierungen, zur Gesellschaft und öffentlichen Meinung. — Haben wir in Deutschland eine ausgebildete öffentliche Meinung? — Gegensätze der süddeutschen und norddeutschen Journalistik. — Die Journalistik wird in Deutschland immer nur als ein Einfluß der Meinung, nie als ein Einfluß des Wissens betrachtet werden. — Ihre Mission. — Allgemeine Gesichtspunkte der deutschen politisch=periodischen Presse. — Bemerkungen über die Korrespondenzen, den Nachdruck, die Postversendung und Censur politischer Journale, und Reformvorschläge.

Die eigentliche Richtung der politisch=periodischen Presse in Deutschland datirt bekanntlich von der französischen Revolution und den mit ihr wenigstens äußerlich zusammenhängenden Ereignissen. Mochte man den höheren politischen Charakter der Zeitungen auch nur als nothwendiges Übel betrachten, man bedurfte seiner, um die öffentliche Meinung abzuleiten, sie gegen die Ansteckung zu sichern. Bis dahin hatte man die Politik von dem Kabinette aus geleitet, jetzt war sie unter das Volk getreten, und man mußte ihr hier einen Anhalt geben. Aber unter den Verhältnissen, wie sie

in Deutschland stattfanden, durften die Zeitungen nicht sowohl die öffentlichen Meinungen repräsentiren, als sie erzeugen, scheinbar die Mission eines Journalisten von Charakter, Geist und Adel der Gesinnung, aber in Deutschland nur eine Mission, welche von den Kabinetten ausging, nicht von dem Jahrhundert. Eine selbstständige Stellung konnte der politisch-periodischen Presse nicht zugestanden werden, aber in eine achtbarere wurde sie nothwendig durch die Verhältnisse gebracht. Bis dahin hatten die deutschen Zeitungen sich nur auf Berichterstattungen beschränkt, auf die Erzählung der Vorfälle, jetzt sollten sie wenigstens auf dieselben vorbereiten, sie kommentiren; denn man konnte die öffentliche Meinung nicht mehr übergehen, man mußte versuchen, sie zu umgehen.

So standen die Dinge, als die französische Invasion eintrat. Napoleon, der die Völker durch ihre eigenen Leidenschaften unterjochte, glaubte keiner Vermittelung mit der öffentlichen Meinung zu bedürfen, er glaubte dieselbe besiegt, indem er sie gefesselt hielt, und die deutsche Journalistik brauchte nicht von dem hohen Standpunkte herabzusteigen, von dem die französische in die enge Einförmigkeit des „Moniteur" zusammenfiel; sie hatte bis dahin nur im Auftrage und unter Oberaufsicht gehandelt, jetzt sollte sie gar nicht mehr handeln, sondern nur ein Echo des Einen sein, der die Welt bewegte.

Bis zum Befreiungskriege verharrte man in dieser demüthigen Stellung, aber jetzt bedurfte es einer öffentlichen Meinung mehr als je, und selbst da, wo bis dahin noch keine gewesen war. Hatte

man auch bereits, bevor die Journalistik wirken konnte, unter der Hand, und indem man die Geheimnisse der Kabinette an die Schulen, Kirchen, den Unterricht, die Religion und den Tugendbund knüpfte, auf jenen Zweck hingearbeitet, so mußte die Journalistik doch die Tendenzen der Regierung befestigen und das Werk vollenden, auch die Zukunft vorbereiten helfen. Ängstlicher Instruktionen bedurfte es in jener Zeit nicht, der allgemeine Enthusiasmus hatte die Einzelnen so gut, wie die Massen überwältigt, und man kannte nur eine Sympathie der Völker und der Regierungen. Selbst das Wort Freiheit lag in dieser Sympathie, jene faßten es nur in einer loyalen Bedeutung auf, und diese mißdeuteten es nicht, wenigstens so lange nicht, als der Kanonendonner dauerte und man nicht zu einer ruhigen Betrachtung der Dinge gelangt war. So entstanden mehre politische Zeitschriften, bei denen der Einfluß der Kabinette ersichtlich war, deren Richtung aber man der öffentlichen Meinung überlassen zu können glaubte; denn wenn auch das russisch-deutsche Volksblatt von Kotzebue, eine Spekulation des petersburger Kabinets auf jene sein mochte, so waren doch die übrigen Zeitschriften nur eine Repräsentation derselben. Die öffentliche Meinung war gleichsam eine Thatsache, eine faktische Wahrheit, die die Journalistik erörterte, vertheidigte und unterhielt; man bewegte sich in dem engsten Kreise der Politik, ohne Nebenbeziehungen, in dem Kreise der Nationalität und der Freiheit gegen die Unterdrückung des Auslandes. Jetzt war nichts von der Journalistik zu befürchten.

Später, als die Waffen schwiegen, wurde freilich die öffentliche Meinung aus einer Thatsache eine Spekulation. Görres repräsentirte diese Spekulation theilweise, noch mehr aber erzeugte er sie in seinem rheinischen Merkur. Weniger kräftig, aber mit analogen Tendenzen sprachen sich die rheinischen Blätter (unter Weitzel), die speirer Zeitung und andere Journale aus, und man sah sich genöthigt, der Presse, die auszuarten drohte, Grenzen zu setzen. Die deutsche Bundesversammlung stellte nämlich, nachdem schon der rheinische Merkur durch ein Verbot der Regierung 1816 unterdrückt worden war, alle deutsche Zeitungen auch in den Ländern, wo die Preßfreiheit zur Konstitution gehörte, auf fünf Jahre unter Censur, oder ministerielle Aufsicht. Dieser neuen Einrichtung erlagen die Auswüchse des Journalismus, die nicht den konservativen Tendenzen der Regierungen zusagten; das weimarische Oppositionsblatt und der deutsche Beobachter aber leiteten ihren Tod daraus her. Nachdem nun bereits in dem fünfjährigen Stillstand der Journalistik die Apathie derselben hinlänglich befestigt worden war, verlängerte man den Bundesbeschluß von 1819 auf unbestimmte Zeit, und drängte die deutschen Zeitungen immer dichter und enger in die polizeilichen Verhältnisse hinein, nach Maaßgabe, wie die Spannkraft der Völker nachließ und man allmählig wieder in den Indifferentismus zurücksank, der nach großen Bewegungen im Völkerleben häufig vorkömmt, der aber hier noch durch künstliche Mittel befördert wurde. Man sah nun ein, daß die Journalistik in Zeiten der

Gährung und Aufregung in Zeiten, wo die Leidenschaft der Masse auf einen Punkt zu leiten sei, bessere Dienste leisten könne, als in Zeiten des Friedens, für welchen die Masse nur durch die Zersplitterung der Leidenschaften unter materielle Interessen geeignet gemacht werden könne. Man sah ein, daß die Journalistik nur eine negative Tugend besitze, nämlich die Kraft, jene Mittel, die im Volke liegen, schnell und über Nacht zum Sturme anzufachen, aber nicht die Kraft, zu befriedigen, zu versöhnen, zu vermitteln, abzuleiten. Mit einem Worte, man sah ein, daß die Journalistik in einer Parallele mit der öffentlichen Meinung von größerem Gewicht sei, als wenn man sie benutzte, dieselbe zu befruchten, daß sie, zumal in Deutschland, weniger eine Meinung erzeugen, als vielmehr nur den bereits vorhandenen Keim zum Leben locken könne. Und von dem Befreiungskampfe war ein solcher Keim, der der neueren Politik hätte zusagen können, nicht zurückgeblieben, statt daß die Freiheit und die Nationalität die Grenzen bewachen sollten, richteten sie sich auf innere Zustände, aus demselben Enthusiasmus, der die Fürsten frei und Napoleon an den Felsen geschmiedet hatte, drohte nun das gespenstische Antlitz der Revolution von Neuem. Wie gesagt, man sah ein, daß man der Journalistik nicht mehr bedürfe, daß sie etwas sehr Subjektives und also auch Unzuverlässiges sei, und man leitete sie theilweise durch Gewalt, theilweise durch Überredungen und Vermittelung in die engen Grenzen zurück, die sie vor der französischen Invasion behauptet hatte.

Bis 1830 machten sich höchstens einige Versuche, diesen Kreis

zu überschreiten, bemerkbar, als Macht konnte sich die politisch-periodische Presse nicht geltend machen. Natürlich mußte das Ereigniß des Julius jenes Jahres auch in Betreff der deutschen Journalistik Resultate veranlassen. Man hatte bis dahin den Fußtapfen der Völker nachgespürt und — wenigstens kann man das von den östlichen Mächten gewiß behaupten — die Thaten im Völkerleben wachsen gehört. Die falsche Demonstration der Ordonnanzen verwirrte die Kabinette, die mitten im feindlichen Lager standen; man wollte die Völker überrumpeln, aber die Kanonen und die Sturmglocken von Paris waren das Allarmzeichen für Europa, die Reveille des jungen Tages. Kaum noch konnte man sich bei Zeiten in das Geheimniß der Kabinette zurückziehen, verhindern konnte man augenblicklich nichts, auch nicht die Richtung der Journalistik, die nun, wie die Sonnenblume, bei dem ersten Leuchten des Morgenrothes, ihren Kelch öffnete, ihr Haupt erhob, und eine drohendere Stellung einnahm, als je.

In der That, diese Stimmung konnte nur durch die Zeit erzwungen werden, und es ist bekannt, wie trefflich dieselbe der Staatsweisheit zu Hülfe kam. Unterdessen nahm die Journalistik im westlichen Deutschland eine fast imposante Stellung an: der Westbote, der Hofwächter, die deutsche Tribüne, das bairische Volksblatt, das hessische Volksblatt, der Wächter am Rhein, der Freisinnige, und neben ihnen rechts und links Lokalblätter der Städte und des platten Landes suchten sich der öffentlichen Meinung zu bemächtigen. Indeß die

Journalistik ist stets nur ein Accessorium des Volks, ihre Tendenzen müssen hier schon vorliegen, sie wird sie nur ins Leben holen und aussprechen; die Eindrücke aber, die von Frankreich aus das deutsche Volk bestürmten, fanden im Ganzen mehr Enthusiasmus, als Gesinnung und Charakter vor. Deshalb erhielt jene Journalistik den größten Einfluß auf die Unterhaltung und fast gar keinen auf die Zukunft, um so weniger, da sie sich nur mit Thaten des Auslandes zu beschäftigen hatte, mit Berichten und Gedichten über den Freiheitskampf in Polen, und im Inlande höchstens mit einigen konstitutionellen Tendenzen, mit Ehrenbechern, und hie und da mit zwecklosen Emeuten. Ich sage, deshalb erhielt sie keinen Einfluß auf die Zukunft, aber ich könnte den Grund davon eben so gut in der Art und Weise jener Journalistik, wie in den äußeren Verhältnissen suchen: man war sehr aufgeregt, sehr begeistert, sehr liberal, aber ein wenig tölpelhaft, und fast gar nicht geistreich. Was irgend jemand über das Heil der Völker und über „Fürstenhaß" zusammenschreiben mochte, oder was ein anderer bei Wein und Bier darüber redete, das wurde hier Alles abgedruckt; man wollte die Herzen öffnen und bedachte nicht, daß in der Politik nur die Köpfe gelten. Mit einem Worte, die Begabten, die Talente, die Geister, die, sie mögen noch so liberal sein, stets eine gewisse aristokratische Richtung behaupten, und etwas Apartes verlangen werden, blickten fast mit vornehmen Lächeln auf die Begeisterung im Süden und Westen herab, von der man voraussehen konnte, daß sie eine schiefe Richtung nehmen

mußte, ein trauriges Ende. Ich will damit unsere großen Geister nicht rechtfertigen, oder gar rühmen, ich will nur darthun, daß die Neigung der Zeit in der Presse sehr schlecht repräsentirt wurde; dieselbe diente höchstens dazu, die Geheimnisse des Volks auszuplaudern und den Regierungen geheime Agenten zu ersparen, die Elite der Nation aber, sie, die in Deutschland wenigstens noch auf lange Zeit das Volk bevormunden wird, fand keinen Geschmack an ihr, und die Besitzenden nur so lange, als man ihnen nicht entdeckte, was sie von einem solchen Spiel zu erwarten hätten, das nur den Leidenschaften des großen Haufens schmeicheln und dieselben reizen könne. Jene erblickte natürlich auch keine Garantie für den Staat und für die Gesellschaft in dieser Presse, und weil dieselbe meistentheils unwissend war, verachtete sie sie überdieß; diese aber fanden keine Garantie für sich und ihr Eigenthum in ihr, und weil sie demohngeachtet verwegen und ingrimmig war, fürchteten sie sie. Wohin die Journalistik von 1830 gelangte, ist bekannt, die Begebenheiten fielen eine nach der andern von ihr ab: Polen ging unter und Frankreich lenkte wieder ein nach dem alten Systeme des europäischen Gleichgewichts, kurz, wo sich Thatsachen zu Gunsten des Liberalismus und der Bewegung gezeigt hatten, da traten wieder die alte Ordnung der Dinge und das Bestehende ein, und die Journalistik konnte nichts verhindern, denn einmal gibt die Masse sich in Deutschland nicht dem Genie hin, wie z. B. in Frankreich, und dann war hier nirgends ein Genie, sondern nur guter Wille und große Offenherzigkeit. Man könnte mich hier an Börne er-

innern, und ich werde nicht widerstreiten, daß Börne ein Genie der Bewegung war; aber die Ereignisse hatten ihn dergestalt eingenommen und befangen gemacht, daß er seine Mission und die Zeit übersah; er vergaß, daß Mirabeau der Republik vorging, und daß er das vergaß, das eben machte ihn ganz unnütz; denn sonst hätte er als Schriftsteller und Journalist, wenn schon nicht als Redner — wozu ihm auch in Deutschland keine Gelegenheit gegeben war — die Zukunft sehr wohl vorbereiten können: er schrieb so populär, logisch und hinreißend, wie Mirabeau jemals sprach. Aber Börne wollte nicht der Republik vorangehen, er warf sich mitten in sie hinein, und seine Briefe scheinen alle mit dem Fallbeil der Guillotine geschrieben; er vernichtete viel zu früh, und bewirkte noch mehr, nämlich, daß Leute von Kopf und Geist, oft auch von Herz, die schon die Feder zu ergreifen bereit waren, sich in die Einsamkeit zurückflüchteten, um nicht dem Schreckenssystem zu verfallen.

Im November 1831 war die deutsche Journalistik gerade in so weiter Entfernung von dem Volke, daß man den von Österreich beantragten Bundesbeschluß ohne Gefahr eintreten lassen konnte. Es hieß darin, daß bei der Überhandnahme des Mißbrauchs der periodisch-politischen Presse bis zur Vereinbarung über ein definitives Preßgesetz die Regierungen geeignete Mittel und Vorkehrungen treffen sollten, damit die Aufsicht über die in ihren Staaten erscheinenden Zeitblätter nach Sinn und Zweck der bestehenden Bundestagsbeschlüsse gehandhabt werde. Als Kennzeichen dieses

Zweckes wurde die Würde des Bundes, die Sicherheit einzelner Bundesstaaten, die Erhaltung der Ruhe und des Friedens angegeben. Alle diesen Tendenzen zuwiderlaufende Berichte und Urtheile im weitesten Umfange wurden nun dem Ermessen der Regierungen anheim gegeben. Aber man ging noch weiter. Nachdem die Volksstimmung an Emphase verloren hatte, man aber doch einsah, daß sie in politischen Beziehungen von jetzt nicht mehr zu umgehen sei, hielten es die Regierungen für nothwendig, officielle und halbofficielle Organe ihrer Absichten ins Leben zu rufen. So entstanden in Baiern das Inland, die münchener Staatszeitung (die bald wieder einging), die münchener politische Zeitung, in Würtemberg die stuttgarter Zeitung, die Donau- und Neckarzeitung, der schwäbische Merkur, in Hannover die hannoversche Zeitung, unter Pertz's Redaktion, und zwar ohne Censur, denen bald die karlsruher allgemeine Zeitung und andere folgten. Dieser Gesichtspunkt der Journalistik wird auch für ihre Zukunft von Bedeutung sein, einmal ist ihre gesellschaftliche Stellung durch jenen Schritt der Regierungen angedeutet, und dann, daß die Journalistik auch noch in Deutschland eine Mission zu erfüllen hat. Ob sie überhaupt bis jetzt diesen Gesichtspunkt begriffen hat, das zu untersuchen, ist überall hier nicht der Ort, aber daß sie darauf hingewiesen ist, haben die kölner Zerwürfnisse noch in diesem Augenblicke dargethan. Man hat es versucht, diese Frage der Journalistik zu entziehen, indem man sie zu einer wissenschaftlichen Erörterung, zu einer Angelegenheit

des Dogma's zu machen suchte; aber man hat bald eingesehen, daß alle Fragen der Zeit jetzt nicht mehr der Wissenschaft ausschließlich zu vindiciren sind, und daß die Vernunft im Volke steht, das, trotz aller Bemühungen des Jesuitismus, der Polizei und selbst der Intelligenz, gut, brav und aufgeklärt bleiben wird, das sich wohl betrügen aber nie mehr dumm machen lassen wird, weder von der Wissenschaft, noch von dem Aberglauben. Die Vernunft an die Fragen der Zeit zu legen, das aber ist die Mission der Journalistik; somit hat man denn auch die Diskussion über die kölner Angelegenheit selbst in den Zeitungen der Rheinprovinzen freigegeben, und dadurch wiederholt die öffentliche Meinung nicht nur, sondern auch die Journalistik anerkannt. Freilich wird jene Mission derselben noch immer beengt sein, theilweise durch die Aufsicht, unter die man sie von vorn herein gestellt hat, theilweise durch ihre Repräsentanten selbst, die leider nur zu häufig sehr oberflächliche Köpfe sind und sich kaum über den engen Gesichtskreis der früheren Zeitungsschreiber erheben können; aber diese Beschränkungen sind zufällig, das Institut selbst ist begründet: man verachtet die Journalistik nicht mehr, sondern höchstens nur noch den Journalisten.

Um die Position der deutschen politisch-periodischen Presse aber besser ins Auge zu fassen, wird ein Blick auf jene Staaten, die in dieser Hinsicht in fortwährender Ausbildung begriffen sind, von Nutzen sein; ich meine Frankreich und England, wo die politisch-periodische Presse einen vollständig ausgeprägten Charakter

zur Schau trägt. Ich entlehne zu dem Ende eine betreffende Stelle aus Beurmann's Brüssel und Paris, in der auch meine Ansicht ausgesprochen ist:

„Die Journalistik von Paris ist, trotz aller Einschränkungen, noch immer eine bedeutende Macht; sie übt zunächst Einfluß auf die übrige französische Presse aus, die sich zu der von Paris, wie die Provinz zu der Hauptstadt verhält, und dann auch auf die öffentlichen Angelegenheiten überhaupt. Der Franzose gibt sich dem Genie hin, den Inspirationen der Zeit, und jenes findet in der Journalistik den ersten und ausgedehntesten Wirkungskreis, diese aber einen Anlehnungspunkt. Mag im Ganzen Frankreich in diesem Augenblick an Indifferentismus leiden, die Presse wird doch zu berücksichtigen sein; sie ist ein Wetterleuchten, das wenigstens zünden kann."

„Um die Bedeutsamkeit der pariser Journalistik zu begreifen, muß man zuerst die englische Presse berücksichtigen. Diese ist, im Gegensatz zu der französischen, reine Spekulation. Sie steht nicht über, sondern unter den Partheien, man gründet nicht Journale, um hier die Fahne des Propheten zu entfalten und Gläubige herbeizurufen, man stützt vielmehr die Aktien auf schon bestehende Meinungen, man spekulirt auf die Majorität, oder auch auf die Minorität, die noch keine hinlänglichen Organe besitzt. So sehen wir Journale der Whigs, oder Torys entstehen, ohne anderen Grund, als den des Gewinns, und die englischen Zeitungen ändern ihre Farbe, ohne die Redaktion zu

wechseln. Diese soll nur auf die Hausse und Baisse der Politik spekuliren und sich nicht zur Leitung derselben hergeben. Tritt in den englischen Journalen die Redaktion jemals in den Vorgrund? Durchaus nicht, hier ist der Redakteur nur Organ des Blattes, er muß sich ihm unterordnen. Das Blatt aber dient der öffentlichen Meinung und wird sich nie über sie erheben. Den Pulsschlag der Majorität zu prüfen, das ist die Aufgabe des englischen Journalisten, er soll den Aktionairs an die Hand gehen und stets zunächst den merkantilischen Zweck erfüllen. Der Letztere wird freilich die englische Journalistik gegen die Einflüsse der Regierung schützen; denn die Regierung wird nie im Stande sein, der Presse, die sich ihr hingibt, ein Äquivalent für die Spekulation zu bieten, sie ist dazu nicht reich genug, aber er wird dagegen die Journalistik in Abhängigkeit von den Partheien erhalten und sie nie zu einer Selbstständigkeit kommen lassen, deren Verlust nur von ihr selbst abhängt. Die englische Journalistik, um es kurz zu sagen, ist keine Macht, sondern eine Magd; aber eine feile Dirne, die ihren Leib preisgibt, wird sie nie werden, die Verlockungen dazu sind nicht vorhanden."

„Ich sagte, die pariser Journalistik sei eine Macht. Eine merkantilische Demonstration kann sie schon aus dem Grunde nicht sein, weil die Verhältnisse einer solchen entgegen sind. Die Kaution von 100,000 Francs, die enormen Geldbußen und die getheilten Reichthümer in Frankreich bieten einer Spekulation keine Perspektive. Wer wird hier ein merkantilisches Re-

Diese Anführungen werden genügen, den Standpunkt der englischen und französischen politisch-periodischen Presse auseinander zu setzen. Die deutsche hat von beiden, namentlich aber von der letzteren seit der Juliusrevolution mannigfache Anregungen erhalten, die sich selbst bis auf die Form erstrecken: die leitenden Artikel vieler deutschen Zeitungen und selbst die Feuilletons derselben rühren von daher. Aber zu einem beinahe ausschließlichen Einfluß, wie ihn die Journalistik in Frankreich behauptet, konnte sich natürlich die deutsche periodische Presse nicht erheben. Diesem Einfluß standen, außer den Einschränkungen von oben, schon die inneren Zustände Deutschlands entgegen: die Trennung, der Mangel eines Mittelpunktes, wie ihn Frankreich in Paris besitzt, die getheilten Interessen der verschiedenen Staaten und die kleinlichen Rücksichten, die man häufig deshalb gegen einander nimmt: der Lokalpatriotismus mit einem Worte. Zumeist aber standen der Ausdehnung der Journalistik in Deutschland die Kultur und die Wissenschaft entgegen. „Ephemere Erscheinungen!" mit dieser Bezeichnung, diesem de haut en bas bezeichneten unsere gelehrten Stimmführer die Tagesliteratur, man konnte sich nicht darin finden, die Thatsachen, wie sie ins Leben traten, ohne Feile, Abrundung und Entwickelung sofort besprochen zu sehen; man wollte keine Geschichte von dem großen Markt des Lebens, sondern aus dem Studirzimmer, man wollte keine Geschichte für die große Menge, für das Volk, keine Geschichte der Gegenwart und der Zukunft, sondern nur eine der Vergangenheit, eine Geschichte mit

historischen Resultaten; keine mit Hypothesen, eine Theorie, aber kein praktisches Studium; unsere Wissenschaft lebte sich in die Geschichte hinein, statt aus ihr heraus, ja unsere Philosophie lebte sich sogar in sie hinein, wie z. B. Hegel. Das erklärt jene Verachtung, die wenigstens die deutsche Gelehrsamkeit früher unbedingt gegen Alles, was Journalistik hieß, an den Tag legte, das erklärt die Indifferenz, die sie noch bis auf den heutigen Tag gegen die Journalistik behauptet. Das Volk aber ist weniger civilisirt, als kultivirt, es richtet sich noch immer sehr nach denen, von welchen es diese Kultur erhalten hat. Weiter hat der Deutsche kein Bedürfniß nach Öffentlichkeit, er ist an seinem Heerde ein Held und draußen fragt er vor allen Dingen: „was werden die Leute dazu sagen?" Ja man könnte behaupten, der Deutsche habe eine Scheu gegen Öffentlichkeit. Als Rothschild von Gutzkow in der allgemeinen Zeitung als öffentlicher Charakter behandelt worden war, soll er sich geäußert haben: man solle ihn doch in Ruhe lassen. Wenn wir nicht einen Orden erhalten, Hofrath werden, von Amtswegen zu Mittag essen, einen Toast ausbringen, mit einem Worte, wenn wir nicht auf dem gewöhnlichen loyalen Wege in die Zeitung gelangen, so wollen wir lieber gar nicht hinein. Ein Urtheil über uns stört unsere Behaglichkeit, selbst wenn es uns lobt, ja wir müssen sogar fürchten, daß das Lob des Einen den Tadel des Anderen herbeiführt. Auch fragt der Deutsche zuerst: Wer hat das geschrieben? statt: wie ist das geschrieben? nicht die Meinung interessirt ihn zunächst, sondern der, von welchem sie

ausgeht. Man gibt zu viel auf die Persönlichkeit und verlangt stets andere Garantien, als die, welche das Werk bietet; ja man klammert sich selbst da, wo man widerlegen will, zuerst an die Persönlichkeit an, und kann man keine auffinden, so decimirt man, man wählt den zehnten Mann aus, der dies oder das geschrieben haben könne. Deshalb auch ist man nie geneigt, eine Meinung anzuerkennen, nein, man führt die beste auf persönliche Motive zurück, man fragt: warum hat der Schreiber dieses so und so geschrieben? nicht: ist das, was der Schreiber dieses geschrieben hat, wahr? Daß man an die Öffentlichkeit nicht gewöhnt ist, mag vieles entschuldigen, vieles aber liegt in einer gewissen kleinlichen Neigung des Deutschen, die sich auf die Isolirung stützt. Die öffentliche Meinung ist vorhanden, aber sie kann nicht durchdringen, sie kann sich nicht geltend machen, denn man fürchtet, sie anzurufen, weil zwischen ihr und den häuslichen und Familienverhältnissen alles Geschrei liegt, was man im gewöhnlichen Leben eben damit bezeichnet: was werden die Leute dazu sagen?

So ist man denn allerdings dahin gekommen, daß das, was ich eben als Vorurtheil der Masse tadelte, Gesichtspunkt der Journalistik geworden ist, ich meine die Persönlichkeit. Die Journalistik nimmt Rücksichten gegen die Regierung und gegen den großen Haufen, der die öffentliche Meinung nicht repräsentirt, aber fälschlich häufig mit ihr verwechselt wird, sie nimmt aber keine Rücksichten gegen die Einzelnen, gegen die, die wenigstens sich bemühen, eine öffentliche Meinung hervorzurufen, indem sie die

Fragen des Tages in die Diskussion ziehen. Ich sage, sie nimmt keine Rücksichten gegen diese Männer, oder könnte man etwa behaupten, daß hier nicht, bis auf geringe Ausnahmen, Alles aus dem Gesichtspunkte der Persönlichkeit betrachtet wird? Würde man mir z. B. entgegnen, es sei allerdings die öffentliche Meinung gewesen, die gegen diejenigen Schriftsteller, welche zum jungen Deutschland gezählt wurden, in den Journalen das Wort genommen habe, so frage ich einfach: wie konnte sich nur in dieser Angelegenheit eine öffentliche Meinung geltend machen? Hier handelte es sich nicht um den Scandal, den die Journalistik von jener Richtung abschöpfte, sondern um spekulative und poetische Tendenzen, die der öffentlichen Meinung an und für sich fern lagen — so fern, wie ihr Lessing zu Pastors Götze Zeit fern stand — und die ihr nur durch eine vorurtheillose ruhige Erörterung hätte auseinandergesetzt werden können. Aber man verfuhr hier ungefähr so: zuerst setzte man diejenigen, welche man angreifen wollte, vollständig hors de combat, und dann hetzte man den großen Haufen mit der Moral und der Bibel auf sie los. Übrigens bitte ich, zu bemerken, daß ich nicht die angebliche Absicht des jungen Deutschlands, die ja gar nicht erwiesen ist, sondern höchstens in den Zeitungen umher spukte, vertheidigen will, sondern vielmehr darthun, daß gegen dasselbe in der That persönliche Motive vorwalteten.

Ich komme hier zu einem weiteren Schluß in Betreff der Beschränktheit unserer Journalistik: wir haben nämlich gar keine ausgebildete öffentliche Meinung, d. h. eine vorurtheillose Begut=

achtung öffentlicher Beziehungen; die Journalistik ist also schon ohne allen ideellen Anlehnungspunkt; aber da wir, hätten wir auch eine ausgebildete öffentliche Meinung, wenigstens in keinem Falle das Recht der freien Äußerung dieser Meinung besitzen, oder auch nur Institute, an die sie sich ausnahmsweise knüpfen kann *), so ist unsere Journalistik jedenfalls ohne reellen Anlehnungspunkt: sie kann ihre Einflüsse nicht auf freiem Felde überschauen und unmittelbare Wahrnehmungen machen, nein sie wird nur vermittelst Schlußfolgerungen diese Einflüsse einigermaßen herausbringen können. Die Wechselwirkung zwischen Journalistik und der öffentlichen Meinung fehlt, und mit ihr die Lebenskraft jener.

Nichts desto weniger hat — wie schon gesagt — die deutsche politisch-periodische Presse einen Standpunkt erlangt, sie ist gleichsam von der Fluth der Ereignisse, die seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts über Europa kam, unwillkührlich in die Höhe getragen worden; denn wie man auch Deutschland durch Deiche und Dämme vor der Überschwemmung zu sichern suchte, man konnte selbst hie und da den Durchbruch nicht verhindern, allenthalben aber sickerte wenigstens das Wasser durch, so sehr man auch die Deiche stützte und sie mit Mist und Sandsäcken belegte. Die Fluth traf die Völker, und die Völker mußten berücksichtigt werden: ein-

---

*) Die deutschen Stände bieten ein solches nicht; denn wenn auch im Ständehause das freie Wort gilt und nicht zu Gericht gezogen werden kann, so tritt doch draußen die Censur ein.

mal indem man sie abhielt, dann indem man sie anfeuerte, und endlich, indem man sie langsam in die alte Gewohnheit zurückführte. In allen diesen Fällen aber erkannte man eine öffentliche Meinung an und mit ihr die Journalistik, die sie zu leiten und zertheilen, mit einem Worte, ihre Einwirkungen zu vermindern, bestimmt wurde.

Die Stellung der gegenwärtigen politisch-periodischen Presse ist also der Art, daß sie freilich nicht unabhängig über sich selbst verfügen kann, aber man gebraucht sie, weil man sie nicht mehr umgehen kann. Dabei räumen ihr die getheilten Interessen der deutschen Bundesstaaten, so wenig sie auch eine deutsche Journalistik als Macht aufkommen lassen, wenigstens einen kleinen Spielraum zu Intriguen ein. Im Süden walten bekanntlich liberale und konstitutionelle Tendenzen vor, während im Norden absolute Principien befolgt werden; somit scheiden sich die nördliche und südliche Journalistik durch die verschiedenen Richtungen, aber doch nur, um sich gegenseitig zu unterstützen. Die absoluten, oder doch konservativen Zeitungen erhalten nämlich ihre Bedeutung und ein gewisses Ansehen nur eben dadurch, daß sie die liberale und fortschreitende Richtung zu bekämpfen haben, während die liberalen Zeitungen ihrerseits nur durch die entgegengesetzte Tendenz an Macht und Einfluß gewinnen. Diese durch die Verhältnisse herbeigeführten Gegensätze mögen in diesem Augenblick als die beiden Pole des deutschen Zeitungswesens betrachtet werden, will man nicht in neuester Zeit noch die protestantischen und hie-

rarchischen Absichten, die sich nun gar nicht geographisch bestimmen lassen; sondern die Kreuz und Queer auftauchen, gleichfalls als solche Pole betrachten. Übrigens wird es einem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen, welchen Werth die absoluten Mächte den südlichen Zeitungsorganen beilegen, und wie sie, insonderheit aber Rußland — darauf Bedacht nehmen, sich eine Stimme in denselben zu sichern, um den liberalen Interessen wenigstens das Gegengewicht zu halten. Mit einem Worte, obwohl das konservative System in Deutschland, als das System der größeren Mächte, das vorwiegende ist, so kann es doch nicht wohl das ausschließliche werden, und dieser Stand der Dinge mag der Journalistik immerhin, so lange sich nicht der Presse günstige Institutionen in Deutschland entwickeln können, als Anlehnung dienen. Daß man eine Anlehnung hierin zu suchen hat, wird aber am besten aus den neuerlichen Vorfällen in Hannover ersichtlich sein. Es war die konstitutionelle Presse, die dieselben ungehindert in die Diskussion der öffentlichen Meinung ziehen durfte, namentlich aber die würtembergische (deutscher Kourier), der sich die übrigen Zeitungen konstitutioneller Staaten später anschlossen; und man kann allerdings mit Recht behaupten, daß, ohne den liberalen Gegensatz im Süden, jenes Ereigniß spurlos an der öffentlichen Meinung vorüber gegangen sein würde. Nur die liberale Presse hielt dasselbe auf der Oberfläche des Tages, nur sie entriß die Begutachtung desselben den Kabinetten, nur sie gewährte dem Volke ein Stimmrecht. Nicht allein das Ausland durfte sich hier aussprechen; son-

dern Hannover selbst fand hier ein Organ, und wie kräftig die öffentliche Meinung in jenem Staate noch ausschreiten wird, was man noch anwenden wird, den rechtlichen Zustand der Dinge wieder herzustellen, die süddeutsche politisch-periodische Presse hat die Anregung dazu gegeben, sie unterhält die Bewegung. Demnach mögen freilich die großen Mächte die Journalistik immerhin hassen, ja verachten, wenn sie nicht anders wollen; aber sie werden sie stets beachten müssen. Ihr Standpunkt ist jedenfalls besser, als vor der Julirevolution; denn die Kabinette haben sich klarer erfaßt und ihre Interessen ganz begriffen. Vor der Julirevolution würde eine Besprechung der hannoverschen Frage schwerlich in deutschen Zeitungen im entgegengesetzten Sinne zugelassen worden sein; heut zu Tage durfte man sich, so weit nur irgend möglich, darüber erklären. Es würde zu weit führen, den Gründen dieser Umwandelung nachzuforschen, aber der Hauptgrund derselben ist wohl der, daß die kleineren Staaten eingesehen haben, wie die Konstitution eine Lebensfrage für sie geworden ist. Daß man aber die Journalistik in der That beachtet, geht aus der Zulassung der allgemeinen Zeitung in die k. k. österreichischen Staaten unzweifelhaft hervor. Hier, wo keine deutsche politische Zeitung Einlaß erhält, wird man jene finden, die vielleicht die liberalsten Korrespondenzen aus dem Westen Europas enthält. Und warum? Weil man sich ein Organ erhalten muß, das Östreich mit Europa vermittelt; man weiß, daß Zeitungsartikel im Interesse der österreichischen Monarchie an dieser Stelle ihren Zweck besser erfüllen

werden, als irgendwo; denn die allgemeine Zeitung bewahrt den Ruf einer strengen Neutralität, welchen man ihr nicht verkümmern will, ja in welchem man sie dadurch unterstützt, daß man sie — bis auf die außerordentlichen Beilagen — mit allen liberalen Korrespondenzen in Österreich zuläßt. Freilich wird man die Artikel aus dem Osten und Norden von anderer Färbung finden; aber eben der Umstand, daß die allgemeine Zeitung diese Rücksichten beobachtet, daß sie diplomatische Rücksichten beobachten muß, eben dieser Umstand beweiset mehr, als alles Andere, daß die Journalistik von den großen Mächten beachtet wird, daß man ihr eine Stellung nicht mehr streitig machen kann, daß man sie als eines der vielen nothwendigen Übel, die sich aus der Zeit entwickeln, anerkennt.

Ich habe schon oben die Stellung unserer Bildung zu der politisch-periodischen Presse angedeutet, und wenn ich dort erwiesen habe, wie die letztere, unter den stattfindenden Verhältnissen, keinen unbedingten Einfluß, selbst im guten Sinne, geltend machen kann, so will ich hier noch darthun, daß sie, auch bei einer Emancipation der Presse, nie zu einem schlechten Einflusse gelangen wird. Man wird nämlich ihren Einfluß immer nur als einen Einfluß der Meinung betrachten, nie als einen des Wissens. Somit wird die periodische Presse in Deutschland immer nur eine untergeordnete Stellung behaupten, sie wird hier nur ergänzen, anregen, aber nie den Ausschlag geben; denn sobald es sich um Resultate handelt, halten wir uns doch an jene Begriffe, die wir

durch Erziehung und Unterricht erhalten haben. Während in Frankreich die Presse eine Majorität gewisse Ansichten über Politik zumeist, dann auch über Sitten, und endlich ziemlich dürftig über administrative Verhältnisse lehrt, während sie in England gewisse Ansichten, die Viele im Volke über Politik, Sitten, Handel, Industrie hegen, vertritt, während sie dort die Partheien leitet und hier ihnen dient, wird sie in Deutschland nur ihre subjektive Meinung aussprechen, und wenn sie mittelst dieser Meinung irgend einen Einfluß erlangt, so wird es nur dadurch möglich sein, daß sie dieselbe an die Vernunft lehnt. Die Vernunft wird die modernen Partheien so gut verwerfen, wie die historischen Thatsachen, sobald sie nicht mit ihr im Einklang stehen. Wenn ich also vorhin behauptete, wir würden uns, handele es sich um Resultate, stets an jene Begriffe halten, die wir durch Unterricht und Erziehung erhalten hätten, so soll damit nicht gesagt sein, wir würden das berliner politische Wochenblatt und die Hegelsche Philosophie in diesem Falle stets zu Rathe ziehen, sondern nur, wir würden nicht Meinungen und Partheiansichten als unfehlbare Richtschnur betrachten. Im Übrigen ist unsere Bildung der Art, daß sie, unter Aufsicht der Vernunft, alle Veränderungen erleiden kann und wird; nur muß ihr diese die alte Haut abstreifen, nicht die Zeit allein. Mit einem Worte also, die deutsche politisch-periodische Presse wird, wie sich auch die Verhältnisse gestalten mögen, stets eine bescheidene Stellung einnehmen, aber eine ehrenvolle Mission ist ihr immerhin beschieden, denn, ich be-

hauptet es wiederholt, die deutsche Journalistik ist dazu ersehen, die Vernunft an die Fragen der Zeit zu legen. Alle positive Bildung wird ihr ohne diese Ägide nicht helfen; oder kann man etwa behaupten, daß die Kenntnisse und die feine Dialektik des berliner politischen Wochenblatts nur den geringsten Einfluß ausübten?

Wie die politisch-periodische Presse Deutschlands in diesem Augenblick organisirt ist, wird sich besser bei den einzelnen Zeitschriften auseinandersetzen lassen; daß das Redaktionspersonal der meisten Zeitungen sehr oberflächlich ist, hab' ich übrigens schon oben zugegeben. Fassen wir nun hier noch einige allgemeine Gesichtspunkte der politisch-periodischen Presse ins Auge. Was ist an ihr wahr, was unwahr? Vor allen Dingen ist an ihr wahr, daß sie — bis auf wenige Ausnahmen — sehr schlecht fundirt ist. Die meisten deutschen Zeitungen haben eine solche Einnahme, daß sie nach den Kosten für Druck und Papier, einen mäßigen Unterhalt für den Redakteur und Verleger, und einige theilweise sehr dürftige Honorare für Korrespondenten abwerfen. Das rührt einestheils daher, daß die Journalistik bis jetzt in keinen innigen Beziehungen zu dem Volke steht, anderntheils aber daher, daß Deutschland demohngeachtet von Zeitungen überschwemmt ist; wenigstens hat kein anderes Land einen solchen Überfluß an Tagblättern, als jenes. Da man nun, der Verhältnisse wegen, höchstens nebenbei mit dem Geiste konkurriren kann, so konkurrirt man desto mehr mit billigen Preisen, und es ist bekannt, daß die

letzteren nur zu häufig bei den Abonnenten den Ausschlag geben. Man raisonnirt nämlich so: „wozu ein geistreicher Redakteur, da er doch nur sehr selten geistreich sein darf; ich nehme lieber eine billige Zeitung, da sie doch auch am Ende alle wichtigen Nachrichten enthält." Aus den geringen pekuniären Mitteln der Zeitungen folgen aber die geringen moralischen Mittel. Häufig sind die Redakteurs bloße Übersetzer und Kompilatoren, ohne politischen Überblick, ohne Gesinnung, ohne Charakter, ohne Tendenz, sie redigiren Zeitschriften aus dem Gesichtspunkte eines Handwerks, von welchem sie leben wollen. Häufig aber haben die Redakteurs Gesinnung und Charakter; in diesem Falle kann man sich auf den Gehalt des Blatts verlassen, aber nicht immer auf die Thatsachen. Seit der Ausdehnung der allgemeinen Zeitung, die übrigens stets eine Garantie für ihre Korrespondenten verlangt, eine Bürgschaft ihrer Person und ihres Charakters, oder eine Notorietät in dieser Hinsicht, ist es nämlich Sitte geworden, daß jede deutsche Zeitung einen, oder einige Korrespondenten im Auslande besitzt, theilweise weil es Mode ist, theilweise aber, weil man über die Grenze hinaus gelesen werden will. Man könnte dazu vielleicht tüchtige Männer finden, und theilweise geben sich auch solche dazu her, weniger weil sie gut bezahlt werden, als oft aus höheren Rücksichten. Meistentheils aber hat man — bis auf einige bekannte Zeitungen — keine Geldmittel, um ausgezeichnete und, was noch mehr sagen will, zuverlässige Korrespondenten zu honoriren, und hält sich deshalb an einige arme Hungerleider, die sich in jeder Stadt

vorfinden; oder an einige reiche Hungerleiber, die sich wenigstens in den größeren Hauptstädten antreffen lassen*). Jene dienen den Zeitungen, diesen dienen die Zeitungen, beide aber sind im größten Grade unzuverlässig. Die armen Hungerleider müssen um jeden Preis, bevor die Post abgeht, ein bestimmtes Quantum von Neuigkeiten beisammen haben, um die Spalten einer regelmäßigen Korrespondenz zu füllen, und Gnade Gott den öffentlichen und quasi-öffentlichen Personen, die ihnen an einem Tage in die Hände laufen, wo sie zufällig keine Ereignisse zu berichten haben, keine Unglücksfälle, keine Prügelei und dergleichen, was sich theilweise aus den Vorzimmern der Salons und den Gerichtsstuben, theilweise auch aus dem Gassenkoth zusammen fegen läßt. Jene öffentlichen und quasi-öffentlichen Personen werden in diesem Falle aushelfen müssen. Hört man etwas über sie, so wird es in die Korrespondenz gesetzt: sie verheirathen sich z. B., oder sie werden eine Reise machen, oder sie haben einem Gastmahl beigewohnt, oder sie sind von einer Regierung gewonnen worden, welche letztere Bemerkung meistentheils eine geheimnißvolle, aber deshalb um so zuverlässigere Färbung enthält. Hört man nichts über sie, so wird man doch

*) Die Leser werden schon einsehen, welche Herren ich unter den reichen Hungerleidern verstehe. Es sind häufig Titular-Staatsräthe und Geheime Hofräthe, die von den Regierungen dafür anständig bezahlt werden, daß sie umsonst den Zeitungen rechts und links Nachrichten im Interesse jener zusenden.

so viel Kombination besitzen, um einiges über sie erfinden zu können. Man schreibt nun: „sicherem Vernehmen nach" oder „aus glaubwürdiger Quelle," und nun folgt eine Lüge, die häufig an Logik denen des berüchtigten Münchhausen nichts nachgibt. Aber gesetzt auch, diese Leute verfahren durchaus in gutem Glauben, so werden sie sich doch mit Vergnügen Alles weiß machen lassen, was diesem oder jenem durch den Kopf fährt. Sie sitzen und gehen allenthalben mit offenem Ohre und Munde, stets in Erwartung und Spannung, stets lauschend und Neuigkeiten einathmend; wie sollten sie Zeit, zu untersuchen haben? Was Wunder also, daß man sie bald erkennt und Spaßmacher ihr Spiel mit ihnen auf Kosten der Wahrheit treiben. Mit einem Worte, in einer Stadt, wo es solche Berichterstatter gibt, ist jeder, der nur in öffentliche Beziehung zu bringen ist, verrathen und verkauft; denn die armen Hungerleider schnappen uns das Wort vor dem Munde weg, ja, so dumm, wie sie auch sind, sie errathen unsere Gedanken, wie „paar, oder unpaar." Was sie rathen, das lassen sie drukken, wenn sie ohne Stoff sind. Und dann hat man nicht zu zwei Korrespondenzen Stoff, wenn man eine Lüge, oder eine Unwahrheit berichtet; denn man muß sie ja auch, als ein gewissenhafter Berichterstatter, widerrufen.

Betrachten wir aber die reichen Hungerleider, die ohne Subventionen der Regierungen zu den armen gehören würden. Sie betrügen nicht das Publikum mit einigen oft an und für sich gleichgültigen Thatsachen, sie betrügen die öffentliche Meinung;

sie korrespondiren aus Frankfurt, von der russischen Grenze, und häufig mit der unverschämtesten Zuverlässigkeit, mit einer Unverschämtheit, die man kaum in Deutschland für möglich halten sollte, da hier die Journalistik, im Vergleich mit Frankreich, immer noch ehrlich genug verfährt. Unterrichtet sind diese Leute nicht im Geringsten, man gebraucht sie nur, und die Redaktionen lassen sie ihr Spiel treiben, weil solche Artikel doch in dem Auge des großen Haufens wichtig erscheinen und der Zeitung ein quasi-officielles Relief ertheilen.

Solcherweise aber treffen wir in einem großen Theil der deutschen Journale ein stehendes Geklatsch über gleichgültige und wichtige Dinge. Jene werden oft mit dem größten Ernste von den armen Hungerleidern besprochen, während die reichen Hungerleider diese mit einem vornehmen Achselzucken abfertigen. Man entstellt die Thatsachen, oder erdichtet dieselben, nicht aus dem Grunde, um, wie in England, oder Frankreich, die Meinung, die man verficht, zu unterstützen, sondern nur um sich einen Unterhalt zu erwerben, um von solchen Korrespondenzen zu leben. Eine Meinung hat man gar nicht einmal; denn ich kenne Korrespondenten, die für norddeutsche Zeitungen im konservativen Sinne und für süddeutsche im liberalen schreiben: dort polemisiren sie indirekt, oder selbst direkt gegen das, was sie hier geschrieben haben, und umgekehrt. Solchergestalt kann sich freilich die Journalistik im Ganzen und Großen keine Achtung verschaffen.

Aber ich sagte, nur ein Theil der deutschen Zeitungen halte

es solcherweise mit seinen Korrespondenzen; ein anderer verwendet in der That bedeutende Mittel, um sich gediegene Korrespondenten zu verschaffen. Ich führe hier nur die augsburger allgemeine Zeitung an, die leipziger allgemeine Zeitung, die hannoversche Zeitung, den fränkischen Merkur, denen sich viele andere anschließen. Was aber geschieht nun? Man druckt ihnen ohne Umstände diese Originalkorrespondenzen nach, und zwar so schnell, daß sie noch mit jenen Zeitungen zugleich, die so viel Geld anwenden, in die Hände der Leser dieser Zeitungen kommen, die oft gar kein Geld anwenden. Wie soll sich dabei eine Richtung der Journalistik herausstellen? Wie kann unter solchen Verhältnissen ein Ansehen der Presse herbeigeführt werden? Die mittleren Journale sind die Flöhe der größeren; aber wenn sie ihnen nur noch das Blut mit Maaß abzapften, etwa in Auszügen oder in einem summarischen Inhalt. Nicht doch, sie verfahren ganz nach Art des Vampyrismus; Abends, wenn die Post ankömmt, kriechen sie mit dem Rothstift aus ihren Gräbern und streichen nur an. Das könnte allerdings durch eine Regierungsmaaßregel verhindert werden, wenn man nämlich für gut fände, zu bestimmen: Originalartikel sollten nur in nuce, in ihrem wesentlichen Inhalte nachgedruckt werden; man würde in diesem Falle doch Geist und Leben eines Blattes respektiren müssen, und jene Zeitungen, die es sich so bequem machen, würden nun in die Kategorie gewöhnlicher Lokalblätter herabsinken, da die geringfügigen Korrespondenzen, die sie unterhalten können, nicht genügen möchten, ihnen ein allgemeine-

res Interesse zu verschaffen. In diesem Falle würde freilich die politisch-periodische Presse bald einen Gehalt erlangen und, was noch mehr, auch eine Stimme. Aber man wird von Seiten der Regierungen kaum eine solche Subvention der politisch-periodischen Presse erwarten können; diesen liegt eben nicht daran, dieselbe zu bevorzugen, oder auch nur sicher zu stellen, denn man würde sie auf diese Weise auch freier und unabhängiger machen, und die eigenen Landeszeitungen, von denen man doch wünschen muß, daß sie über die Grenze hinausreichen, auf das Inland beschränken. Übrigens wird man nicht widersprechen können, daß dieser Nachdruck der abscheulichste ist, und der, welcher am meisten beeinträchtigt; er tritt beinahe mit dem Original zu gleicher Zeit ins Leben, und die Originalkorrespondenzen werden ja gerade aus dem Grunde so theuer bezahlt, um der Zeitung, die sie erwirbt, einen ausgedehnteren Wirkungskreis zu verschaffen. Diese Absicht wird durch jenen beschleunigten Nachdruck wenigstens im Allgemeinen total vernichtet; denn die mittleren Zeitungen haben meistens einen solchen Umfang, daß sie die Quintessenz aller deutschen Journale jeden Tag ihren Lesern auftischen können. Aber um so abscheulicher ist ein solcher Nachdruck, weil er gewissermaßen, wie eine rechtmäßige Gewohnheit aussieht: man begnügt sich damit, die Quelle der bestohlenen Zeitung dem Artikel unterzusetzen, und jene muß zufrieden sein, wenn diese letztere Pflicht gewahrt wird. Selbst die allgemeine Zeitung erinnert nur dann und wann ihre Kollegen, die es unterlassen, an diese Pflicht. Über die Illegali-

kät des Verfahrens erhebt sich nirgends eine Stimme. Wenn man sich aber in Betreff der belletristischen Journale, nach einer Sicherstellung gegen den Nachdruck umsieht, so sollte man vor allen Dingen die politischen unter denselben Gesichtspunkt zu bringen suchen; bei jenen weist der Nachdruck nur auf das Original hin, er erregt Aufmerksamkeit auf sie und vielleicht sogar Theilnahme, bei diesen macht der Nachdruck eine Lektüre des Originals, wenigstens was die Masse betrifft, überflüssig; denn die politischen Korrespondenzen haben für die letztere immer nur das Interesse des Augenblickes. So mag der Nachdruck, mit Hinweisung auf die Quelle, der belletristischen Journalistik häufig von Nutzen sein, der politischen ist er in allen Fällen von dem größten Nachtheil.

Da ich aber einmal bei den Hindernissen stehe, die sich dem gedeihlichen Aufkommen der deutschen Journalistik entgegenstellen, so darf ich die Post nicht übergehen. In dieser Beziehung sagt Gutzkow im Telegraphen für Deutschland (Nr. 53): „Unglaublich sind die Mißbräuche, welche sich diese Anstalt bei dem Debit der Zeitungen erlaubt. Wir haben durch den Zollverein eine gewisse Handelseinheit bekommen, wir haben Aussicht, Münzen, Maaß und Gewicht nach gleichen Principien im gesammten Vaterlande geregelt zu sehen; aber das Postwesen ist, den Briefverkehr ausgenommen, ohne alle Einheit, und, speciell die Zeitungen anlangend, eine Anarchie. Zucker und Kaffee, Leder und Tuch kann von einem deutschen Staate zum andern selbst ohne erheblichen Zoll kommen; aber die Zeitungen werden mit einer Aus-

macherei befördert, die an's Unglaubliche grenzt. Für mein Exemplar der allgemeinen Zeitung, das in Augsburg Fl. 16 kostet, muß ich in Hamburg Fl. 26 zahlen. Man bedenke, daß die bairische Post schon der Expedition der allgemeinen Zeitung schwerlich mehr, als Fl. 12 für das Exemplar zahlt (25 pCt. Rabatt); somit hat die Post von Augsburg bis Hamburg am Exemplar 14 Fl., also beinahe soviel, als die Zeitung überhaupt in Augsburg kostet. Zufällig haben hier nur zwei Posten, die bairische und die thurn- und taxische, die mit der bairischen in Koburg abrechnet, den Gewinn zu theilen; aber man nehme einige andere Richtungen, wo jeder aufschlägt, jeder gewinnen will! Die allgemeine Zeitung kostet in Frankfurt Fl. 21 und einige Kreuzer, und nachträglich noch einen Aufschlag von Fl. 1 pr. Semester für den Durchgang durch Baden. Der deutsche Kourier kostet in Stuttgart Fl. 6, hier Fl. 13, 30 Kr.; der schwäbische Merkur in Stuttgart Fl. 6, hier Fl. 13, 30 Kr. Eine bairische Zeitung schlägt in ihrem weitesten Rayon vielleicht höchstens 3 Fl. auf; d. h. für eine Entfernung von 30 Meilen vielleicht. Eine Zeitung aber, die in Frankfurt Fl. 10 kostet, wird in Nürnberg, also auch etwa dreißig Meilen von Frankfurt, Fl. 17 kosten; demnach Fl. 7 mehr. In Preußen hat man die Sitte, statt Gulden, Thaler zu nehmen, ohne Unterschied auf die Entfernung. Die Oberpostamtszeitung kostet in Frankfurt Fl. 8, und in Koblenz, in Münster, in Berlin (falls nicht noch Zwischengefälle) acht Thaler. Hier herrscht wenigstens eine Methode, wenn auch die unbilligste von der Welt,

aber für ganz Deutschland sollte eine (und natürlich gerechtere) herrschen. Die Einrichtungen des Zeitungsdebits sollten so homogen sein, wie die der Briefbeförderung. Die Entfernung vom Ort des Erscheinens soll entscheiden, nicht die Zahl der dazwischen liegenden Staaten und deren willkührliches Aufschlagen des Preises. Die Folge der jetzigen anarchischen Einrichtungen ist die Abneigung der Privaten, fremde Blätter überhaupt zu halten, und die Unmöglichkeit für öffentliche Institute, deren viele zu halten."

„Die Postverwaltung könnte gewiß sein, den Ausfall, den die Herabsetzung der Zeitungspartie machte, durch die vermehrte Anzahl der Bestellungen, sogleich gedeckt zu bekommen. Ein Opfer, das die Billigkeit verlangt, müßte sie freilich ohne Entschädigung bringen; sie müßte für den Rabatt, den sie von der Expedition der Zeitungen nimmt, etwas leisten. Die Post in Frankfurt sagt: das frankfurter Journal kostet Fl. 7., sie zahlt dem Eigenthümer aber nur Fl. 5, 45 Kr., macht bei 4000 auswärtigen Exemplaren Fl. 7000 Gewinn. Was leistet sie dafür? Packt sie die Paquete? Nein; die Zeitung muß schon in den Paqueten abgeliefert werden. Befördert sie dafür die Spedition? Nein; in Wiesbaden kostet die Zeitung schon einen Gulden mehr. Treibt sie die Abonnenten auf? Sie meldet sie, aber sie sammelt keine. Sie verlangt das, was der Buchhändler auch bekömmt, und übernimmt doch nicht das Amt eines Buchhändlers. Hier ist es, wo die Postämter wieder einer Reform bedürften. Sie müßten sich dem Buchhandel nähern und diesen für das Journal- und Zeitungs-

wesen überflüssig machen. Sie müßten mit den *Zeitungsredaktionen* in *direkte* Verbindung treten, und nicht (z. B. bei Vertheilung von Probeblättern) ganz von der Oberregie abhängig gemacht werden, wo ein einziger bei dem Centralpostamte fungirender Beamter, der die Probeblätter unter den Tisch wirft, oder blindlings in die Welt schickt, den ganzen Erfolg einer Zeitung mit Füßen tritt. Die nächste Folge solcher *direkten* Berührungen würden Belohnungen für gewisse Quantitäten bestellter Exemplare sein, welche jede Zeitung gern dem thätigen Postamtszeitungsexpeditor bewilligen würde. Diese Sportel würden ihn zu angestrengterem Fleiße für die Interessen der Zeitung anspornen, während jetzt alles schlummerköpfig hergeht, die Post nur das expedirt, was bei ihr bestellt wird, und die Redaktion, oder der Eigenthümer der Zeitung nie weiß, kommen die Bestellungen von da, oder dort, ist da noch eine Lücke im Verkehr, läßt sich hier noch etwas für die Verbreitung versuchen u. s. w. Die Expedienten auf den verschiedenen Postämtern haben keinen Vortheil von ihren eingesandten Bestellungen, deshalb ist es ihnen auch gleichgültiger, ob sie mehr, oder weniger bestellen. — Soll ich meine Meinung sagen? von den 25 pCt., welche die Post beim Eigenthümer der Zeitung in Anspruch nimmt, gebühren ihr nur 10 pCt.; das Institut leistet ja nichts, was eines Rabatts würdig wäre; die andern 15 pCt. gebühren dem Zeitungsexpeditor des Postamtes, von dem die Bestellung kömmt, als Sportel. Wäre diese Einrichtung officiell organisirt, so würden alle deutschen Blätter sich um das Doppelte

heben, und alle neuen würden, wenn sie Theilnahme verdienen, diese auch schnell und reichlich finden." — So weit Gutzkow, und gewiß, er hat in der Hauptsache Recht, wenn man nur das Zeitungswesen in dem Maaße in Deutschland begünstigen wollte. Aber man darf nie vergessen, daß die Journalistik in Deutschland von den Regierungen nur als ein nothwendiges Übel betrachtet wird, man wird sie höchstens unter Bedingungen heben, aber auch nicht einmal zu einer theilweisen Emancipation wird man die Hand bieten. Und die Post wird entweder von der Regierung abhängig sein, oder doch Rücksichten nehmen. Aber wäre Beides auch nicht der Fall, welches Interesse soll die Post haben, 15 pCt. an den Zeitungsexpeditor abzugeben? Mit einem Worte, hier könnte nur die Regierung helfen, wie beim Nachdruck: hier werden so wenig, wie dort Motive der Billigkeit und des Rechts den Ausschlag geben.

Ich komme hier auf meine frühere Frage zurück: Was ist wahr, was ist unwahr an den deutschen Zeitungen? Man wird schon einsehen, daß ich jenen, die auf tüchtige und gute Korrespondenten sehen, eine größere Zuverlässigkeit einräume, als den anderen, die übrigens die Majorität bilden. Aber in jedem Falle darf die Wahrheit von Thatsachen und Meinungen nicht über das imprimatur der Censur hinausgehen; man wird also einsehen, daß hier stets Rücksichten zu beobachten sind, und oft nicht bloß Censurrücksichten, sondern auch diplomatische. So habe ich schon gesagt, daß die augsburger allgemeine Zeitung z. B. nur liberale Korrespondenzen aus dem europäischen Westen gestattet, bei Kor-

respondenzen aus dem Osten aber fast ausschließlich auf konservative Tendenzen hält. Indeß diese Rücksichten möchten angehen; man kann in den meisten Fällen doch eine Erzählung, oder ein Raisonnement sehr durchsichtig halten und, darf man die Wahrheit nicht aussprechen, sie wenigstens ahnen lassen. Die Censur aber — wie sie ist — wird häufig, ja meistens, aus einer Rücksicht ein Hinderniß der Presse. Es mag daher hier wohl am Orte sein, ihr Verhältniß zu derselben, wie es sein soll, anzudeuten.

Es wird keinem Zweifel unterliegen, daß die Censur nicht auf eine ausschließlich negative Richtung angewiesen ist; sie soll dafür sorgen, daß der Staat an der Presse keinen Schaden nehme, aber sie soll nicht einen bethlehemitischen Kindermord der Gedanken begehen — wie selbst Herr Steffens behauptet — um den Erlöser zu tödten. Daraus ergibt sich einestheils, daß die Censur nur ein Accessorium der Presse ist, daß sie sich zu derselben ungefähr verhält, wie die Polizei zur Gesellschaft, anderntheils aber, daß der Censor ein Mann von Einsicht und Umsicht sein muß, und nicht bloß ein Mann von Einsicht und Umsicht, sondern auch ein Mann von Charakter. Ich lege auf diese letztere Eigenschaft deshalb den Nachdruck, weil ein schwacher und feiler Censor, auch bei aller intellektuellen Fähigkeit zu diesem Amte, sehr leicht übersehen mag, daß er ausschließlich den Schaden, welchen der Staat an der Presse nehmen könnte, zu berücksichtigen hat, nicht die Interessen Einzelner, seiner Patrone, Gönner und Freunde etwa. Wenn ich aber behauptete, die Censur sei nur ein Accef-

sorium der Presse, so soll das soviel heißen, als die Censur soll nur der Presse folgen und ihr nicht voraneilen, sie soll sie beaufsichtigen, aber nicht leiten. Was würde man von der Polizei sagen, wollte sie den Wein verbieten, um die Trunkenheit zu verhindern! Nur dieser Grundsatz und die Fähigkeiten der Censoren — moralische wie intellektuelle — werden wenigstens einigermaßen Einheit in die Censur bringen und sie gegen Inkonsequenzen sichern; im entgegengesetzten Falle aber darf man sich nicht wundern, daß der Censor P h r a s e n streicht, und Ideen, die weit gefährlicher sind, als Phrasen, das imprimatur ertheilt, oder es anderen, die ohne alle Gefahr, verweigert, weil er sie nicht begreift. Man darf sich nicht wundern, daß derselbe Censor, der heute Morgen dieser Zeitung in Betreff dieses Gegenstandes, oder dieses Artikels das imprimatur ertheilte, es heute Nachmittag jener Zeitung in Betreff desselben Gegenstandes, oder desselben Artikels verweigert. Es ist nämlich zwischen Morgen und Nachmittag von irgend einer Seite ein anderer Wind gekommen, und zu untersuchen ist nicht Sache des Censors, er will sich keine schlaflose Nacht über irgend einen Artikel machen, er — streicht! Oder der Censor unterscheidet auch die Zeitungen, was in der einen abgedruckt werden darf, wird in der andern gestrichen, denn es würde hier, auch mit denselben Worten, doch weit nachdrücklicher lauten, als dort, es würde hier einen officiellen Charakter erhalten, während es dort nur ein Gerücht ist. Gewiß, die Censur nimmt die zartesten Rücksichten, sie mischt sich aber solchergestalt direkt in die R e d a k t i o n s verhält-

nisse, sie erklärt, der Redakteur darf in seiner Stellung diesen Artikel nicht abdrucken, statt daß sie sagen soll, ich, der Censor, darf in meiner Stellung nicht den Abdruck dieses Artikels gestatten. Was geht es sie an, was der Redakteur irgend eines Blattes seiner Stellung für angemessen hält.

Ich führe unter vielen Beispielen nur eins an, das den traurigen Zustand unserer Censur der politisch-periodischen Presse hinlänglich erweisen mag. Es wird auch darthun, daß sich nicht einmal die Regierungen auf dieselbe verlassen können. In einer süddeutschen Stadt nämlich, wo die Censur mehr Rücksichten zu nehmen hat, als die freie Stadt Krakau, ereignete sich kürzlich der Fall, daß der holländische Gesandte verlangte, die Censur solle in den dortigen Zeitungen die Rubrik Holland nicht zulassen, und, statt derselben, die alte legitime Rubrik: Königreich der Niederlande setzen; denn das Königreich Belgien und die neue Ordnung der Dinge sei noch nicht von dem deutschen Bunde anerkannt worden. Obwohl die Zeitungen jener Stadt durchaus nicht Zeitungen des deutschen Bundes sind, so verfuhr die Censur dennoch auf der Stelle dem Verlangen des Gesandten gemäß. Was kam es auch im Grunde darauf an, wenn die Zeitungsleser, statt Amsterdam in Holland, Amsterdam im Königreich der Niederlande lasen. Aber man merke wohl, der holländische Gesandte hatte sich nur die Rubrik Holland verbeten, aber der Censor hielt dafür, das Wort Holland sei ein für alle Mal von jenem verpönt worden, und strich es deshalb stets, wo es sich nur in den seiner Cen-

sur unterworfenen Zeitungen blicken ließ. So liefen denn, außer dem Sinn und dem gesunden Menschenverstand, auch Nationalität und Patriotismus des Holländers in denselben Gefahr, die Verlegenheiten und Weitläufigkeiten abgerechnet, wenn der Censor eine „holländische Armee" in eine „königlich niederländische Armee," oder doch in eine „Armee des Königreichs der Niederlande" übersetzen mußte. Aber ob auch der Censor hundert Augen auf Holland richtete, einmal entging ihm dennoch das verhängnißvolle Wort, und es erschien eine Zeitung, die das imprimatur des Censors gegen eine Kriegserklärung Hollands sicher stellte, mit „Holland," nicht als Rubrik, sondern im Texte. Der Censor war außer sich, er erklärte gegen den Redakteur, wie er ihm ein für alle Mal verboten habe, Holland zu erwähnen; er verlange deshalb nun von ihm, daß er selbst zu dem holländischen Gesandten eile, die Sorgfalt und Aufmerksamkeit des Censors bestätigen und seine (des Redakteurs) Schuld und Nachlässigkeit eingestehe. Der Redakteur konnte sich freilich nicht in die Angst des Censors finden, aber er mochte denken, die Censoren seien meistens nicht zurechnungsfähig, und wandte sich deshalb an den holländischen Gesandten, der ihm denn auch bald den Aufschluß ertheilte, daß es keineswegs seine Absicht gewesen sei, die Bezeichnung H o l l a n d, die allen Holländern werth und theuer sei, schlechterdings zu verbieten, sondern nur in jener Beziehung, als Rubrik. Der Diplomat wollte nämlich das Königreich der Niederlande wenigstens auf dem Papiere retten, aber der Censor hatte geglaubt, es han=

dele sich um einen Vernichtungskrieg gegen Holland, oder er hatte vielmehr gar nichts geglaubt, sondern nur als ein treuer Diener mehr gethan, als ihm geboten war. Aber auf diese Weise wird man noch dahin kommen, daß die Censur nicht bloß Karthago zerstört," sondern auch Rom dazu. Wer noch mehr von der Vorsicht deutscher Censurbehörden erfahren will, der lese die „Denkwürdigkeiten der frankfurter Censur" in Börne's „gesammelten Schriften."

Man wird übrigens zugeben müssen, daß in den meisten Staaten die Censur von den Regierungen sehr obenhin berücksichtigt wird; man wird oft mit der Ernennung eines Polizeikommissairs weit mehr Umstände machen, als mit der eines Censors. Nicht selten wird der erste beste dazu genommen, fast immer aber ist die Censur eine Beigabe eines andern Amts. Die Last der Censur läßt sich einmal nicht bestreiten, und da sie die Regierung nicht vergüten will, und die Verleger, oder Redakteurs der zu censirenden Blätter auch nur gezwungen, so muß man sie schon in der erwähnten Weise behandeln und *nebenbei* unterbringen. Das ist in der That sehr traurig; wo alle Interessen im Staate als Hauptsache behandelt werden, da muß sich die Presse wie eine pauvre honteuse behandeln lassen. Was folgt aber aus diesem *nebenbei*? Man wählt in zehn Fällen fünf Censoren, die ihrem Amte in keiner Hinsicht gewachsen sind, die keinen humanen, keinen literarischen, keinen politischen, keinen gesellschaftlichen Überblick haben, ja, die nicht einmal diesen Mangel durch einen gewissen praktischen Takt zu ersetzen wissen. Aber, was sage ich,

Überblick — Takt — sie haben oft nicht einmal Kenntnisse. Was haben nun solche Leute zu thun? In allen zweifelhaften Fällen, d. h. in Fällen, die sie nicht begreifen, wird gestrichen, und zwar ohne Erbarmen; denn hier helfen keine Vorstellungen, keine Gründe, hier helfen keine Bitten, keine Drohungen. Vorstellungen und Gründe helfen nicht, weil solche Censoren sie nicht verstehen und sich ihr Ansehen zu vergeben fürchten, halten sie andere für klüger; Bitten und Drohungen helfen nicht, weil es nicht konsequent wäre, nachzugehen, und weil der verantwortliche Censor nur bei Beschwerden, die diese oder jene Regierung, oder bedeutende Behörde über eine zu liberale Censur erhebt, als Sündenbock behandelt wird, nicht aber umgekehrt, bei Beschwerden der Presse über eine zu strenge Censur. Hier wird die Obercensurbehörde im schlimmsten Falle reformiren, und dann ist wenigstens der Censor ohne Verantwortung. Aber wie selten wird bei der periodischen Presse selbst eine solche Reformation eintreten? Hat man hier Zeit, Beschwerde zu führen, wo meistens zwischen der Censur und dem Druck nur einige Minuten liegen? Und was hilft die Reformation später? Soll sie eine Genugthuung gegen den Censor sein? Damit ist der Presse nichts gedient, und der Censor wird bei dieser Genugthuung ruhiger schlafen, als wenn ihn Zweifel wegen Verletzung dieser oder jener Rücksichten quälten, die er diesen, oder jenen Menschen schuldig ist und die er mittelst eines Censurstrichs am besten wahrt.

Gesetzt aber, die Censur ist an und für sich in guten Händen,

d. h. in Händen von Männern, die absolut fähig sind; sind sie es auch immer relativ? z. B. wird ein Literat, der Censor ist, statt des Staats-, nicht vielmehr sein System berücksichtigen? Gentz censirte Schnellers „Einfluß Österreichs," und da dieser die Censur jenes unter dem Texte hat abdrucken lassen, so wird man zur Genüge aus ihr ersehen können, wie Gentz censirt hat: ein Drittheil nämlich ist von dem Censor gestrichen, und zwei Drittheile sind von dem Publicisten mit achselzuckenden und wegwerfenden Bemerkungen versehen worden; wird nicht selbst der Drittheil des Censors mit auf Rechnung des Publicisten zu stellen sein? Gewiß; die beste Literatur ist noch immer keine gute Censur. Vorzugsweise nimmt man aber Juristen zu Censoren, und hier muß ich nur erinnern, daß das corpus juris keine Garantie einer guten Censur ist, obwohl Juristen sich im übrigen am besten zu diesem Amte qualificiren, da sie wenigstens indifferent genug dazu sein werden. Damit sie den Ansprüchen der Presse genügen, bedarf es jener Eigenschaften in ihnen, von denen ich bereits erwähnt habe, daß sie sich bei den wenigsten Censoren vorfinden, und die der Jurist sich weder in der Gerichtsstube, noch in dem Ministerium der Justiz erwerben kann, sondern einzig und allein, indem er sich inmitten der Tagesereignisse hält, nicht derjenigen seines Domicils, sondern derjenigen, die die Welt bewegen, oder wenigstens die Zeitungen. Aber die meisten dieser Herren lesen nur die Zeitungen, welche sie censiren.

Endlich wollen wir auch annehmen, der Censor ist absolut

und relativ zur Censur befähigt; man hat also seine Fähigkeit nicht als eine Fähigkeit *nebenbei* betrachtet, so wird doch in den meisten Fällen — wie schon gesagt — seine Anstellung als eine Anstellung *nebenbei* betrachtet werden. Was folgt daraus? Erhält der Censor keine Vergütung, ist also sein Amt ein rein oneroses, so wird er es sich wenigstens so bequem als möglich machen, die Presse wird sich nicht nur nach seiner Zeit, sondern auch nach seiner *Laune* richten müssen; erhält er aber eine Vergütung, so wird er doch die Censur seiner regelmäßigen und Hauptbeschäftigung unterordnen, er wird nicht umhin können, sich häufig die zu censirende Zeitung in die Kanzlei, oder in das Ministerium, oder in das Polizeibureau zusenden zu lassen. Nun kann man aber leicht einsehen, welche Zufälligkeiten in diesem Falle auf die Censur einwirken können. Unter den Eindrücken, die dort den Censor einnehmen, wird zunächst nur die Presse leiden. Oft aber kann der Censor nicht einmal dort sein Amt verwalten, er ist dergestalt beschäftigt, daß er sich die Censur, bevor er an seine gewöhnlichen Geschäfte geht, erbitten muß. Erlaubt solches die Expedition des Blattes, so kann der Fall eintreten, daß der Censor einen ganzen Artikel streicht; man muß also ein Supplement einschieben. Wann wird dieses censirt werden? Der Censor ist nun bereits auf seinem Bureau, wird er, wider Erwarten und mit Aufopferung, sich dennoch dort zu einer Durchsicht des eingeschobenen Artikels verstehen, so muß er sich doch jede Erörterung verbitten und den harmlosen Artikel verlangen, wo das imprimatur nichts weiter ist, als

die gewahrte Form. Häufig aber kann der Fall eintreten, daß der Censor in diesem Falle Redakteur und Leser auf das imprimatur warten läßt, bis er vom Rathhause zurückkehrt. Dann aber wird doch die Censur in der That ein Hinderniß der Presse, statt dieselbe abzuhalten, hält sie sie nur auf. Aber die Censur soll nie ein Hinderniß machen; denn hier ist stets Gefahr im Verzuge.

In manchen Städten erscheinen viele Journale. Genügt hier ein Censor nicht (aber häufig muß er genügen, und zwar nicht nur für Journale, sondern auch für die übrige Presse — ich sage, er muß genügen, selbst wenn er, außer der Censur, noch ein anderes Amt zu verwalten hat), so wird die Censur an mehre vertheilt — wie z. B. in Berlin — aber nicht selten sehr rücksichtslos. Statt die politischen Zeitungen, wenn deren verschiedene in einem Orte erscheinen, einem Censor anheimzugeben, übergibt man sie häufig mehren, wodurch natürlich die größten Inkonsequenzen veranlaßt werden.

Ich weiß nicht, wie im Allgemeinen die Instruktionen für Censoren abgefaßt sind, aber ich habe schon gesagt, daß dem Charakter und Takte des Censors das Beste überlassen werden muß. Was helfen die speciellen Instruktionen, wenn die Censur allen Einflüsterungen und Insinuationen von Außen Gehör gibt. Gesetzt, die Regierungen hätten wirklich keine Achtung vor der Journalistik, weil diejenigen, welche sie vertreten, moralisch unzuverlässig sind, so sollten sie dafür sorgen, diese Unzuverlässigkeit zu heben und nur Befähigten die Herausgabe und Redaktion politischer Zeitungen ge-

statten, aber die Censur müßte in allen Fällen Achtung vor der Presse haben. Diese Achtung, die sich freilich nicht gebieten läßt, sondern nur auf Intelligenz beruhet, wird allein die Presse gegen Eigenmächtigkeiten des Censors sicher stellen. Nun frage ich aber, wie viele Censoren haben Achtung vor der Presse, wie viele sind überhaupt zur Achtung geeignet, die periodische Presse möchte noch so befähigt sein. Persönlichkeiten der gröbsten Art kommen täglich in der periodischen Presse vor, ohne daß der Censor ihnen in den Weg tritt, während er, im Zweifel über eine den Staat unmittelbar treffende Ansicht, den Rothstift ergreift. Ich sage, unmittelbar; denn Schmähungen und Verunglimpfungen gegen Einzelne treffen den Staat und dessen Tendenzen nicht minder, er hat die rechtliche Freiheit der Einzelnen verbürgt. Hier sollte der Censor, hätte er keinen höheren Maaßstab, lieber die Polizei zur Richtschnur nehmen. Wenn man sich auf der Straße keine Beleidigungen in Wort oder That wider einen Andern erlauben darf, warum denn in der Presse? Hier sollte die Censur verhindern, wie die Polizei. Ich habe dabei natürlich Persönlichkeiten vor Augen, die gegen die öffentliche Sittlichkeit verstoßen; Persönlichkeiten über irgend einen Beamten, oder sonst Bevorzugten, und dessen Verwandte bis zum sechsten Grade kanonischer Rechnung werden ohnedieß von umsichtigen Censoren gestrichen, selbst wenn sie ohne alle Gehässigkeit abgefaßt sind, und ihre Vertretung hinlänglich dem verantwortlichen Redakteur überlassen werden kann. Ja mir ist schon der Fall vorgekommen, daß ein Censor eine

gleichgültige Bemerkung über einen Autor, die übrigens für die literarische Stellung desselben von Bedeutung war — derselbe war nämlich Ökonom, eine Eigenschaft, die seiner Muse eine eigenthümliche, aber durchaus nicht widerstrebende Richtung gegeben haben mochte — mit dem Bemerken strich, der Erwähnte sei mit dem regierenden Bürgermeister verwandt. Dieser regierende Bürgermeister wohnte im Süden Deutschlands, und jener in der Mark Brandenburg; aber der Censor übersah den örtlichen und geistigen Raum, der die beiden Verwandten von einander schied, und censirte rein nach Verwandtschaftsgraden, und zwar nach sehr entfernten. Man sage mir nun noch, der Censor müsse Gründe angeben; hier wurde ein Grund angegeben, und zwar ein sehr triftiger. Drohte man aber demselben Censor mit einer Bekanntmachung seines Verfahrens in fremden Blättern, so zuckte er die Achseln und meinte, das könne er nicht ändern. Ihm war der Bürgermeister lieber, als die öffentliche Meinung.

Nichtsdestoweniger möchte es gerathen sein, den Censor zu Gründen zu verpflichten; denn nicht alle Censoren opfern ihr Ansehen und ihren guten Namen einem Bürgermeister. Solche Gründe, würden sie schriftlich angegeben, würden die Presse in den meisten Fällen gegen die Laune des Censors schützen, und auch gegen seine Unkunde der Verhältnisse; denn er würde sich denn doch in zweifelhaften Fällen Raths erholen müssen.

Die Berufung von dem Censor an eine Obercensur ist eben so nothwendig, wie natürlich; aber bei der periodischen Presse ist sie

meistens ohne Nutzen; da, wie schon gesagt, hier Gefahr im Verzuge ist. Ein Obercensurkollegium würde in diesem Falle jede Berufung unmöglich machen, und doch findet sich ein solches häufig. Wo aber, der Schnelligkeit wegen, nur eine Person diese Obercensur verwaltet, da wird sie auch nur zufällig zu Hause zu treffen sein. Auch in dieser Hinsicht müßten sorgfältige Vorkehrungen getroffen werden, auch die Obercensur müßte der politisch-periodischen Presse rasch an die Hand gehen. Ich will damit kein Kollegium, als letzte Instanz, verwerfen, ja, ich halte es, der Zuverlässigkeit wegen, für nothwendig, aber die mittlere Instanz müßte summarisch zu erreichen sein und summarisch entscheiden.

Über die Frage: wann der Censor bezahlt wird, wer soll die Censurgebühren tragen, der Staat, oder die Presse? zu entscheiden, möchte nicht zweifelhaft sein. Der Censor dient dem Staate allein, die Presse kann ihn füglich entbehren, folglich muß ihn der Staat entschädigen. Hie und da aber hat man in der That aus der Censur eine einträgliche Sinecure gemacht, wodurch denn die Presse in die erbärmlichste und abhängigste Stellung gebracht und häufig als eine Lebensrente eines Schwachkopfs benutzt wird. Dann und wann kömmt auch der Fall vor, daß der Censor selbst die Censurgebühren bestimmt. Beide Fälle sind jedoch selten, aber schon diese Ausnahmen sind gefährlich.

Die Meinung, daß der Censor nur in Beziehung zu dem Drucker stehe, nicht zu dem Geiste der Presse, also zu dem Autor, hat denn auch die unbillige Anforderung veranlaßt: der Censor

müsse den Druck censiren und nicht das Manuscript. Welch' ein Aufenthalt ergibt sich hier, wenn gestrichen wird, welche vergebliche Mühe wird der Redaktion und dem Setzer in diesem Falle gemacht. Die Presse scheint hier wahrlich nur des Censors wegen erfunden zu sein, Alles ist auf seine Bequemlichkeit abgesehen. Billig wär' es gewiß, der Censor läse die Censur im Manuscript und in jenen bereits gedruckten Artikeln, die aus einer Zeitung in die andere übergehen, noch bevor sie für die zu censirende Zeitung abgesetzt sind. Fände sich ein unleserliches Manuscript vor, so müßte der Redakteur, oder ein Mitarbeiter der betreffenden Zeitung dem Censor bei der Dechiffrirung an die Hand gehen.

Ich habe versucht, die Mängel des deutschen Censurwesens hervorzuheben; übrigens möchte es an der Zeit sein, wenn die deutsche Bundesversammlung, wie sie den Nachdruck einer Berathung und bereits einem Gesetze unterworfen hat, auch die Censur unter einen allgemeinen Gesichtspunkt brächte. Freilich könnte dabei nur die Form in Betracht kommen; aber, was diese betrifft, so möchte es sehr leicht sein, ihr Einheit und Zusammenhang zu verschaffen. In welchen äußeren Grenzen die Censur sich bewegen soll, solches ließe sich allgemein bestimmen, in welchem Geiste aber, muß man allerdings dem Takte, der Intelligenz, dem Charakter und dem Ehrgefühl des Censors überlassen.

Zweites Kapitel.

Die augsburger allgemeine Zeitung. — Gesichtspunkt der Redaktion. — Gründung der Zeitung unter dem Namen „neueste Weltkunde." — Schiller, der die Redaktion übernehmen soll, zieht sich noch vor dem Beginn zurück. — Posselt, Huber, Stegmann, als Redakteurs. — Die allgemeine Zeitung wählt den neuen Redakteur aus den früheren Assistenten. — Andeutungen über ihr Verhältniß zu den Regierungen. Nicht Partheien und Tendenzen, sondern nur Meinungen aller Farben werden hier vertreten. — Kolb als Redakteur. — Die äußere Form der allgemeinen Zeitung. — Der Inhalt derselben im Allgemeinen.

Man könnte sagen, die augsburger allgemeine Zeitung wäre eine europäische, wenn sie nicht zufällig in Deutschland erschiene. Ihr Gesichtspunkt ist universell, aber sie leidet an den eben gerügten Verhältnissen, an der beschränkten Presse, an den Posten und an dem Nachdruck. Beengt jene den Geist in ihr, so sind diese ihrer allgemeinen Verbreitung entgegen. Nichtsdestoweniger gibt es kein Tagblatt und überhaupt keine Zeitschrift in Europa, die sich, gleich ihr, auf der Höhe der Ereignisse hielte, die mit ihr an Vollständigkeit der Thatsachen, an Zuverlässigkeit, an Unpartheilichkeit und an Übersicht wetteifern könnte. Die allgemeine Zeitung ist nur in sofern Tagesblatt, als sie sich mit den Begeben-

heiten in Parallele hält, aber ihr Werth liegt in dem historischen Momente; sie bringt, so weit das angeht, die laufende Tageschronik sofort unter einen geschichtlichen Gesichtspunkt, indem sie bemüht ist, den Thatsachen nachzuspüren, ihre Motive zu sammeln, ihre Beziehungen zu ermitteln und ihre Folgen anzudeuten. Dabei verhält sich die Redaktion zunächst passiv, sie prüft nur und verwirft das offenbar Unerhebliche, sie hält das Zweifelhafte so lange zurück, bis es wenigstens die größere Wahrscheinlichkeit für sich hat, sie sorgt dafür, daß der Ton festgehalten werde, den die Neutralität bedingt, sie sorgt auch für die Wahrheit, indem sie wenigstens Überzeugung von ihren Korrespondenten verlangt, und eine richtige Logik, eine ruhige Würdigung. Die Partheien sind hier abgewiesen, aber nicht die Meinungen, sie mögen eine Farbe tragen, welche sie wollen; denn Bulwer sagt: „was vor zehn Jahren Philosophie war, ist jetzt Meinung." Mag man der allgemeinen Zeitung so wenig Koncessionen machen, wie man will, ein historisches Magazin ist sie wenigstens, aus dessen weiten Hallen sich die künftigen Historiographen der neuesten Zeit nicht nur die Thatsachen, sondern auch die Schlüssel zu ihnen holen werden. Es mögen verrostete darunter sein und andere, die nicht schließen wollen, aber es wird die Sache des Geschichtsschreibers sein, zu entscheiden über die Schlüssel, oder sie gar alle zu Einem umzuschmieden, der das Schloß der Begebenheiten öffnet; denn die Wahrheit liegt selten auf der Oberfläche des Tages, und es genügt schon, wenn die Gegenwart für jene Wahrheit sorgt, von der ich eben sprach, ob die

Prämisse die rechte sei, darüber mögen spätere Geschlechter entscheiden.

Die allgemeine Zeitung wurde unter dem Namen neueste Weltkunde gestiftet, und schon diese Bezeichnung deutet an, daß man gleich ursprünglich die bis jetzt befolgte Richtung vor Augen hatte. Der Plan ging von dem verstorbenen Buchhändler Cotta aus, der sich bemühte, Schiller für das Unternehmen zu gewinnen. Dieser erklärte sich auch anfänglich bereit, die Leitung zu übernehmen, aber wahrscheinlich nur aus pekuniären Beweggründen: das Genie mußte in Deutschland von jeher wirthschaftliche Rücksichten beachten; denn noch vor dem Beginne des Unternehmens trat Schiller bereits zurück, und seine desfallsigen Briefe an Herrn von Cotta beweisen eben zur Genüge, wie wenig Ernst es ihm mit seiner früheren Zusage gewesen sein mag. Er schrieb nämlich bald darauf an den Verleger: „Ehe Sie wegen unserer Zeitung Schritte thun, mein lieber Freund, so erwarten Sie noch einen Brief von mir, worin ich Ihnen durch überwiegende Gründe darzuthun hoffe, daß dieses Unternehmen, wenigstens unter meiner Direktion, viel zu schwierig und riskant sein wird." Kaum vierzehn Tage später aber setzte er dem Verleger seine Gründe, wegen Ablehnung der Redaktion, speciell auseinander. Sie lauteten: „Meinen letzten Brief, worin ich Ihnen wegen der politischen Zeitung meine Zweifel vorlegte, werden Sie nun längst schon in Händen haben. Ich habe dieser Angelegenheit unterdessen reiflich nachgedacht, und auch mit andern darüber Rath gepflogen, und die Gründe, sie aufzuge-

den, haben nun ein entscheidendes Übergewicht bei mir erhalten. Ich kann und darf weder mich, noch Sie exponiren. Mich würde ich exponiren, wenn ich mit einer hinfälligen Gesundheit in ein für mich ganz neues und eben darum höchst schwieriges Fach mich stürzte, wozu es mir sowohl an Talent, als an Neigung fehlt, und wobei ich doch die genaueste Ordnung beobachten müßte. Im ersten Jahre würde meine Anstrengung unbeschreiblich sein, denn außerdem, daß ich mich erst im Politischen überhaupt umsehen und eine unabsehbare Menge dahin einschlagender Schriften mir bekannt machen müßte, fiele auch die ganze Last der Redaktion auf mich, weil ich mit meinem Namen für die Güte des Werks stehen müßte, und meine Mitarbeiter noch nicht eingearbeitet wären. In diesem einzigen Jahre würde ich meinen ganzen Rest von Gesundheit vollends zu Grunde richten. Sie würde ich nicht weniger exponiren, weil die ganze Unternehmung, nachdem alle Auslagen schon gemacht, durch einen einzigen hartnäckigen Anfall meiner Krankheit, der im ersten Jahre so leicht eintreten könnte, unvermeidlich in's Stocken gerathen würde. Außerdem kennt das politische Publikum mich wenig, wenigstens nicht von einer solchen Seite, wo es zu meiner Geschicklichkeit in diesem Fache ein Vertrauen fassen könnte. Im Politischen würde sich ein Mann, wie Archenholz, Friedrich Schulz und dgl. zehnmal mehr Credit verschaffen können. Sie setzen sich mit sehr großer Wahrscheinlichkeit aus, viele Tausend Gulden, ohne Rettung, zu verlieren, und ich wage zugleich Gesundheit, Leben und schriftstellerischen Ruhm. Entsagen Sie also

einer für uns beide so äußerst riskanten Unternehmung, in so fern wenigstens, als die Ausführung derselben auf mir beruhen soll. Nehmen Sie vielmehr meinen Rath an, alles auf die Herausgabe der Horen zu verwenden, die für uns beide unendlich ehrenvoller, zugleich weniger gewagt und eben so viel versprechend ist. Diese Unternehmung paßt für mich, ich bin in diesem Fache anerkannt, ich bin hinreichend mit Materialien versehen und kann selbst bei einem geringen Grad von Gesundheit noch dafür thätig sein, weil ich es mit Neigung und mit innerm Beruf thun würde; und im schlimmsten Falle, wenn ich stürbe, würde sie ohne mich fortgehen können, da eine Auswahl der besten Schriftsteller dazu konkurrirt. Was den Verleger betrifft, so zweifle ich, ob eine Buchhandlung etwas Ehrenvolleres unternehmen kann, als ein solches Werk, das die ersten Köpfe der Nation vereinigt, und wenn dieß die einzige Schrift wäre, die Ihre Buchhandlung verlegte, so müßte schon diese einzige ihr dauernden Ruhm sichern."

Man sieht, Schiller hatte nicht die geringste Neigung zu einer politischen Zeitung, aber man wird auch die Beharrlichkeit und Umsicht des verstorbenen Cotta anerkennen. Er ließ sich durch Schillers Vorstellungen nicht irre machen und verfolgte seinen Plan, indem er jenem zu Liebe, freilich die Horen unternahm, eine Zeitschrift, die von 1795 — 1797 in Tübingen erschien, nichts desto weniger aber im Jahre 1798 die allgemeine Zeitung herausgab, eine Zeitschrift, die bis auf den heutigen Tag an Einfluß und Ansehen gewann und ihren Wirkungskreis immer mehr ausdehnte,

neben dem historischen Zweck den momentanen der Vermittelung verfolgen. In diesem Sinne fanden nicht nur die Regierungen ein Organ in diesem Blatte, sondern auch die öffentliche Meinung konnte sich hier nach allen Richtungen hin aussprechen. Ich sage, die Regierungen fanden ein Organ in der allgemeinen Zeitung, aber man würde Unrecht thun, diese Behauptung in dem Sinne zu verstehen, als stünde die allgemeine Zeitung in irgend einer direkten Abhängigkeit von irgend einer Regierung; denn wenn ich schon früher bemerkte, die Partheien fänden hier keinen Einlaß, so gilt das auch von den Regierungen, als solchen. Aber man findet gewisse Korrespondenzen in dieser Zeitung, die vom Main datirt sind, und andere mit †† von Paris, London, Preußen, Turin (augenscheinlich von einem und demselben Berichterstatter), noch andere aber mit ♀ aus Paris, die insgesammt konservative Tendenzen und politische Interessen deutscher Regierungen vertreten, aber nur im Gewande der Meinung, und nicht in einem speciellen Auftrage, auch ohne direkte Absicht, sondern höchstens, wie z. B. die †† bezeichneten, in sofern quasi=officiell, als sie an der Quelle unterrichtet zu sein scheinen. Eine unbedingte Vertretung aber solcher Tendenzen und Interessen findet nirgends statt. Mit einem Worte, auch die Regierungen haben sich hier eine Operationslinie gezogen, aber ohne die Redaktion in der entgegengesetzten Richtung zu beschränken. Die Rücksichten, welche von der letztern genommen werden, rühren lediglich aus ihrem Takte her, indem man es allerdings vermeiden muß, in Betreff des Nordens, eine libe=

rale Richtung, die den Tendenzen desselben zuwider läuft und mit dem dort Geschehenden in offenbare Konflikte gerathen könnte, zu adoptiren.

Wir werden Gelegenheit haben, auf diese Details ausführlicher zurückzukommen, verfolgen wir jetzt die äußeren Momente dieser Zeitung. Ernst Ludwig Posselt war ihr erster Redakteur, und sie erschien zuerst in Tübingen. Indeß nahm sich derselbe der Unternehmung, die Cotta seinem publicistischen Rufe anvertraut hatte, wenig an, mit einem Worte, Posselt entsprach den Erwartungen nicht, die man an das „historische Taschenbuch für die neueste Geschichte," welches ihm den Ruhm des größten deutschen Annalisten erwarb, knüpfen mochte, und da bald nach ihrem Entstehen die „neueste Weltkunde" unter dem Titel „allgemeine Zeitung" nach Stuttgart verlegt wurde, so wurde auch ein neuer Redakteur für dieselbe gewonnen. Ludwig Ferdinand Huber übernahm an Posselt's Stelle die Redaktion der „allgemeinen Zeitung." Als jener im Jahre 1803 Landesdirektionsrath in Ulm wurde, siedelte der Verlag derselben mit ihm von Stuttgart dorthin über. Die eigentliche Richtung des Instituts datirt also von Huber an. Huber's Vater lebte geraume Zeit in Paris, wo er selbst im Jahre 1764 geboren wurde. Die vermittelnde Stellung, die derselbe als Literator und Übersetzer zwischen französischer und deutscher Literatur einnahm, ist bekannt; sie mußte nothwendig auf den Sohn einen nächsten Einfluß ausüben. Huber verdankt seinem Vater, der 1804 als Lektor der französischen Sprache an der Universität

Leipzig starb, gewiß einen guten Theil seines Berufs zur politischen Journalistik in höherer Bedeutung. Die erste Anregung zur Ausbildung des Zeitungswesens in Deutschland ging bekanntlich von Frankreich aus, oder vielmehr von der französischen Revolution, und noch bis auf den heutigen Tag behaupten die Franzosen in der Journalistik einen Vorzug vor allen andern Nationen. Dieses Genre sagt der Beweglichkeit ihres Geistes vorzugsweise zu. Huber aber verband mit französischer Beweglichkeit deutsche Innigkeit und Tiefe; ein Terrain, wie die „allgemeine Zeitung" mußte seinem Talente den passendsten Wirkungskreis erschließen. Dieses Talent sehnte sich überall nach Leben und Umgang, die auch die Quintessenz seiner Schriften bilden, und wo konnte es sich besser ergehen, als in der Journalistik, zumal in einer so gedankenbewegten und ereignißüberfluthenden Zeit, wie die von 1798 — 1804 noch immer war, einer Zeit, in der die Übergänge der französischen Republik zum Kaiserthum sich entwickelten und feststellten, wo man bereits einen sicheren Überblick über die Vergangenheit hatte und fast einen eben so sicheren über die Zukunft, wo die französischen Zustände von Tage zu Tage mehr europäische Beziehungen annahmen. Huber starb 1804, in demselben Jahre, als dem Zeitungswesen des Kontinents durch Napoleons Thronbesteigung zuerst die äußerste Beschränkung drohte; ihm aber bleibt das Verdienst, den ersten Grund zu jener Richtung gelegt zu haben, die noch bis auf den heutigen Tag von der „allgemeinen Zeitung" befolgt wird, und die ich oben bereits hinlänglich bezeichnet habe. Aus-

gebildet und befestigt aber wurde dieselbe von Karl Joseph Stegmann, der, nachdem er bereits bei Huber's Lebzeiten der Redaktion assistirt hatte, nach dessen Tode dieselbe ausschließlich übernahm und mit ihr 1805, als Ulm von Baiern an Würtemberg überging und die Maxime des Königs Friedrich I. der Zeitung keine günstige Perspektive stellte, nach Augsburg übersiedelte. Hier muß ich auch des nun fast Grundsatz gewordenen Umstandes gedenken, daß ein Redaktionswechsel der „allgemeinen Zeitung nur mit dem Tode des bisherigen Redakteurs eintritt, und dann nur in der Weise, daß der bisherige Unterredakteur die Funktionen des Hauptredakteurs übernimmt. Eine solche Observanz beweiset wenigstens, wie wohlorganisirt dieses Zeitungsinstitut ist, daß man um diesen Preis selbst nicht fähigern Händen anvertrauen wird; aber es beweiset noch mehr, nämlich, daß man auch höheren Orts in der Persönlichkeit des Redakteurs eine Garantie für die einmal angenommene Richtung verlangt. So folgte Hubern Stegmann, und diesem in der neursten Zeit Kolb, der unter des letztern Leitung für die Redaktion gebildet worden war. Es ist bekannt, daß Stegmann bereits in seinen letzten Lebensjahren von der direkten Theilnahme an der Redaktion abgehalten wurde, nichts desto weniger möchte sein Tod die Verlagshandlung überraschen, da es nun einer neuen Bürgschaft, sowohl dem Publikum, alsauch den Regierungen gegenüber bedurfte, und das Institut selbst die zarteste Behandlung erheischt, um die öffentliche Meinung und die Stimmung der Regierungen sich zu erhalten.

Stegmann hat sich in ziemlicher Stille und Zurückgezogenheit für die „allgemeine Zeitung“ herangebildet. Sein Vater verlor in einem Bankerot sein ganzes Vermögen, er mußte demnach durch eigne Kraft seine Zukunft gründen. Somit arbeitete er zuerst in Berlin im Administrativfache, unternahm später eine Reise nach Italien, verlebte mehre Jahre in der Schweiz, wo er nach 1798 in Zürich Sekretariatsgeschäfte versah, gab hier die „Fragmente über Italien, aus dem Tagebuche eines jungen Deutschen“ heraus, schrieb Recensionen für die jenaische und hallische Literaturzeitung, übersetzte ein Gartenbuch aus dem Englischen, und trat endlich als Redaktionsassistent bei der allgemeinen Zeitung auf. Man wird aus dieser Laufbahn ersehen, daß Stegmann Ehrgeiz und Eitelkeit ziemlich fern lagen, und doch besaß er ausgebreitete Kenntnisse. Aber die Absichtslosigkeit seines Wesens machte ihn vorzüglich für die Richtung der allgemeinen Zeitung geeignet; hier würde ein Redakteur mit den ausgezeichnetsten Redaktionseigenschaften, aber selbstsüchtigen Charakters den ganzen Gesichtspunkt verrückt haben. Hier ist die Aufgabe, mit einem beweglichen Geiste unbeweglich in der Fluth der Ereignisse zu stehen und sich keinerlei Eindrücken des Augenblicks hinzugeben, aber allen Erscheinungen auf der Oberfläche des Tages rasch zu folgen und ihren Motiven und Beziehungen nachzuspüren. Durch welche verhängnißvolle Epochen hat Stegmann die allgemeine Zeitung nicht geleitet. Er glich in der That dem Steuermann im Sturme und unter dem Bereiche der Klippen, er durchschiffte das Kaiserreich Napoleon, den

Befreiungskrieg, die Restauration, die Julinsrevolution, ohne von einer Strömung der Zeit fortgerissen zu werden, oder nur auf Augenblicke aus dem Fahrwasser zu gerathen; aber Stegmann war, wie gesagt, absichtslos, er war ohne Prätension, verschlossen, oder vielmehr mit sich abgeschlossen, ruhig und ohne Leidenschaft. Solche Eigenschaften erklären nun allerdings, wie er seine Persönlichkeit dem Zwecke, auf welchen er einmal angewiesen war, gänzlich unterordnen konnte, wie er niemals dem Ehrgeize Gehör gab, wie er stets die Grenzen beachtete, die ihm die Verhältnisse setzten; aber sie erklären weniger, wie er das ihm anvertraute Institut innerhalb dieser Grenzen so frei und ungehindert ausbildete, wie er sich nie, weder auf dieser, noch auf jener Seite etwas vergab, wie er, mit einem Worte, ohne Umwege und doch ohne ein Hervortreten, sondern nur durch kluge Auswahl und Sichtung der Thatsachen und Personen die jedesmaligen Zustände genau zur Anschauung brachte; am wenigsten aber erklären jene Eigenschaften das Vertrauen der Regierungen, dessen sich Stegmann erfreute, ohne ihnen besondere Koncessionen zu machen. Ich glaube nun, die Richtigkeit seines Verfahrens theilweise in einer Eigenschaft suchen zu müssen, die Stegmann allerdings in hohem Grade besaß, nämlich in seiner Übersichtlichkeit; aber sie konnte nicht der einzige Grund sein. Würde man sagen, Stegmann besaß Takt, so hätte man damit auch nur eine oberflächliche Andeutung gegeben. Ich meine also, man thäte nicht Unrecht, wenn man sagte: er besaß Lebensweisheit. Aus dieser Tugend ist auch das Vertrauen der

Regierungen (natürlich kommen hier nur die großen Mächte in Betracht) zu ihm zu erklären, — womit man sonst in politischen Dingen so sehr kargt — denn Lebensweisheit bedingt stets Redlichkeit. Wenn ich also früher von diplomatischen Rücksichten sprach, die die allgemeine Zeitung nähme, so habe ich freilich dieselben schon nachgewiesen, glaube aber dennoch hier ergänzen zu müssen, daß Stegmann allerdings Talent in Fülle für die Diplomatie besaß, aber keinen Charakter, wenigstens keinen zu Intriguen, die doch hier immer ein wesentliches Moment bilden. Er soll auch Orden zurückgewiesen haben und ohne Schätze gestorben sein.

Ich habe Stegmanns Charakter und Redaktionsstellung so weit beschrieben, wie beide sich aus den Thatsachen folgern lassen, denn über sein Verfahren mag er selbst keine anderen Aufschlüsse gegeben haben; blieb doch sein Verhältniß besser in Dunkel gehüllt, um nicht weiteren und gefährlicheren Mißdeutungen unterworfen zu werden, als diejenigen waren, denen er, trotz seiner Zurückgezogenheit, sich nicht entziehen konnte. Aber Stegmann war es, der die allgemeine Zeitung als ein in der That europäisches Institut feststellte und ausbildete, der die Interessen der Regierungen schon vor der Juliusrevolution darauf hinlenkte (zwischen 1818 — 1820 bediente sich selbst die französische Regierung dieses Organs) und die Interessen der öffentlichen Meinung nicht weniger. Was man früher als einen Mißbrauch der Zeitungen angesehen hatte, das gestattete man der allgemeinen Zeitung jetzt, nämlich die Publikation von Aktenstücken und anderen Dokumenten,

die selbst auf außergewöhnlichem Wege in die Hände der Redaktion gelangen mochten. Schienen doch die Regierungen selbst die allgemeine Zeitung, deren Beziehungen zu späteren Geschichtschreibern immer mehr hervortraten, in dieser letztern Hinsicht anzuerkennen, und nicht bloß zur Vermittelung mit der öffentlichen Meinung, sondern um dem Urtheil der Nachwelt an die Hand zu gehen, hier das Wort zu nehmen. Der Einfluß und der Wirkungskreis der allgemeinen Zeitung wurde übrigens durch die Juliusrevolution, wo ihre nach allen Richtungen verbreiteten und unterrichteten Korrespondenten die reichste Ausbeute in den Ereignissen fanden, auf den Gipfel getrieben. Die öffentliche Meinung, die bis dahin fast geschlafen hatte, eilte in wilder Hast zu der periodischen Presse, und wo fand sie solche Genauigkeit, solche Zuverlässigkeit, solche Tiefe und solche Unpartheilichkeit, wie hier. Freilich wollte der Enthusiasmus zu jener Zeit die letztere am wenigsten, aber Stegmann blieb in seiner früheren Stellung; denn so leidenschaftslos er selbst war, so wenig erkannte er die Leidenschaften der Masse an, und es ist bekannt, daß seit Stegmanns Redaktion die Verlagshandlung auf keinerlei Weise auf den Inhalt der Zeitung influirte, also auch in jenem Augenblick nicht, der dem verstorbenen Cotta sein Lieblingsinstitut, die Leidenschaft seines Lebens noch in ihrem Glanze sehen ließ, unter dem täglichen Zuwachs der Abonnenten, der aber nichts an der Richtung desselben änderte. Und war nicht dieser Augenblick, der alles schwankend machte und der selbst die konservative Parthei ohne Mittel und Hülfe ließ,

ganz dazu geeignet, einen Zeitungsredakteur, der sich auf solchem Standpunkte befand, wie Stegmann, in die Bewegung zu ziehen!

Nach Stegmann übernahm **Kolb** die Redaktion. In die Redaktionsweise war derselbe durch den früheren Redakteur hinlänglich eingeweiht worden, und wenn er früher in Würtemberg in politischen Untersuchungen verwickelt gewesen wäre, so mag das um so mehr beweisen, daß die Regierungen, in Betreff des Redakteurs, nur eine **moralische** Garantie verlangen. Was die Persönlichkeit des jetzigen Redakteurs betrifft, so ist er entschieden liberal, aber philosophisch — eine Eigenschaft, die persönliche Tendenzen nicht aufkommen läßt — bieder, tüchtig und fest, man könnte sagen: hartnäckig und zäh. Ich habe schon früher bemerkt, daß Kolb die Redaktion bereits bei Stegmanns Lebzeiten — den körperliche Leiden aus dem Geschäfte im engeren Sinne entfernten — fast ausschließlich geführt hat, man wird demnach auch mit dem eingetretenen Redaktionswechsel in der Weise der Zeitung keine Veränderung bemerkt haben, und zwar um so weniger, als Tendenzen wenigstens von Herrn von Cotta abprallen, der zur Genüge erkannt haben wird, daß die allseitige Richtung des Instituts über den Zufälligkeiten der Zeit erhaben ist. Was aber in der allgemeinen Zeitung von der direkten Thätigkeit der Redaktion abhängt, das wird von Kolb mit nicht genug anzuerkennender Rastlosigkeit besorgt. So sind z. B. die englischen Zusammenstellungen in diesem Augenblick vortrefflich, und selbst die französischen, die bis dahin — wahrscheinlich weil die Korrespondenzen aus Paris sehr

umfassend sind — ziemlich oberflächlich behandelt wurden, werden umsichtiger und ausführlicher geordnet. Desgleichen verdankt man die Nachrichten aus dem karlistischen Hauptquartier wohl nur der umsichtigen Redaktion, die sie sorgfältig aus den verschiedenen karlistischen Journalen zusammenstellt.

Die allgemeine Zeitung erscheint in mäßigem Quartformat, und fast regelmäßig mit zwei Beilagen, deren zweite außerordentliche Beilage betitelt ist, und häufig in speciellen Abdrücken nach Österreich versandt wird, sobald sie nämlich der dortigen Regierung anstößige Artikel enthält. Unter dieser Voraussetzung ist das Debit dieser Zeitung in allen österreichischen Staaten freigegeben, eine Thatsache, die zugleich allen Annoncen dieses Blattes die ausgedehnteste Verbreitung sichert, da keine andere deutsch-politische Zeitung sich eines solchen Vorrechts erfreut. Regelmäßig werden also solchergestalt täglich zwei Bogen ausgegeben.

Was nun den Inhalt der allgemeinen Zeitung im Allgemeinen betrifft, so sind hier vor allen Dingen die Originalkorrespondenzen zu beachten, die so reichhaltig und, bis auf wenige Ausnahmen, auch so gediegen in keiner Zeitung der Welt angetroffen werden mögen. Die Verlagshandlung ist nicht nur bemüht, die bisherigen Verbindungen zu unterhalten, sondern dieselben auch immer mehr nach allen Richtungen, selbst den entferntesten, wohin nur die Geschichte ihre Fäden spinnt, auszudehnen. Theilweise unterhält sie sogar zu dem Ende Reisende, wenigstens sendet sie auf der Stelle, wenn sich irgendwo Ereignisse entwickeln, von de-

nen die Redaktion nicht durch bereits an dem Orte befindliche Berichterstatter zuverlässig und ausführlich unterrichtet werden kann, sofort ihre journalistischen Agenten dorthin, ohne irgendwie die augenblicklichen pekuniären Resultate einer solchen Mission in Anschlag zu bringen. Die Ehre des Instituts erfordert es, und schon dieser Maaßstab, der den Gewinn nie zur Hauptsache macht, wird das moralische Ansehen der allgemeinen Zeitung für alle Zeiten sichern. Außerdem aber benutzt Herr von Cotta die Blüthe des literarischen Lebens seines Verlags für die allgemeine Zeitung. Jeder Schriftsteller, der in die Cottasche Buchhandlung Eingang gefunden hat, wird von ihm gern in Beziehungen zu jener gebracht werden, und je nach seinen Fähigkeiten hier eine Stellung angewiesen erhalten. Einer solchen Stellung Gutzkow's verdanken wir seine öffentlichen Charaktere, Anderer nicht zu gedenken, die in gleicher Weise hier einen Wirkungskreis und einen Nebenverdienst fanden, der schon eine Unterwerfung unter die Rücksichten der Redaktion thunlich machte. Jene Fürsorge aber der Verlagshandlung für das Institut führte bald eine Ausdehnung über die politischen Interessen hinaus herbei. Man findet in der allgemeinen Zeitung nicht bloß die Welthändel berücksichtigt, sondern alle interessanten Fragen der Gegenwart und der Zukunft: Handel, Industrie, Gewerbe, Fabrikwesen, Erfindungen, Entdeckungen im Bereiche der Wissenschaft, ja sogar Kunst, Literatur und sociale Beziehungen werden in der allgemeinen Zeitung häufig gründlich, stets aber in ihren wesentlichsten Momenten besprochen,

und zwar ohne daß man sich auf einen bestimmten Raum beschränkt, etwa nur auf Europa, oder gar auf Deutschland, sondern stets von einem universellen Gesichtspunkte aus. Neben diesen Mittheilungen findet man in der allgemeinen Zeitung so ausführliche Notizen über merkwürdige Persönlichkeiten, wie der Raum erlaubt, häufig auch Charakteristiken und Biographieen, und bis zu Böttigers Tode sogar fortlaufende Nekrologe, die so rasch nach den Todesfällen erschienen, daß man fast glauben mußte, sie seien noch bei Lebzeiten der Verstorbenen geschrieben, ein Umstand, der nur dadurch zu erklären war, daß Herr Böttiger wahrscheinlich eine Liste derjenigen Celebritäten unterhielt, die sich in einem solchen Alter befanden, daß sie muthmaßlich nicht lange mehr zu leben hatten. Nach dieser Liste wurden dann wahrscheinlich die betreffenden Nekrologe in Mußestunden angefertigt, eine Hypothese, die wenigstens aus der Industrie des verstorbenen Hofraths Böttiger zu rechtfertigen ist.

(Fortsetzung und Schluß im nächsten Hefte.)

II.

Die
belletristisch-periodische Presse.

Erstes Kapitel.

Einleitung. — Vergangenheit und Entwickelungsphasen der schönwissenschaftlichen Zeitschriften in Deutschland. — Gegenwärtige Stellung derselben zum öffentlichen Leben, zur Gesellschaft, zur Literatur. — Blick auf verwandte Zustände in Frankreich und England. — Klassificationen. — Plan des Werkes.

Eine Darstellung der Grundsätze und Gesichtspunkte, welche uns bei Beurtheilung der schönwissenschaftlichen und doktrinären Zeitschriften leiten werden, dürfte hier, wo wir dieses Gebiet mit dem ersten Schritte betreten, eben so wohl an ihrem Platze sein, als eine allgemeine Übersicht desselben, gleichsam eine topographische und chorographische Orientirung in einem Lande, dessen Grenzen sich mit jedem Jahre erweitern. Betrachten wir also, ehe wir mit den einzelnen Erscheinungen und Erzeugnissen der schönwissenschaftlichen Journalistik in Deutschland den Anfang machen, die Stellung derselben im Allgemeinen, zum Leben, zur Literatur, zur politischen Presse, zur Gesellschaft. Nur auf diesem Wege wird es möglich sein, zu einem befriedigenden Gesammtresultate, wie zu einer richtigen Würdigung des Einzelnen zu gelangen.

Die belletristische — und von dieser wird hier immer nur die

Rede sein — Journalistik in Deutschland ist von dem Plane, den ihre ersten und frühesten Erscheinungen verfolgten, um ein bedeutendes im Laufe der Zeit abgewichen. Anfangs nur zu einem Organe der Kritik über literarische Leistungen bestimmt, hat sie, seit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts etwa, ein weiteres Terrain zu erobern gesucht und ihre Marken von bloß kritischen und historischen Zwecken ausgedehnt zu einem ganz eigenthümlichen, aus den mannigfaltigsten Elementen gemischten Genre, welches wir seinem Ziele nach, vielleicht am prägnantesten als „Unterhaltungsliteratur" par excellence bezeichnen können. Der Grund dieser Erweiterung ist einerseits in der Spekulation des Buchhandels zu suchen, der von jenem Zeitpunkte an erweislich einen entschiedeneren Einfluß auf die Literatur gewann, andererseits in einer nachgiebigen Akkommodation der Schriftsteller an die Bedürfnisse und Wünsche eines Publikums, das, der gediegenen und streng herben Kritik eines Lessing u. A. abhold, mehr zu leichteren und oberflächlicheren Produktionen hinneigte und diesen in der Journalistik um so lieber begegnete, als die specifische und goldene Schwere der klassischen Literaturwerke aus jener Epoche nicht eben eine Speise für Jedermann abgab. Auf diese Weise erklärt es sich, wie man auf die Idee kommen konnte, nach einer Vermittelung zwischen Poesie und Kritik zu suchen, in der beide Hand in Hand neben einander gingen, geleitet von anderen, gelegentlich gegebenen Stoffen aus dem Leben und Treiben der Gegenwart. Diese Vermittelung suchten die frühesten schönwissenschaftlichen Zeitschrif-

ten zu erreichen durch eine Olla potrida von bruchstücklich gelieferter Novelle und gelegentlicher Lyrik, nach Art der aus früheren Jahrgängen noch in bestem Andenken stehenden Musenalmanache und geselliger, oder anderer Taschenbücher, wozu als Repräsentation der Kritik die Besprechungen literarischer Erzeugnisse aus der nächsten Gegenwart hinzutraten. Auf diese Weise bildete sich, Schritt vor Schritt gewonnen, zuerst im „Morgenblatt," in der „Zeitung für die elegante Welt" und anderen Journalen aus jener Epoche, das Terrain, auf das sich noch jetzt viele Zeitschriften, nothgedrungen oder in freiwilliger Resignation einschränken.

Die sogenannte Restaurationsepoche, welche für die deutsche Literatur im Allgemeinen nur wurmstichige und hohle Früchte trug, verfehlte auch nicht auf die periodische Presse jenen entmannenden und diminutiven Einfluß zu äußern, mit dem sie in den geschlossenen Werken der Literatur auftrat. Die ganze Zeit, über der die Schwüle und Todtenstille einer nicht völlig entladenen Gewitteratmosphäre lagert, steht in literarischer Hinsicht unglücklicherweise obendrein in dem Schatten jener Kolosse, die, aus der vorigen Epoche herüberragend, die Dürftigkeit und läppische Impotenz einer kahlen und in kleinlichen Dingen sich ergehenden Gegenwart um so schneidender herausheben. Vergebens, daß man mit gewaltsamen Reizmitteln aus dieser Siesta sich aufzurütteln suchte; der mystische Dunst, womit eine Seite sich umhüllte, kontrastirte lächerlich mit dem knabenhaften und affektirten Hofrathsepikureismus der andern; auf beiden war eine Armuth, ein geistiger Bankerott be-

merkbar, die gewöhnlich einer Zeit voll Aufregung folgen, und an denen nur ein mit der Verdauung großer, selbst erlebter Ereignisse zu sehr beschäftigtes Publikum einen nothdürftigen Geschmack finden konnte.

Dieser gähnende und trostlose Geistesbankerott charakterisirt sich in den schönwissenschaftlichen Zeitschriften durch die fanatische Begeisterung, womit dieselben sich der Kunst, namentlich der scenischen, bemächtigen, um einen Götzen zu haben, dem sie ihren nüchternen Weihrauch streuen konnten. Aus jener Zeit schreiben sich alle Theaterskandale und Bühnenlitaneien, alle Panegyriken auf den Triller einer ersten Sängerin, alle Jeremiaden über den Fehltritt eines Solotänzers, alle Koulissenmisére und aller Recensionsunflath, den einige zurückgebliebene Journale, gleichsam das unveräußerliche „eiserne Vieh" jener traurigen, kastrirten Zeit noch jetzt mit sich umherschleppen.

Das Jahr dreißig, schon vorher durch zuckende Erdstöße und ahnungsvolles Wetterleuchten hier und da verkündigt, machte sich auch in der periodischen Presse der schönen Literatur als ein Jahr der Reform, wenigstens der Revolution, geltend. Es erscheint dieses Jahr wie ein Tropfen Scheidewasser, das die innere Farbe und den Geist der Zeitschriften zersetzend prüfen wollte. Was da nicht lauter war, hielt nicht Stich. Alle Bestrebungen traten schärfer hervor, die Kräfte regten sich freier und thatenlustiger, man hörte allenthalben die Schwerter klirren, Fähnlein, die dem Namen nach noch nicht einmal bekannt waren, sprengten keck über

die Scene, ein Murren und Rufen, wie das Grollen einer beginnenden Schlacht, dröhnte durch die Zeitschriften. Hauptsächlich war es aber eine Richtung, welche man die jungen Söhne jener Zeit, entsprossen aus kadmeischer Drachensaat, gebildet unter dem bleiernen Druck einer regungslosen, wiederkäuenden und kläglichen Alltäglichkeit, verfolgen sah. Diese Richtung ging auf nichts Geringeres, als auf eine Vermittelung der schönen Literatur mit dem öffentlichen Leben. Kecke und vorschnelle Hände griffen nach Früchten, die für jene Sphäre bislang zu den verbotenen gehörten, ein neues Feldgeschrei rief nach Sitz und Stimme bei den Entscheidungen jener welthistorischen Fragen, die die neueste Zeit wie Äpfel der Eris unter die eingeschlafenen Menschen geworfen hatte. Statt der Theaterkritik ward die Politik das enfant gâté jener kurzen, traumähnlich, aber in verworrenster Bewegung vorübergleitenden Epoche und wie ihre Vorgängerin an jener, so scheiterte sie an dieser, nur mit dem Unterschiede, daß dort eigene Schuld und eigene Entartung, hier eine von Außen erfolgende Reaktion den Felsen bildete, woran jede anlief.

Wir hätten also drei Entwicklungsphasen als besonders charakteristisch und bestimmend für die deutsche Journalistik zu unterscheiden: zuerst eine Periode, wo der Zweck der „Unterhaltung“ ein buntes und mannigfaches Ganze in derselben schuf, gleichsam ein Herbeibringen und noch ungeordnetes Zusammenstellen der einzelnen Elemente, hierauf eine Periode, in der artistische Interessen vorwalteten und die Journalistik zum bloßen Organe, zur Magd

fremder Künste erniedrigt wurde; endlich in neuester Zeit einen raschen Versuch, die belletristische Journalistik mit der politischen und dadurch mit dem Leben selbst zu vermitteln. Es würde nun zu untersuchen sein, wiefern dieser Versuch gelungen und welches die Stellung unserer gegenwärtigen Journalistik zu dem öffentlichen Leben und zur Gesellschaft, wie zur Literatur selbst sei.

Gestatten wir uns hierbei zunächst einige Seitenblicke auf die Journalistik zweier Nachbarvölker, mit deren geistigem Leben uns die neueste, ausgleichende und zum Universellen strebende Zeit in eine so mannigfache Wechselwirkung gesetzt hat, daß die Früchte dieses engeren Verkehrs auf allen Seiten und nach jeder Richtung hin tagtäglich sichtlicher reifen.

Wie steht die periodische belletristische Literatur in Frankreich? wie in England? Von diesen zwei Nationen wird hier zunächst nur die Rede sein können, da im Süden Europa's, in Spanien und Italien von einer schritthaltenden Ausbildung jener Literatur wohl nicht die Rede sein kann, der Osten und Norden aber in derselben Hinsicht noch ganz leere Felder bietet.

In Frankreich, von wo ja auch — wie oft genug von Freund und Feind wiederholt worden ist — die Tendenz der jüngsten Literatur in Deutschland die nächste Anregung empfing, in Frankreich hat die belletristische Journalistik scheinbar jenen Vereinigungspunkt mit der politischen Presse und dem öffentlichen Leben gefunden, nach welchem diesseits des Rheines unter so gewaltsamen und verzweifelten Anstrengungen getrachtet wurde. Wir glauben, daß diese

Vereinigung eine keineswegs förderliche für die schönwissenschaftlichen Journale zu nennen sei. In Frankreich erscheinen dieselben größtentheils als subordinirt den Interessen des politischen Blattes, das sie als Feuilleton — wohl ein bezeichnender und recht französischer Name für diese losen, flatternden, nur für einen Tag geschriebenen Blätter — begleiten. Die Tendenz und die Farbe der politischen Zeitung ist hier immer die Hauptsache; ihren Interessen ordnet sich der Feuilletonist fügsam unter. Hierdurch ergibt sich von selbst, daß von einer selbstthätigen und selbstständigen Produktion, von eigenthümlichen Richtungen und persönlichen Entfaltungen nicht wohl die Rede sein kann. Die Tagesgeschichte, die vielseitige, in allen Nüancen schillernde und sprühende Chronik von Paris soll in diesem Feuilleton aufgefangen und möglichst pikant wiedergegeben werden, nach allen den Richtungen hin, die in dem breiten und stolzen Strome des politischen Blattes keine Stelle fanden. Die pariser Theater, die Notabilitäten der Literatur, der Kunst, der Gesellschaft, die täglich keimenden und welkenden Neuigkeiten, das ist das Feld für jene Feuilletonisten, die in dieser Art nur auf französischem Boden wachsen und nur französischen Lesern gefallen können.

Als den ersten und einzigsten Repräsentanten dieser Genre ist natürlich Jules Janin zu nennen, jener kleine, untersetzte, auf tausend Chargen lustig abgebildete und karrikirte J. J., jener Mann, der nach Victor Hugo's Worten lebt wie ein Fürst, während wenige Fürsten wie er, mit dessen unleserlicher Handschrift in den

Redaktionsbureaux ein Reliquienhandel getrieben wird, jener ächt modern-französische Geist, der über ein Nichts angenehm, witzig, scharf zu plaudern weiß, eine delikate Anekdote mit lüsternen Augen und lüsternen Federstrichen erzählt, ein ungelesenes Buch in glänzenden und sprühenden Redensarten schlagend recensirt, — kurz jener unerreichte, unnachahmliche, geborene Feuilletonist. Mit ihm dienen, an demselben Journal des Débats, Nodier, Philarete, Charles, Löwe-Weimars, Nizard u. A. und man sieht schon an dieser einen Macht, die eine einzige politische Zeitschrift für sich gewonnen hat, wie sehr die letztere jener an äußerem Einflusse überlegen ist und dieselbe eben nur für ihre besonderen Zwecke wirbt, besoldet, verwendet.

Die politische Presse ist in Frankreich die dominirende, eine eigne Macht, beruhend auf den Säulen der Preßfreiheit und des allgemeinen Nationalgefühles, jenes Instinktes, möcht' ich sagen, der jeden einzelnen Franzosen, auch den auf der tiefsten Stufe des Staates und der Gesellschaft stehenden, mit den Interessen seines Landes und seines Volkes unzertrennlich verbindet. Mit dieser Macht verbündet sich, durch sie angezogen, die belletristische Tagesliteratur, jener untergeordnet, aber dafür an ihrer Gewalt, ihrem Einflusse participirend. In der That, wir haben bei allem Coterie- und Cliquenwesen, das man unsrer neuesten Literatur von einer gewissen Seite her so gern und so oft nachklatscht, keinen Begriff von jener geschlossenen Macht, die selbst einem so leichten und spielenden französischen Feuilleton inwohnt. Nur durch sie geht

der Weg zur Anerkennung, zu einer rühmlichen Stellung, zum „succès", in der Literatur, in der Kunst, in der Gesellschaft. Worauf der Pariser nicht durch das Feuilleton seines politischen Journales aufmerksam gemacht wird, das existirt nicht für ihn; er ignorirt es, er verleugnet es, wenn's sein muß. Das erklärt sich nur aus jener lebendigen und entschiedenen Partheinahme, die dem Franzosen nothwendig, dem prüfenden und gewissenhaft, langsam sich bestimmenden Deutschen kaum möglich ist. Ein Buch, eine Broschüre, die in den Feuilletons nicht besprochen wird, geht unter im Strome des täglich sich erneuenden Paris; ihr succès — wir haben kein Wort dafür im Deutschen! — ist entschieden, sobald sie éclat in jenen gemacht haben. Darum müssen alle Kräfte in Kunst und Literatur an den Feuilletons einen Anlehnungspunkt und ein Organ suchen und selbst die bedeutendsten, die anerkannten Größen derselben fanden ihre Bahn erst durch diese und erhalten sich nur auf diesen Schultern.

Ein Beispiel statt vieler. George Sand mußte erst durch den „Figaro" in der Literatur eingeführt werden, sie suchte Herrn Latouche auf seinem Bureau auf und ließ sich von ihm die Wege weisen zur romantischen Unsterblichkeit.

Wir haben in Deutschland ein intolerantes, ein verächtliches Wort für dergleichen moyens de parvenir, wir nennen das Handwerkskniffe. Bei uns verlangt man von einem Schriftsteller, er soll sich von selbst durch den Haufen stoßen, sich von selbst vor das große, indifferente Publikum hinstellen und ihm in die trägen

Ohren schreien: „da bin ich!“ Wenn Einer von seinen Freunden gelobt wird, so krächzen seine Feinde gleich über Cliquen und Coterieen, die Kunst soll einmal kein metier aus sich machen und das genie partout andre Wege gehen, als vernünftige Menschen. In Frankreich nimmt es Niemand einem Dichter übel, wenn er sein Lob in einem befreundeten Journale veranlaßt; man gönnt ihm da sein Organ so gut, wie dem Minister und dem Deputirten. Aber bei uns soll die Literatur immer in ihrer ideellen, kontemplativen Höhe über dem Leben bleiben; der Dichter soll vor den Augen der Welt nicht um Honorar schreiben, ja nicht einmal gut wohnen und gut essen und gut trinken, damit die traditionelle Illusion um ihn nicht verloren gehe, er soll sich unsterblich hungern durch seine eigene Kraft.

Damit haben wir es denn allerdings so weit gebracht, daß, während in Frankreich die schönwissenschaftliche periodische Literatur der politischen untergeordnet ist, die unsrige an den Buchhandel verkauft wird, und daß, während Jules Janin von Herrn Bertin seine 40,000 Francs für Feuilletons, für „Mätchen“ jährlich zieht, bei uns ein namhafter und tüchtiger Autor in Deutschland für dreihundert Gulden rheinisch eine ganze Zeitschrift redigirt, einen ganzen „Wald“ im Jahre zusammenschreibt.

Das oben angedeutete Verhältniß der periodischen schönen Literatur in Frankreich hat zur nothwendigen Folge, daß eben so wenig gediegene und pesante Leistungen in derselben zum Vorschein kommen, als eigenthümliche Richtungen durch sie eingeschlagen und

selbstständige Resultate von ihr gewonnen werden können. Da außerdem die politische Presse, eifersüchtig auf jedes Interesse, welches das Publikum an Dingen außer ihr in der Tagesliteratur etwa nehmen dürfte, alle bedeutenden Kräfte auf diesem Felde absorbirt, um mit denselben ihre Journale fördern, vielleicht auch nur dem Namen und der Auktorität nach zieren zu können: so ist es begreiflich, wie ein Aufkommen literarischer Zeitschriften und ein selbstständiges Existiren derselben schier unmöglich ist. Die Revue's wird man uns nicht als Gegenbeweis aufführen wollen, da diese nichts weniger sind, als doktrinäre, ja kaum literärische Zeitschriften. Die **Revue de Paris**, die **Revue des deux mondes**, die **Revue Universelle**, was sind sie weiter, als Feuilletons mit größeren Blättern, auf denen zu Zeiten der Name einer gefeierten Größe, eine Novelle von Sand, eine Kritik von **S.te-Beuve** glänzt; ihren Hauptstamm bilden aber immer leitende Artikel, welche mit der äußeren Tagesgeschichte in nächster Beziehung stehen. Zwei Deutsche machten in Paris den ersten Versuch, eine Vermittelung zwischen deutscher und französischer Journalistik zu treffen, Börne mit seiner **Balance**, Spazier mit seiner **Revue du Nord**, welche letztere sich in Form und Zuschnitt den Franzosen gänzlich akkommodirte. Wir wissen, daß beide äußerlich keine entsprechenden Resultate hatten.

Es wäre neben den „Feuilleton's“ und den „Revue's“ eine dritte eigenthümliche Spielart in der französischen Literatur zu erwähnen, die sich unseren deutschen schönwissenschaftlichen Zeitschrif-

ten noch am meisten nähert, die „Voleur's." Der Wirkungskreis dieser, auf Kompilation abzweckenden Zeitschriften, ist weniger die Hauptstadt, als die Provinzen, wie denn auch in den größeren Provinzialorten dergleichen erscheinen, z. B. in Lyon, in Strasburg u. a. m. Diese „Voleur's," die, weit ehrlicher als viele deutsche Genossen, ihr Handwerksschild offen an der Stirne tragen, wollen den Provinzen nur ein Panorama der Hauptstadt, mit ihren eigenen Zügen geschildert, zusammenstellen. Sie sind eine ganz untergeordnete, für das öffentliche und wissenschaftliche Leben bedeutungslose Erscheinung, die sich an die Encyklopädieen und Pfennigsblätter, diese verzogenen Kinder unserer Tage, anreiht. —

Mit weniger Worten werden wir die Stellung der literärischen Zeitschriften in England *) bezeichnen können, da hier nur ein praktisches Moment aufzufassen ist. Dem Anscheine nach sind die englischen Reviews ein ganz gedrungener, von tüchtiger Kraft und wissenschaftlichen Tendenzen strotzender Körper. Aber auch nur dem Anscheine nach. Wie in England selbst die schöne Literatur im großen praktischen, halb politischen halb kommerziellen Interesse in gewisser Hinsicht sich unterordnen muß: so auch

*) Einen lesenswerthen Aufsatz über dieselben brachten Bran's „Miscellen" in den letzten Heften des Jahrganges 1837. Wir können hier natürlich weniger auf Details eingehen, wo es sich um eine Würdigung ihrer allgemeinen Stellung handelt.

die literärischen Zeitschriften. Das englische Volk ist eine wenig poetische Masse; dafür sind aber Individuen aus demselben, wenn sie einmal als dichterisch Begabte auftreten, um so reicher und origineller, in sich gewissermaßen den Fond einer dem Ganzen mangelnden Poesie versammelnd und repräsentirend. Wir erinnern an Shakespeare und Byron. Wollte man diesen Engländern, deren politische Partheinahme nicht lebendig und beweglich ist, wie die der Franzosen, sondern einseitig, intolerant und starr, diesen Engländern, welche in den materiellen Interessen einer Eisenbahnaktie, einer Bankspekulation, einer neuen Maschine ganz und gar aufgehen, diesen Engländern, welche an den vortrefflichen Romanen ihres Capitain Marryat nichts eher zu rühmen wissen, als ihren heilsamen Einfluß auf die englische Jugend, welche durch sie die verlorene Lust zur Navy wieder erhalte, — wollte man ihnen mit der leichten und bunten Unterhaltung einer französischen Zeitschrift kommen, so würde diese ihr Geist eben so sehr perhorresciren, als ihr an Beefsteak und Plumpudding gewöhnter Magen eine omelette soufflée. Deßwegen müssen ihre Journale mindestens einen Artikel in jeder Lieferung bringen, der materielle Interessen des Lesenden befriedige, einen politischen Aufsatz über Parlamentswahlen, einen industriellen über Wollfärberei und Spinnmaschinen, einen kommerziellen über Dampfwagen oder Steinkohlen, kurz etwas Solides, Handgreifliches. In diesen Aufsätzen, zumal in den politischen, muß die Farbe, zu der der bestimmte Kreis von Abonnenten schwört, fest und dick aufgetragen sein; nur

für jenen ist das Blatt berechnet, der Redakteur spekulirt nur auf sie, nicht, wie in Frankreich, im Dienste der Regierung oder der Minister, oder der Opposition, oder irgend einer Faktion. In England herrscht also ein noch äußerlicheres Interesse, das Geld, und wie nachzuweisen ist, daß die englischen politischen Journale nur von diesem geleitet operiren, so ist auch dessen Einfluß auf die literärischen Zeitschriften ein unverkennbarer. Die englischen Zeitschriften honoriren ihre Mitarbeiter vortrefflich, im Einzelnen noch besser, wie die mehr in Bausch und Bogen zahlenden Franzosen. Ein Bogen in der Edinburgh-Review wird mit zehn, sechzehn, nach Umständen sogar mit zwanzig Pfund bezahlt. Dafür verkauft der Schriftsteller nicht nur seinen Geist, sein Wissen, seinen Witz an den Redakteur, sondern auch seine Überzeugung, wenn er eine andere hat, als die Abonnenten des letzteren. Vielleicht liest ein Lord, ein Esquire, ein Mr. So und So nur einen Artikel aus einer solchen Lieferung, der für ihn, den Tory, den Whig, den Radical, für ihn, den Fabrikanten, den Papierspekulanten, den Maschinenbauer, geschrieben ist. Dieß hindert ihn aber nicht, seine sechs bis acht Schillinge monatlich für die ganze Review zu zahlen und das Übrige, welches sie enthält, ungelesen bei Seite zu schieben.

Welcher Gestalt sonach die doktrinären und schönwissenschaftlichen Zeitschriften sein müssen, läßt sich leicht berechnen. Sie passen auf den Geist ihrer verschiedenen Abonnenten, wie ein angemessener und bestellter Rock auf deren Leib. Die im engeren Sinne

so genannte schöne Literatur, das heißt Gedichte, Novellen u. s. w., an der ein ausgewachsener Engländer selten reinen Gefallen findet, nimmt verhältnißmäßig geringen Raum ein. Sie, die mehr für den weiblichen Theil des Publikums bestimmt ist, erscheint lieber in den jährlichen Keepsakes, Annuals, Almanacs, Books of Beauties u. a. Werken der Art. Die wissenschaftliche Kritik muß sich außer den gebietenden Gesichtspunkten der Politik und der materiellen Interessen auch noch gefangen geben an die starren und verknöcherten Vorurtheile einer Nation, welche aus ihrem Schooße die ersten, die geistreichsten, die glühendsten Atheisten (Shelley!) gebar und die im Ganzen noch unter den rostigen Ketten sogenannter Sitte, religiöser Förmlichkeit und abgeschmackter Tradition umhergeht. Ein freies Entwickeln der Kritik, ein vorurtheilloses Würdigen fremder Leistungen, eine Vermittelung mit den ersten Geistern anderer Nation, ein Fördern geselliger, literärischer und artistischer Zustände darf man deßhalb nicht von englischen Journalen erwarten. Ich erinnere zum Beweise nur daran, wie dieselben über George Sand herfielen, in welchem Gesichtspunkte sie Heine's Wirksamkeit darzustellen wußten, ja mit welcher bigotten Verachtung, mit welch' frommer Entrüstung sie der eigenen Landsmännin, Lady Blessington, den Stab brachen. Daß auf der anderen Seite die Organe einer freisinnigen Parthei, welche in diesen neuen Bestrebungen einen Abglanz ihrer politischen Glaubenssätze und eine Korrespondenz mit ihren eigenen Tendenzen im Parlament und in der Kirche erhalten, dieselben Punkte auf eine ganz

entgegengesetzte Art besprechen, ist begreiflich; allein zu einem universellen, nach allen Seiten freien Wirken in der Kritik wird sich ein englisches Journal niemals erheben, da es an den Formen und den vorher streng gegebenen Gesetzen seiner äußeren Existenz kleben bleibt und von diesen den Geist nicht emancipiren darf, selbst wenn es wollte.

Hiernach brauchen wir wohl nicht erst zu versichern, daß die authentische Erklärung eines Engländers: „Wir haben die besten belletristischen Journale, weil wir am besten für sie bezahlen" unsere Meinung nicht ist. Wir glauben, daß eher der Name, der Glaube, die Überzeugung, wie in Frankreich, bedeutende Resultate hervorbringen kann, als das Geld und die mit ihm zunächst zusammenhängenden Interessen. Aber den Deutschen, die nichts Größeres kennen, als was der Wahlspruch des gothaer Kabinetsnachdruckes deutscher Klassiker besagte: „Wohlfeil, schön und gediegen!" diesen Deutschen imponiren die englischen Zeitschriften gewaltig, erstens durch ihren enormen, ihnen unerschwinglichen Preis, zweitens durch ihre treffliche Ausstattung, zuletzt durch die Mannigfaltigkeit des Inhalts, wobei Praktisches gar leicht mit Solidem, Nüchternes mit Ruhigem, Gelehrtes mit Wissenschaftlichem verwechselt wird.

Den französischen „Voleurs" gegenüber stehen in England die verschiedenartigen „Mirrors" (Spiegel), wie die „Reviews" der Form nach, den Revues zunächst kommen. Auch Feuilletons haben die englischen politischen Zeitschriften, welche sich Frankreich

akkommodiren, angenommen, allein Feuilletons, über die ein äch-
ter Britte bei seiner Tasse Thee mit einem gähnenden Pshaw, oder
mit einem achselzuckenden Pugh hinstreift, während ein Artikel in
Feuilletons der Debats, mit J. J. unterzeichnet, in einem Café
zu Paris eine kleine Revolution erzeugen kann.

Glückliche Pariser, die ihr ein Publikum findet, glückliche
Engländer, denen ein Honorar blühet! Bei jenen kann immer von
einer Stellung zum geselligen Leben die Rede sein, wenn auch
das öffentliche ihre eigentliche Heimath nicht ist; sie haben in
ihrer schönwissenschaftlichen Journalistik eine Macht, wenn auch
eine der politischen untergeordnete, und einen Einfluß auf Litera-
tur, Kunst und Gesellschaft. Der englische Journalist hingegen
erreicht materielle Zwecke, er tritt als Person vielleicht weniger in
den Vordergrund, aber seine zurückgezogene, vielfach beschränkte
Position hat doch ein goldenes Piedestal. Sehen wir im Vergleich
nunmehr zu, wie denn in Deutschland unsere periodische Presse
steht und wie sie namentlich ihre Arbeiter stellen kann. —

Aus jener traditionellen Zurückgezogenheit, in welcher der
deutsche Gelehrte von jeher sich dem öffentlichen Leben entfremdet
hat und die sogar bei einigen gepriesenen Schriftstellern, noch des
letzten Jahrhunderts, bis zu einer kindlich naiven Unwissenheit
und Beschränktheit in politischen Dingen ging, glauben wir erklä-
ren zu müssen, daß bis auf die neueste Zeit eine direkte und un-
mittelbare Verbindung zwischen schöner Literatur und Politik bei
unseren Schriftstellern nicht gefunden wird. Wenn nicht ein lo-

nalen Patriotismus, wie der des Horatius von der Spree, des Herrn Ramler, die Dichter zu einer Ode an den siegenden König oder zu einer Elegie über das unterdrückte Vaterland begeisterte, so hielten sich seine Werke fern von jenem Ein- und Abdruck äußerer, der Welt- und Zeitgeschichte angehöriger Dinge. Sie waren eben nur schöne, unterhaltende Literatur im strengsten Sinne. Dieß gilt ebenso wohl von der belletristischen Journalistik älterer Zeit; wenn man es nicht als eine Ausnahme ansehen will, daß einzelne politische Zeitschriften, z. B. die Haude-Spenersche, gelegentlich wohl auch literarische und artistische Interessen anrührte. Darin blieb aber diese Verbindung eine rein äußerliche und zufällige.

Erst den Befreiungskriegen und der durch sie erzeugten Körner-Arndtschen Poesie ist das Verdienst zuzuschreiben, die Literatur mit dem Leben durch ein stoffliches und der nächsten Zeit entlehntes Interesse vermittelt zu haben. Zu jenen Tagen stieg die deutsche Muse zum erstenmale aus den verschwiegenen Kammern ihrer Priester herab, mischte sich im freiwilligen Jägerhabit, der Lieblingsmaske jener Epoche, unter das Volk und sang, statt in den Sälen der gebildeten, civilisirten Klasse, ihre Lieder auf dem bewegten und fluthenden Markte der Städte, ja selbst unter der Dorflinde, wo früher nur idyllische Volkslieder getönt hatten.

Wir wissen, zu welch' kläglicher Rhetorik diese Poesie herabsank, sobald die Anregung und Begeisterung des Augenblickes verraucht war. Und wie es gewöhnlich zu gehen pflegt, daß an solche

Perioden der Anspannung aller geistigen Kraft eine desto fühlbarere Erschlaffung und Impotenz sich anreiht, wo das leere zungendreschende Wort sich spreizt, um zu der alten Seele zurückzukommen, statt daß, wie sonst, der Gedanke sich seine Form organisch bilden sollte: so auch in jener sogenannten Restaurationsepoche, über deren literärische Nüchternheit und Armuth wir oben schon geredet haben. Dort ist auch angedeutet worden, wie dieselbe erst ganz neuerdings einer neuen Erregung wich, deren Richtung freilich eine von der damaligen ganz verschiedene war, die aber noch entschiedener, als jene, auf eine Verbindung der Literatur mit dem öffentlichen Leben abzweckte und namentlich die persönlichen und materiellen Rechte der Schriftsteller an dasselbe geltend zu machen trachtete.

Was im Allgemeinen von der schönen Literatur hier gesagt worden, muß auf die periodische Form derselben insbesondere angewendet werden, die ja eben nur eine andere Erscheinungsweise, kein anderes Wesen derselben ist, und welche, weil sie sich den Einflüssen, den Aktionen und Reaktionen jedes Tages in ihrer periodischen Gestalt am bequemsten und schnellsten akkommodirt, den besten Spiegel für die literärischen Tendenzen einer Zeit abgeben kann. Dieselbe war und ist noch jetzt von der politischen Presse eine gänzlich geschiedene, für sich bestehende Macht, nicht wie in Frankreich eine Verbündete, nicht wie in England eine Dienerin von jener. Eben weil wir in Deutschland von einem öffentlichen Leben in französischem und englischem Sinne nicht reden können,

Weil wenigstens der allgemeine Antheil des Publikums, der Nation sich bei uns nicht so entschieden manifestirt, sei es nun durch bloße Partheinahme, oder durch unmittelbare Mitwirkung: eben deßwegen ist bei uns auch die schöne Literatur, selbst die periodische, weder ein Organ, noch ein Spiegel des öffentlichen Lebens. Unsere schönwissenschaftlichen Zeitschriften stehen gänzlich abgerissen und für sich da; sie lehnen sich nicht unmittelbar, weder in äußerer Erscheinung, noch in inneren Grundsätzen und Richtungen an politische Zeitschriften an; zwischen beiden ist kein Zusammenhang, kein wechselseitiges Unterstützen, als vielleicht durch eine gelegentliche Ankündigung; keine Konkurrenz, als die ganz äußerliche um Abonnenten. In Frankreich steht das politische Blatt mit seinem Feuilleton unter gleichem Zeichen und gleichem Einflusse; beider Redaktionen verfolgen dieselben Zwecke und bedienen sich derselben Mittel. Ist dieß vielleicht in irgend einem deutschen schönwissenschaftlichen Journale eben so der Fall? Kann hier überhaupt von einer Absicht, einer Farbe, einer Richtung auf das Öffentliche die Rede sein?

Nur das hat die Reaktion der neuesten Literatur erreicht, daß sie sich Stoffe entlehnen darf aus dem politischen Leben der Gegenwart; ihre Schriftsteller sind emancipirt von der Gefangenschaft am Schreibtische, von der Stubenatmosphäre, man sieht sie mitschwimmen im Strome, man hört ihre Stimmen und Meinungen im Geräusche dissentirender Partheien, auch dann, wann es etwas Anderes gilt, als den Tenor eines Hofopernsängers oder das Re-

nomée eines Frühlingsliederfabrikanten. Und weil das Interesse an der Gegenwart, die Theilnahme am öffentlichen Leben eine allgemeinere und entschiedenere geworden ist, weil man nicht mehr für Theater und Konzert und Ballett in einer ernsthafteren Zeit schwärmen mag, sondern sich nach draußen umsieht, deßwegen haben auch die schönwissenschaftlichen Journale sich diesen erweiterten Interessen akkommodirt und ihren Horizont sammt dem ihres Publikums vergrößert. So hören wir, daß jetzt in unsern schönwissenschaftlichen Zeitschriften die Köllner Frage, die Sache der Sieben von Göttingen u. a. m. ventilirt wird, wir lesen im Phönix Charaktere aus der badischen Ständeversammlung, wir erhalten von Dichtern, von Kritikern vom Fache Broschüren politischen Inhalts. Dieß alles sind die — einzigen — Trophäen, die sich die nach einer Stellung zum öffentlichen Leben strebende Jugend der Literatur aus ihrem Kampfe heimgebracht hat. Wenn darin freilich keine großen Zugeständnisse und keine gewichtigen Zeugnisse von einer öffentlichen Wirksamkeit zu erkennen sind, so gibt uns doch diese allmählige Näherung eine gewisse Bürgschaft für bedeutendere Resultate. In einem Lande, wo Alles durch Gewohnheit, durch langsame Erfolge vorbereitet und erzielt werden muß, ist es schon als ein Fortschritt und ein Errungenes zu betrachten, wenn die Namen von Tagesschriftstellern, die an der Spitze von schönwissenschaftlichen Journalen stehen, auch in die Politik übergehen und die Öffentlichkeit Kunde nimmt von deren persönlichen Schicksalen oder literärischen Leistungen.

Zum öffentlichen Leben behauptet also die deutsche Journalistik (belletristischer Seits natürlich) eine verhältnißmäßig nur untergeordnete, ferne, fremde Stellung. So viele Nachtheile dieß einestheils haben mag, so kann doch anderntheils nicht geleugnet werden, daß eben durch diese abgeschiedene Stellung eine Unabhängigkeit und Selbstständigkeit für die deutsche Journalistik resultirt, wie sie die französische und englische nicht besitzt. Unser Terrain ist allerdings ein beschränktes, isolirtes; allein es ist dafür in sich abgeschlossen und sichert den darauf Wirkenden eine eigene Macht. Daher kommt es, wie später zu erweisen steht, daß der deutschen Kritik wenigstens die Möglichkeit gegeben ist, mit Unbefangenheit und nach bestem Wissen ihr Amt zu verwalten, weil sie sich nicht an fremde Einflüsse gefangen zu geben braucht. Ob diese Möglichkeit und wie sie benutzt wird, ist hernach eine andere Frage. —

Auch würde durch dieselbe Abgeschiedenheit von den äußeren Schicksalen der Gegenwart ein innerer Zusammenhang und ein gemeinschaftliches Streben der deutschen Journalistik gesichert sein, wenn hier nicht die Zerrissenheit und Vereinzelung geselliger Zustände scheidend in dieselbe übergriffe und einen Mittelpunkt ihrer einzelnen Kreise unmöglich machte.

Hiermit kommen wir zugleich auf den zweiten Punkt unserer Untersuchung, auf das Verhältniß der deutschen Journalistik zur Gesellschaft.

Es fehlt in Deutschland, wie von den verschiedensten Seiten oft genug beklagt worden ist, an einem gemeinsamen Mittel- und

Richtungspunkts socialer Zustände. Jene Vereinzelung, die überall im deutschen Leben, bald zum Nachtheil, bald zum Vorzug der Nation durchschlägt, hat in der Gesellschaft die natürliche Folge, daß eine Menge einzelner unkoncentrischer Kreise entstehen, die in ihrer Bewegung von einander gänzlich unabhängig sind, sich selbst ihre Formen, ihre Konversation, ihr Gesetz modeln und von der Existenz anderer kaum eine traditionelle Notiz nehmen. Deutschland ist das rechte Land sogenannter „geschlossener" Gesellschaften; jede Residenz hat ihre gewisse Anzahl Vereine, jedes Landstädtchen seinen Klubb, sein Kasino, seine Resource, die sich freilich alle in den angestammten Familienzügen sehr ähnlich sehen.

Diese Zersplitterung geselliger Zustände spiegelt sich auch in der periodischen Literatur deutlich ab. Wir meinen damit nicht bloß, daß jeder der einzelnen Kreise seine eigenen Journale hält, nach diesen seine Mode, seine Literatur, seine Unterhaltung bestimmt, — sondern in den Journalen selbst ist auf diese getheilte Gesellschaft eine fortwährende Rücksicht genommen. Hier fließt nämlich die Quelle der sogenannten Korrespondenzartikel aus der Nähe und aus der Ferne. Wann fiele es den Parisern ein, vierteljährige oder gar monatliche Berichte über die Gesellschaft ihrer Provinzialstädte zu nehmen? Wann einem Schriftsteller aus Lyon, aus Nantes, aus Straßburg, aus Orleans — wenn es anders in Frankreich außerhalb Paris Schriftsteller gibt — einen lobenden oder tadelnden Artikel über ihre Stadt, ihre Klubbs, ihre Neuigkeiten in der Gesellschaft abzufassen?

In Deutschland sind dergleichen Korrespondenzartikel die lokalen Zugpflaster, welche die Redaktionen ihren Abonnenten auflegen. Wenn da nicht regelmäßige Berichte kommen, worin die sämmtlichen deutschen Haupt- und Residenz- und Handels- und Fabrik- und Militairstädte ihr eigenes Bild wiedererkennen, so lesen sie die Zeitschrift nicht mehr. Aber die Artikel, worin ihr Wohnort genannt, ihre Nachbaren geschildert, ihr Gesammtwesen bespöttelt oder gepriesen worden ist, — das ist ein Futter, welches von ihnen verschlungen wird, darnach richten sie sich in ihrem Abonnement, deren Verfasser vergöttern, verfolgen, verachten, vermeiden sie.

Hieraus erwächst, als nächste und natürlichste Konsequenz eine Sündfluth werthvoller oder werthloser Korrespondenzen, die die Erbsünde unserer belletristischen Zeitschriften bilden; hieraus ferner eine Beschränkung der Tendenzen, die sonst eine Zeitschrift verfolgen könnte, eine Richtung auf Äußerliches und Kleinliches, eine Literatur der Klatscherei und der faden Medisance, ein Zerfahren in lauter lumpige Personal- und Lokalmisère. Das Alles dürfte aber beileibe nicht fehlen, wenn das Publikum Interesse an der Zeitschrift nehmen soll. Um wahre Förderung socialer Zustände, um Reformen, wenn deren nöthig, um Befestigung, falls diese möglich, um Fortschritte, wo thunlich, handelt es sich hier zunächst durchaus nicht; das Gegenwärtigste soll besprochen werden, der Reiz liegt im Nahen, im Engen, im Persönlichen und Örtlichen.

Es kann deshalb einerseits nicht mit Unrecht behauptet werden,

daß durch diese Korrespondenzliteratur, die reichste, die es in Deutschland gibt, nicht manches Gute im Einzelnen bezweckt oder selbst erreicht worden wäre; provinzielle Lächerlichkeiten mögen nach einer öffentlichen und verständig begründeten Rüge allerdings ganz im Stillen abgeschafft und geändert sein und mancher Rückschritt verhütet werden durch die Scheu vor der Öffentlichkeit, vor dem „Preismachen,“ wie mit einem beliebten Kunstausdrucke dergleichen journalistische Censur benannt zu werden pflegt. Allein dieser zufällige und höchst einseitige Nutzen wiegt andrerseits den schädlichen Einfluß nicht auf, in dem Literatur und Gesellschaft sich hier wechselseitig begegnen. Jene wird flach, kleinlich, schmutzig; diese nimmt eine Menge Reibungen und Reizungen aus jener in sich auf und verdirbt damit ihre Unbefangenheit. Es würde um beide besser stehen, wenn sie für eine Zeitlang, da plötzliche Resultate nicht wohl möglich sind, von einander keine Notiz mehr nähmen, wie denn auch sogenannte „solide“ Blätter jener Art von Korrespondenzartikeln, die man piquant zu nennen pflegt, — die Lockspeise der Redaktionen, das Kreuz des Verfassers, die Dornenkrone des Publikums, — längst aus ihren Spalten verwiesen haben. —

Zuletzt käme es uns auf einen Blick über das Verhältniß der periodischen Literatur zur Literatur im Ganzen und Großen an, bei welcher Untersuchung wir um so kürzer sein können, als in der Kritik jeder einzelnen Zeitschrift dieser Punkt doch allemal, gleichsam die Verbindungslinie zwischen dem einzelnen Gliede und dem ganzen Körper, auf's Neue hervorgehoben werden muß. Hier ge-

nüge es, im Allgemeinen zu bemerken, wie die Zeitschriften in Deutschland zu den Büchern in Deutschland gewissermaßen eine vorbereitende Stellung einnehmen, wiefern in jenen die Schriftsteller bei dem Publikum erst eingeführt, ihre Leistungen gezeitigt und ihre Erfolge eingeleitet werden müssen. Eine andere Stellung ist die rein beurtheilende und von dieser Seite ist der deutschen Journalistik noch die meiste Macht zuzuschreiben, weil in ihr das Organ literärischer Kritik beruht. Hier hat man nun bei jedem einzelnen Blatte zuzusehen, wie fern die Wahrheit zu Gerichte sitzt, nicht ein in tausend schielende Rücksichten vermummter, an Hand und Fuß gefesselter, vorurtheilsvoller, bestechlicher, geistig beschränkter, übelwollender Popanz, der vieler Orten auf dem richterlichen Tribunale sich breit macht. Dieß wird bei den kritischen Zeitschriften den Brennpunkt unserer Beurtheilungen bilden und in der neuesten Zeit scheint uns gerade dieser Maaßstab ein sehr nothwendiger, weil die journalistische Literatur anerkanntermaßen eine vorwaltend kritisirende Richtung eingeschlagen hat, und jetzt Alles recensirt, Produktionen und Recensionen, ähnlich dem wiederkäuenden Thiere der Apokalypse. Dem Princip und der Quelle nach ist diese kritische Tendenz eine durchaus zeitgemäße, nur in ihren Auswüchsen zu bekämpfende; der rechten Kritik machen selbst ihre Feinde ihr Recht an der Gegenwart nicht mehr streitig. Zugestanden ist, daß auf dieser Seite der Hauptvorzug der neuesten Literatur, wie umgekehrt ihre schwächste Stelle, verborgen liegt; zugestanden ferner, daß die Vertreter dieser Literatur

geborene Journalisten sind; weniger für zusammenhängende und dichterische Produktionen befähigt, als für eine scharfe Scheidung und Sichtung des Gegebenen, berufen nicht sowohl zum Handlangen und Helfen am Tempelbau, als zum Wegräumen des Schuttes, zum Umstürzen selbst, wo es noth thut, des Gebauten und zu Grundlinien und Perspektiven für das Zukünftige. Wenn deßhalb von einer späteren und unbefangenen Zeit der Literatur, welche wir jetzt als die neue und neueste kennen, nicht zugestanden werden wird, daß dieselbe in produktiver Hinsicht neue Bahnen gebrochen und eine Reihe von Dichtern mit „sämmtlichen Werken“ hervorgebracht habe, so kann derselben doch das Verdienst nicht entstehen, die Geschichte der Literatur auf eine neue Art geschrieben und eine eigenthümlich periodische Literatur, als ihr eigenstes Feld, begründet zu haben.

Wir könnten schließlich, da es sich um einen Übergang zum Einzelnen handelt, für die Liebhaber der Systeme und Klassifikationen eine gewisse Übersicht der periodischen Literatur vorausschikken und in unseren Untersuchungen nach einer bestimmten Reihenfolge, dem Stoffe, der Zeit, dem Orte, der Tendenz nach, verfahren. Es lassen sich nicht nur rein doktrinäre, kritische und im engsten Sinne schönwissenschaftliche Journale bei uns unterscheiden, sondern es können auch bestimmte Gruppen bezeichnet werden, in welchen die jetzige Journalistik zu einander steht. Darnach könnten wir eine schwäbische, eine berliner, eine leipziger, eine schlesische Journalistik begrenzen, ohne uns bei deren Zusammenstellung

auf die bloß zufällige Gleichheit des Druckortes beschränken zu müssen. Gerade z. B. die berliner und leipziger Journalistik haben so scharfe und markirte Gesichtszüge, daß sie zwei ganz bestimmte Familien zu bilden scheinen und es uns überrascht, wenn wir in Leipzig eine Zeitschrift mit berliner Physiognomie auftreten sehen oder in Berlin einen Sproß aus der leipziger Familie wiederfinden. Ebenso könnten dem Stoffe nach doktrinäre Zeitschriften, deren Erbübel der Zopf und die Peruque des deutschen Universitätsphilisterthums ist, unterschieden werden von Literaturzeitungen im engeren Sinne, diese wiederum von rein unterhaltenden Journalen und diese zuletzt von gemeinnützigen, dem encyklopädischen Geiste der Zeit huldigenden, Pfennigs- und Hellermagazinen. Endlich könnte die Form, worin die Zeitschriften auftreten, oder die Zeit, wie sie entstanden, einen Eintheilungsgrund abgeben, wenn es uns eben um ein Schema und ein Gefachwerk bei unserem Geschäfte zu thun wäre. Wir gestehen aber frei, daß wir uns weder an eine äußerlich bestimmte Ordnung binden, noch die innere Zusammenhörigkeit und Reihenfolge der Zeitschriften unberücksichtigt lassen wollen; dagegen kehren wir die chronologische Folge um und beginnen um so lieber mit einem der neuesten periodischen Werke, als sich in demselben einerseits eine neue Richtung und eine Reform der gewöhnlichen Form kund gibt und andererseits die Principien und Tendenzen dieser jungen Erscheinung die schärfste Aufmerksamkeit verdienen.

Zweites Kapitel.

Das Cotta'sche Institut. — Dessen Zeitschriften in Übersicht. — Die „deutsche Viertel-Jahrsschrift." — Deren Form, Tendenz und Zweckmäßigkeit. — Inhalt und Stoffe. — Drei schwache Seiten der Viertel-Jahrsschrift, nebst einem Blicke auf den „Freihafen." — Geheime und öffentliche Redaktionen derselben. — Ein guter Rath und ein Horoskop für dieselbe. — Wolfgang Menzel, über den Standpunkt der vaterländischen Geschichtsforschung. —

Die Cotta'sche Verlagshandlung gab von jeher für die Strebungen der deutschen Journalistik gewissermaßen einen erfreulichen Mittelpunkt ab. Nicht, als ob dieser Mittelpunkt irgendwie gemeinsame Tendenzen oder gleichnamige Kräfte zusammengezogen hätte; er war vielmehr rein materieller Natur, und fußte auf den bedeutenderen Mitteln, über welche jenes Institut gebietet und welche es demselben möglich machen, von allen Seiten Kräfte und Geister für sich in Bewegung zu setzen. Es ist das durchgebildetste, organisch gegliedertste Institut, so wir in dieser Art besitzen, und hat sich im Besonderen zu einem wahren Briareus der periodischen Literatur in Deutschland emporgeschwungen, der mit seinen hundert Armen in alle Gebiete geistigen Lebens hinübergreift und ohne

ein inneres, festes System in deren Darstellung und Bearbeitung zu verfolgen, wenigstens den verschiedensten Manifestationen und Produkten des Geistes ein bequemes und vielseitiges Organ leiht.

Übersehen wir zu Anfang einmal die Zeitschriften insgesammt, die seit dem Jahre 1810, wo Herr Cotta von Cottendorf das „Morgenblatt" unternahm, im J. G. Cotta'schen Verlag erscheinen. Da haben wir vor allen

1) die allgemeine Zeitung, ein Institut von europäischer Bedeutung, ferner:
2) das Ausland sammt seinem literärischen Beiblatte,
3) das Morgenblatt,
4) Schorrer's Kunstblatt,
5) Menzel's Literaturblatt,
6) Dingler's polytechnisches Journal,
7) das Korresondenzblatt des würtembergischen landwirthschaftlichen Vereins,
8) das Wochenblatt für Land= und Hauswirthschaft, Gewerbe und Handel 2c. 2c.

Es ist begreiflich, wie bei einem so ausgedehnten und in alle Fächer geistiger Thätigkeit hinüberlangenden Gebiete in Verbindung mit den materiellen Mitteln das Cotta'sche Institut nicht wenige schaffende und beurtheilende Kräfte ausschließlich in Anspruch nimmt. Dennoch schien die genannte Anzahl periodischer Schriften noch nicht hinreichend, um dieselben alle unterzubringen oder um die Zwecke des Instituts sämmtlich zu verwirklichen; deßhalb

erschien zu Anfang des Jahres 1838, — „um einem vielfach gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen, eine merkliche Lücke auszufüllen" —

die deutsche Viertel=Jahrsschrift,

deren erstes Heft (Januar bis März 1838) nicht nur die Stellung dieses Unternehmens fest bezeichnet, sondern auch durch seinen Inhalt und seine Form die Grenzen und Ziele desselben so genau angibt, daß wir schon nach dem ersten Hefte (das zweite wird, dem Vernehmen nach, in diesem Augenblicke ausgegeben) mit einer Besprechung dieser Erscheinung nicht zu voreilig und zur Unzeit zu kommen glauben.

Die Form der Viertel=Jahrsschrift*) ist keine ursprünglich deutsche. Wir haben Jahrbücher und Monatsschriften in unserer periodischen Literatur gehabt, aber diese willkührlichere Gestalt einer Viertel=Jahrsschrift (oder Vierteljahrs=Schrift) ist bei uns erst von dem Kanale herüber eingeführt worden und vielleicht ohne große Aussicht, dieselbe bei uns eingebürgert und eingewachsen zu

*) Beiläufig: — Da die Kritiker des Herrn von Cotta Alles so gar genau nehmen, selbst mit der lieben Orthographie, warum steht auf dem Titel denn gedruckt zu lesen: „Viertel=Jahrsschrift?" und nicht vielmehr „Vierteljahrs=Schrift?" Uns scheint das letztere etymologisch treuer zusammengesetzt, da ein solches Heft doch wohl eine Schrift ist, die alle Vierteljahre erscheint, und nicht das Viertel einer Jahrsschrift. Hier hat, so scheint es, die gewissenhafte Orthographie dem Schönheits= und Harmoniesinne des Auges nachstehen müssen.

sehen. Im Grunde ist's wohl gleichgültig, ob eine periodische Schrift alle Jahre, alle Semester, alle Quartale, alle Wochen einmal erscheint, wenn sie von der täglichen flüchtigeren und leichteren Art einmal geflissentlich abweichen will. Ob hierzu Grund und Nöthigung vorhanden sei, das zu untersuchen, dürfte zu weit führen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß August Lewald, als er seine „Europa," seinen „Atlas" nicht nach der Weise der andern schönwissenschaftlichen Journale einrichtete, zu entsprechenden Resultaten in materieller Hinsicht gelangte, vielleicht, weil es etwas Neues, in Deutschland Ungewohntes war, vielleicht auch, weil in belletristischen Blättern die Zerstückelung und bandwurmartige Ausdehnung der Hauptartikel von den meisten Lesern mißfällig vermerkt wird. Es kann nicht geleugnet werden, daß bei doktrinären Aufsätzen derselbe Mißstand noch unerträglicher ist, als bei der Novelle, weil jene eine weit dauerndere und zusammenhängendere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, als diese. Gegen das Princip also, dergleichen wissenschaftliche Produktionen in einer mehr geschlossenen und runden Form zu geben, ist nichts einzuwenden, sobald man — und dieß ist ein sehr beachtungswerther Gesichtspunkt — eben durch diese weitere Form sich nicht verleiten läßt, Mittheilungen und Aufsätze in die periodische Literatur aufzunehmen, die nicht so wohl für diese, als für ein Buch, eine Broschüre gehören. Die Grenze ist hier nicht leicht zu finden, aber sie muß doch gezogen und gehalten werden, bestimmt nach den Zwecken der periodischen Literatur.

Was will diese? Sie will anregen, Interessen der nächsten Gegenwart aufnehmen, die Fragen der Zeit stellen und zu deren Lösung beitragen, orientiren, vermitteln, schlichten, richten. Ihre Tendenzen gehören also dem Leben, dem sich bewegenden, fort- oder rückschreitenden Leben an, sie ist eine Tagesliteratur, die dem wechselnden Tage die Gestalt und den Körper, den er hat, zeigen soll. Deßhalb besteht ihr Charakter, deßhalb liegt ihr Ziel in der Bewegung. Ausgeschlossen sind hiermit alle streng doktrinären Untersuchungen über Gegenstände, die nicht in den Bereich gegenwärtiger Interessen fallen, als dem Charakter und dem Zwecke der periodischen Literatur fremd und fern liegend.

Schon aus diesem Gesichtspunkte, den wir auch bei Beurtheilung der Vierteljahrs-Schrift, als einer periodischen, nicht fallen ließen, scheinen uns Artikel, wie der von Leonhard „über das Steinkohlengebilde in naturgeschichtlicher und technischer Beziehung," der von Poeppig, „über alte und neue Handelswege nach der Westküste Amerika's" ungehörig, dem Zwecke einer Vierteljahrs-Schrift, einer deutschen nämlich, wenig entsprechend.

Aber, fragen wir zuvor einmal: „war denn das Bedürfniß, dem Cotta's Vierteljahrs-Schrift abhelfen soll, ein wirklich so vielfach gefühltes, die von ihr ausgefüllte Lücke wirklich eine so merkliche? Wir wollen nicht glauben, daß diese Worte nur dem anpreisenden und ausbietenden Tone des Verlagsbuchhandels angehören, vielmehr aus der Überzeugung der Redaktion selbst geflossen

sind. Sehnte man sich in Deutschland wirklich nach einer englischen Vierteljahrs-Schrift?

Über Mangel an periodischer Literatur im Allgemeinen war, so viel wir wissen, bislang keine besondere Klage. Jedes Jahr brachte neue Journale, nicht blos schönwissenschaftliche, sondern auch streng doktrinäre, literärische, gewerbwissenschaftliche und gemeinnützige. Demnach müßte angenommen werden, daß nur die Form, worin dieselben erscheinen, dem Bedürfniß oder dem Geschmacke des lesenden Publikums nicht angemessen gewesen wäre, wenn wir zunächst von der Frage über Werth und Unwerth des Inhaltes abstehen. Uns scheint aber diese Annahme im Großen und Allgemeinen zu übereilt, und zwar nicht bloß aus dem Grunde, weil die Tagesblätter noch immer ein hinreichendes Publikum fanden, — denn dieser Grund würde am Ende nur ein einseitiger, erfahrungsmäßiger, leicht zu widerlegender sein. Allein bei der täglich anschwellenden Masse des zu Lesenden, worüber die Einleitung der Vierteljahrs-Schrift eine gegründete, von allen Seiten zugestandene Klage führt, sollte vielleicht ein täglich, also in kleineren Rationen erscheinendes Werk weniger lästig, dem Lesenden bequemer und gefälliger sein, als eins, das in Bücherformat, geschlossen und gewichtig auftritt. Übersehen wir dabei, wie ein Tagesblatt sich um so viel geschmeidiger und leichter gelegentlicher Stoffe und frischer Interessen bemächtigen kann, als eine, lange vorher zugeschnittene und bereitete Vierteljahrs-Schrift! Wir glauben allerdings, daß dafür diese auch weit gewichtigere und

weitergreifende Fragen behandeln kann, behandeln soll als jene, obwohl wir der Meinung sind, daß es in der periodischen Literatur, der beide Erscheinungen angehören, sich viel weniger um Erschöpfung und gänzliche Ausbeutung des später der Geschichte und Wissenschaft doch wieder anheimfallenden Stoffes handelt, als vielmehr um eine scharfe, allseitige, gedrungene Auffassung desselben; er soll mehr mit grellen und schlagenden Lichtern an einzelnen markanten Punkten beleuchtet, als gerade unter der Loupe secirt und mikrologisirt werden und gerade bei jener Behandlung kommt ein gewandter, ein zum Journalisten geborener Geist eher und vollständiger zum Ziele, als auf diesem Wege Jemand, dem man ein tiefes und subtiles Forschen nachrühmt.

Soviel über die Form der Vierteljahrs-Schrift; fassen wir nun deren Inhalt und Stoffe, wie deren Zweck genauer ins Auge.

Die Vierteljahrs-Schrift soll, wie die Buchhändleranzeige besagt:

> zwischen dem praktischen Leben und der in der Literatur für dasselbe liegenden Ausbeute vermitteln.

Weiter, aber keineswegs deutlicher, wird diese Absicht in dem Vorworte der Redaktion „Was wir bezwecken" ausgeführt, nachdem in demselben viele oft gehörte und allgemeine Ausdrücke von dem wissenschaftlichen Geiste und dem humanistischen Berufe „des Volkes deutscher Zunge" abermals ausgehängt worden sind.

Wir lassen der Wissenschaft in Deutschland gewiß alle respektvolle Gerechtigkeit widerfahren, so sie verdient. Nur das Eine glauben wir, ohne sie zu verunglimpfen, derselben nachsagen zu

können, daß sie, mit kleinlicher Tenacität an mancherlei alten Formen und Satzungen klebend, niemals von selbst zu einer rechten und fruchtbaren Vermittelung mit dem praktischen Leben gelangen wird, während bei unseren Nachbarvölkern, wie in dem Aufsatze „Was wir bezwecken" auch ganz verhüllt und vorsichtig angedeutet wird, die politische, religiöse und gesellige Lage derselben eine solche Vermittelung entweder viel leichter und bequemer macht oder bereits in's Werk gesetzt hat. Deßwegen werden wir es jedem Institute vollen Dank wissen, welches die mühsame Aufgabe über sich nimmt, zwischen den privilegirten Heiligthümern deutscher Wissenschaft, d. h. zwischen Katheder und Schreibepult, in das Leben; d. h. auf den Markt, in die Gerichtsstätten, in die Häfen, an die Häuser und Heerde der Menschen eine Brücke zu schlagen. Hierin erkennen wir mit vollem Herzen ein „vielfach gefühltes Bedürfniß, eine Lücke," die keine Literaturzeitung, kein akademisches Museum, keine polytechnische Lehranstalt bis jetzt ausgefüllt hat. Deßhalb begrüßten wir auch Cotta's Vierteljahrs-Schrift, welche sich als zu dieser Vermittelung berufen und befähigt ankündigte, mit einer so aufrichtigen, ja gespannten Theilnahme, als ihr jetzt, nachdem deren erstes Heft vorliegt, vielleicht von wenig Lesern zu Theil werden dürfte.

Es sei ferne von uns, aus dem mehr oder weniger versprechenden Anfange eines so bedeutenden Unternehmens, einen Schluß auf dessen Entwickelung und ganze spätere Wirksamkeit ziehen zu wollen. Allein wir können nicht bergen, daß wir von einer Zeit-

schrift, zu welcher, sicherm Vernehmen nach, schon seit drei Jahren Plan und Materialien gesammelt, gesichtet, geprüft worden und der so bedeutende Mittel, wie in der Einleitung versichert wird, zugestanden sind, daß wir von einer solchen, selbst bei ihrem allerersten Auftreten größere Produktionen erwartet hätten. Entweder steht es schlecht um deutsche Wissenschaft, oder deren Vermittelung mit dem Leben ist eine sehr prekäre, weitaussehende, wenn in einem dieser gewidmeten Werke zuerst Beiträge über den Seeweg nach Amerika, über Steinkohlengebilde, Aphorismen über Kriegskunst &c. geboten werden müssen. Sollte nicht die Gegenwart, an welche sich die Vierteljahrs-Schrift als periodische Erscheinung immer zunächst halten muß, andere Fragen und Interessen — aufgeworfen haben, da sie von allen Seiten als — eine so sehr bewegte und umgestaltende bezeichnet wird? Wir erkennen an, daß Bülau's Beitrag über den Pauperismus ein zeitgemäßes, an rechter Stelle gesprochenes Wort sei; denn es betrifft eine Krankheit, die die Seelenärzte neuester Zeit als eine dem modernen Leben eigenthümliche und gefährliche bezeichnet haben. Eben so zweckgemäß würden uns die Artikel erscheinen: „über die neue Gestaltung der deutschen Alterthumswissenschaft,“ „über die literärischen Zustände Belgiens,“ „über Heine's Schriften und Tendenz,“ „zur Lösung der jüdischen Frage,“ „über den Standpunkt der vaterländischen Geschichtsforschung,“ meinetwegen selbst über den vielbesprochenen Somnambulismus, — wenn nicht einzelne unter diesen aus ganz schiefen Gesichtspunkten geschrieben wären (so die Kritik Heine's), andere

gänzlich an der Oberfläche haften blieben (so der Aufsatz über den Standpunkt der vaterländischen Geschichtsforschung), andere end-lich nur längst Bekanntes und Erörtertes auf keine neue Weise wieder vorbrächten, wie die Beiträge zur Lösung der jüdischen Frage. Gerade die nächste Vergangenheit hat in der Wissenschaft wie im Leben ganz andere und, irren wir nicht, viel fruchtbarere Probleme gestellt, als die in dem ersten Hefte der deutschen Vierteljahrs-Schrift behandelten. Wir wollen nur an Einzelnes erinnern. In wissenschaftlicher Hinsicht an die neue Bewegung der praktischen Erziehungskunde, an die vielen Experimentirungen und Methoden in der Medicin, an die Streitfragen der Theologie, die so höchst entscheidend in alles religiöse Leben hinübergegriffen haben. Oder in literärischer Beziehung an die neuen Manifestationen der Poesie in Deutschland, von denen Heine eben nur eine einseitige Richtung, keineswegs eine ganze Schule repräsentiert, in ihrer historischen Bedeutung, wie im Zusammenhange und charakteristischer Unterscheidung von den verwandten, neuen Zuständen anderer Völker. Hieran wäre anzuschließen gewesen eine überaus zeitgemäße Untersuchung über die Wechselwirkung des deutschen Buchhandels in kommerciellem Sinne und der deutschen Schriftstellerei, über die Früchte der Spekulation, worin sich beide begegnen, über Encyklopädieen, Konversationslexika, Magazine, kurz über die eigentliche Büchermacherei, woran unsere Literatur, ähnlich wie das öffentliche Leben, am Pauperismus leidet, an einem drohenden, äußerlich in Luxus und lügenhaftem Reichthum prunkenden General-

bankerott. Wollte man, wie nothwendig ist, nicht blos nützlich, auf Politik und öffentliches Leben Rücksicht nehmen, die doch auch mit der Wissenschaft vermittelt werden sollen, so lagen hier Erscheinungen und Fragen von welthistorischer Bedeutung vor, die hannoversche, die köllner Angelegenheit. Das wäre kein Überfluß gewesen, wenn sich deren eine deutsche Vierteljahrs-Schrift bemächtigt und wie es ihre Einleitung ausspricht, über diese Strebungen und Widerstrebungen eine übersichtliche Darstellung, eine mit frischem, wissenschaftlichem Geiste geschriebene Kritik dieser Ereignisse gegeben hätte. Dergleichen liegt dem deutschen Leben näher am Herzen, als der alte und neue Seeweg nach Amerika, als Leonhard's Steinkohlengebilde, als die Aphorismen des Ritter Prokesch von Osten über Kriegskunst, als Kölle's allgemeine Bemerkungen über Diplomatie, die noch dazu nur als ein Programm zur Ankündigung eines neuen Buches von dessen Verfasser gebraucht worden.

Wir maßen es uns keineswegs an, ein vollständig doktrinäres Urtheil über jeden einzelnen Theil der Vierteljahrs-Schrift, wie weit sie jetzt vorliegt, abgeben zu können. Dazu müßten wir mit Hrn. Bülau in Leipzig Politik, mit Hrn. von Leonhard in Heidelberg Geologie, mit Hrn. Leo klassische und deutsche Philologie, mit Fischer Medicin, kurz mit Allen Alles studirt haben. Non omnia possumus omnes. Allein den praktischen Zusammenhang genannter Fragen, ihr Moment für das deutsche Leben dürfen wir am Ende ohne Arroganz abschätzen, wenn wir sie mit dem Zwecke der gesammten Zeitschrift, wie mit der Gestaltung der Gegenwart zu-

sammenhalten. Und da will es uns unmaßgeblich bedünken, als ob erstens die deutsche Vierteljahrs-Schrift nicht nur in der Form, sondern auch in den Bestandtheilen ihres Wesens, in ihrem Stoffe den englischen Schwestern beinahe sklavisch nachgebildet, so daß wir, mit Rücksicht auf unsere obigen Ausstellungen, eine deutsche Vierteljahrs-Schrift in dem Sinne, wie sie selbst sich ankündigt, keineswegs in ihr begrüßen können. Zweitens aber scheint uns in diesem ersten Hefte jenes mittlere und praktisch fruchtbare Terrain noch lange nicht erreicht und festgehalten zu sein, worauf sich die Wissenschaft und das Leben in Deutschland begegnen. Den deutschen Gelehrten vom Fache wird dieses, fürchten wir, noch lange eine terra incognita sein, zu der die alten und neuen Wege noch viel schwerer zu finden, als die nach der Westküste Amerika's. Drittens blickt uns aus einzelnen Beiträgen — wir meinen hauptsächlich den literatur-historischen Aufsatz über Heinrich Heine — eine so schielende Tendenz und eine zum Theile so unwürdige Sprache an, daß wir unwillkührlich die Schlußworte der Ankündigung noch einmal überlasen und das Verheißene mit dem Geleisteten zusammenhielten:

— „mit Entfernung der Leidenschaften des Tages" (zu diesen gehört doch wohl die Erbfehde der schwäbischen Dichterschule mit Heine, wie ihr Bildersturm gegen den deutschen Musenalmanach sattsam darthut?) — „mit besonnener Beachtung des Nothwendigeren und Wichtigeren" (hierzu rechnet der Verfasser des Aufsatzes die Druckfehler in den zu kritisirenden Büchern) — „mit deutscher

Umsichtigkeit" (die wir nicht erkennen, wenn über das Hauptwerk des zu Beurtheilenden glissando hingehüpft wird!) — vor allem aber mit der ruhigen und würdigen Betonung, welche der Wissenschaft ziemt und mit welcher der guten Sache allein gedient werden kann" (so daß Herr Gustav Pfizer seiner guten Sache wenig gedient hat, wenn er seine Persönlichkeiten und Witze auf jeder Seite in hämischen Parenthesen in die ruhige Untersuchung einstreut!)

Was wir an der „deutschen Vierteljahrs-Schrift," dem ersten Hefte nach zu urtheilen, vermissen, ist also gerade das, worauf sie abzweckte: ein bestimmtes nationelles Gepräge, das nicht durch allgemeines Raisonnement und durch eine Bewegung in streng wissenschaftlichem Gebiete gegeben wird, ein praktisches Moment, eine unbefangene und unbescholtene, unverdächtige und unpartheiische Stellung zur Gegenwart. Die zwei ersten Eigenschaften glauben wir in einer andern, der Form und dem Zwecke nach ähnlichen, Erscheinung in größerem Grade gefunden zu haben, in dem „Freihafen" nämlich, in welchem seiner Zeit unsere Untersuchung ihren Anker ebenfalls fallen lassen wird. Wenn uns in diesem Koenig und Rosenkranz mit charakteristischen Beiträgen zu den religiösen Aktionen und Reaktionen unserer Zeit entgegenkommen, so scheint uns dieß dem deutschen Leben viel inniger verwandt, als die Seewege der alten und neuen Schifffahrt nach Amerika, obgleich diese seit der Auswanderungsepoche für Einzelne von Bedeutung geworden sind. Ein Gleiches gilt von den Untersuchungen des Dr. Mises über die deutsche Lyrik, schon aus dem einen Grunde, weil in dieser

die neueste und charakteristischeste Manifestation unserer Poesie entfaltet wird, und ein Gleiches steht aus dem Verfolge des Unternehmens nachzuweisen, wenn man aus dessen Beginn auf das Weitere schließen darf. Mag es denn auch sein, daß in dem „Freihafen" eine bestimmte, in sich abgeschlossene Schaar, eine Clique, wenn man es mit diesem gehässigen Namen bezeichnen darf, ihre Zuflucht sucht, so ist immer eine entschiedene und erklärte Partheinahme jener scheinbaren Indifferenz und Erhabenheit über alle Sekten vorzuziehen, wenn sich hinter dieser kühlen und glatten Oberfläche gehässige Nebenabsichten und abgestandene Tendenzen verstecken.

Dieses führt uns auf einen anderen, hier nur anzudeutenden Punkt, den wir bei den „Blättern für literarische Unterhaltung" weiter auszuführen haben werden, nämlich auf die Frage: ob eine Redaktion im engeren Sinne des Wortes wirklich so störend bei dem Beginn der deutschen Vierteljahrs-Schrift gewirkt haben würde, als es uns, ohne weitere Gründe anzuführen, die Einleitung zum ersten Hefte glauben machen will? Zugegeben, daß es bei einem auf wissenschaftliche oder artistische Resultate abzweckenden Institute der Garantie durch den Namen eines „Redakteurs im engeren Sinne" für das allgemeine Publikum nicht bedarf, daß hier vielmehr die Verantwortlichkeit der Verlagsbuchhandlung ausreicht, namentlich wenn deren Firma eine so wohl akkreditirte, so fest begründete ist, als die von J. G. Cotta, während dieselbe bei einem Unternehmen wie ihre „allgemeine Zeitung" des Vorschubs vom alten Stegmann, modo Dr. Kolb benöthigt war: so ist doch

nicht zu verkennen, wie jene unbestimmte, bemäntelte und vieldeutige Bezeichnung in Theorie und Praxis den mannichfachsten Mißbräuchen Raum gegeben und bei Kundigen den eigentlich literarischen Kredit, das Gewicht, die Stellung einer solchen, unter Verantwortlichkeit der Verlagsbuchhandlung redigirten Zeitschrift gefährden kann *). Es wird bei der Kritik des oben genannten Brockhaus'schen Institutes diese Frage noch weiter erörtert werden. Hier genüge es, si parva licet componere magnis, das Beispiel des leipziger „Planeten" anzuführen, dessen geringe Erfolge mindestens zum Theil dem Mangel einer offenen und fest begründeten Redaktion zuzuschreiben sind.

Aber, fragen wir mit Recht bei Cotta's Vierteljahrs-Schrift weiter, warum dieses geheimnißvolle Zurücktreten einer faktisch bestehenden Redaktion an der Spitze des Unternehmens? Dem Publikum sind von verschiedenen Seiten die Namen von Kölle, Menzel, Pfizer dem Jüngeren als Redakteure der Vierteljahrs-Schrift genannt worden. Warum verweigern diese Herrn ihr Wappenschild an die Stirne der Schrift zu setzen? Warum traten sie nicht einmal als Mitarbeiter mit offenem Visier darin auf? Warum kokettiren sie mit Chiffern, da die gesammte literarische Welt die vollen

*) Wir verweisen über diesen Punkt auf einen Aufsatz in Kühne's „Zeitung für die elegante Welt," der, irren wir nicht, vom Redakteur dieser Zeitschrift selbst herrührte und die Perspektive auf Cotta's deutsche Vierteljahrs-Schrift sehr fein und scharf bezeichnete.

Namen zur Genüge kennt, welche dahinter stecken? Dergleichen Anonymität gibt Anlaß zu gerechten Befürchtungen, wie sie z. B. im „Telegraphen für Deutschland" vor Kurzem angedeutet worden sind, als sei die deutsche Vierteljahrs-Schrift nur eine „Commandite" des Menzel'schen Literaturblattes. In der That, der Aufsatz über Heinrich Heine rechtfertigt die dort und in der „eleganten Welt" ausgesprochene Besorgniß, daß in der Vierteljahrs-Schrift eine genug bekannte und richtig gewürdigte Tendenz der deutschen Kritik sich Bahn brechen wolle, dieweil die Gleisen des alten „Literaturblattes" so ausgefahren und schmutzig geworden sind, daß dieselben von aller Welt gemieden werden. Die Schriftsteller Deutschlands, denen daran gelegen ist, daß ein auf der einen Seite gebannter böser Geist nicht auf der andern in veränderter Gestalt wiedererscheine, sollten mit aller Aufmerksamkeit und Schärfe darüber wachen, daß in der Vierteljahrs-Schrift nicht wiederum jene starre Einseitigkeit, jener verschrieene Vandalismus vermummt sich einschleiche, der wenigstens einmal in offener, wenn auch den äußeren Erfolgen nach ungewisser Feldschlacht entlarvt und prostituirt worden ist. . .

Eine „deutsche Vierteljahrs-Schrift" wird — so hoffen wir mit Zuversicht — von diesen Partheikämpfen sich möglichst zu emancipiren wissen und nicht ein neues Organ für eine überlebte Tendenz abgeben wollen. Wir hoffen dieß, auch wenn nur eine merkantilische, keine literarische Firma als Bürgschaft für ihren Charakter auftritt, da gerade Cotta der bezeichneten, einseitigen Richtung keineswegs zugethan sein soll und, dem Vernehmen nach,

selbst im „Litteraturblatte" deren Ausdehnung und Wiederkehr be=schnitten hat.

Sollen wir aus allen diesen Auspicien der Vierteljahrs=Schrift ein Horoskop stellen, so kann dieß begreiflicherweise nur auf ihre materiellen Erfolge, ihre Stellung zum Publikum Bezug haben, nicht auf die durch sie erreichten oder noch zu erreichenden wissen=schaftlichen und praktischen Resultate, die aus einem einzigen Hefte nicht wohl abgeschätzt werden können. Daß Cotta, selbst wenn der Absatz seiner neuen Zeitschrift nicht der entsprechende sein sollte, dennoch und mit verdoppelter Mühe sein Angefangenes fortsetzen wird, unterliegt keinem Zweifel und die äußere Subsistenz des Werkes ist somit vollständig garantirt. Fragen wir aber danach, welches Publikum diese Vierteljahrs=Schrift finden und erwerben wird, so dürfte die Antwort leicht eine zweifelhaftere herauskom=men. Für wen z. B. ist der Inhalt des ersten Heftes bestimmt, geeignet, anziehend, fesselnd, genügend? Für den Gelehrten vom Fache? Ein schlechtes Zeugniß alsdann für die Erreichung des in der Vorrede angegebenen Zweckes einer Vermittelung der Doktrine mit der Praxis, für Gebildete aller Stände. Was sind das für Gebildete? Geschäfts= und Berufsmänner, Staatsdiener, Mili=tairs, studirende Jugend, civilisirte und soi-disant gebildete Ge=sellschaft? Mag sein, daß Einzelne Einzelnes in der Vierteljahrs=Schrift wiederfinden, das ihnen zusagt; denn „wer vieles bringt, wird vielen etwas bieten!" allein uns scheint dieß für eine deutsche Vierteljahrs=Schrift, die sich als den Centralmarkt ankündigt, wo

die schwere Münze des Wissens in leichte, laufende Münze umgesetzt werden soll, nicht hinreichend. Wird den Kaufmann, den Geldspekulanten Pöppig's Aufsatz interessiren? Den Gelehrten Menzel's Beitrag? Den Arzt Fischer über den Somnambulismus? Wir glauben kaum. Das ist alles nicht doktrinär, oder nicht technisch genug, um den Mann vom Fache anzuziehen, und wiederum nicht universell, nicht populär, nicht human genug (so wollen wir lieber sagen, um nicht mißverstanden zu werden), für den Gebildeten, als daß er sich damit „im Laufenden“ erhalten sollte über die Fortschritte der Wissenschaft in allen Zweigen.

Demnach wird die Cotta'sche deutsche Vierteljahrs-Schrift — falls sie uns einen guten Rath, ein consilium evangelicum gestatten will — hauptsächlich darauf zu sehen haben, daß sie nicht knechtisch und gezwungen, in Wahl, Zusammenstellung und Behandlung des Stoffes, den englischen Quarterly-Reviews nachtrete, vielmehr fügsamer und genauer an deutsche Zustände sich anschmiege, daß sie ferner ein festes, grünes Terrain sich erobere, mitten inne liegend zwischen grauer Theorie und beweglicher Praxis, erreichbar für die Einzelnen, fruchtbar für Alle, daß sie endlich ihre Tendenzen rein und lauter erhalte von dem giftigen Einflusse einseitiger, verstockter Principien und sich zum gesammten „Volke deutscher Zunge;“ von dessen heiligsten Interessen sie eines zu vertreten übernommen hat, eine unbescholtene, freie und ihrer würdige Stellung begründe.

Damit könnten wir unseren ersten kritischen Streifzug gegen

schönwissenschaftliche Journalistik beschließen, weil eine doktrinäre Kritik aller einzelnen Beiträge aus der deutschen Vierteljahrs=Schrift weder in unsern Kräften, noch in unseren Zwecken steht. Einen Aufsatz darunter heben wir aber heraus, nicht aus einer tadelnswerthen Animosität gegen dessen Verfasser, dem wir — Gottlob! — persönlich und literarisch keinerweise nahe stehen, sondern um in dessen Beurtheilung einen abermaligen Beweis zu alten Wahrheiten aufzustellen. Dieser eine Aufsatz ist überschrieben: „Auf welchem Standpunkte steht die vaterländische Geschichtsforschung?" und hat Herrn Wolfgang Menzel in Stuttgart zum Verfasser. Das Letztere würde, wenn nicht aus den unterzeichneten Chiffern W. M., doch schon aus dem Anfange dieses Aufsatzes zu ersehen sein. Menzel liebt es, von einem „uralten Sprichwort," einer allgemein anerkannten Wahrheit," kurz von einem recht plattgetretenen Wege auszugehen und eröffnet in dieser Sitte seine Untersuchung über den Standpunkt der deutschen Geschichtsforschung mit dem „uralten und auch in gar vielen andern Beziehungen anwendbaren Sprichwort: man sieht den Wald vor den Bäumen nicht." Auf dieselbe Art beginnt desselben Verfassers Aufsatz über deutsche Geschichtswerke in den ersten Blättern des laufenden Jahrganges des „Literaturblattes."

Wenn wir uns die von Menzel gestellte Aufgabe analysiren, so heißt dieselbe zunächst wohl weiter nichts, als: welche Fortschritte hat die Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung in Deutschland seit einem bestimmt anzunehmenden Terminus gemacht?

Hierin läge hernach eine dichotomische Frage eingeschlossen, nämlich: welche Stoffe hat sie behandelt und in welcher Methode? Menzel hat sich die Sache leichter gemacht und den zweiten Theil seiner Untersuchung, den methodologischen, höchst oberflächlich und nur in gelegentlichen Seitenblicken berührt. Er stellt ein richtiges Moment als das der deutschen Geschichtsschreibung Eigenthümliche voraus, nämlich das provinzielle, partikuläre, das, wie überall im deutschen Leben, in deutscher Wissenschaft und Kunst, auch auf diesem Felde durchschlägt. Minder richtig ist es, wenn behauptet wird, daß die gelehrte Forschung ein entschiedenes Übergewicht über die schöne Darstellung habe und Menzel verwickelt sich im Laufe seiner Betrachtung in mehrfachen Widerspruch gegen dieses Moment, wenn er z. B. bei den preußischen Geschichtsschreibern (warum nennt er nicht geradezu den Herrn von Raumer, den er meint?) später bei Johannes von Müller und seiner Schule, bei den Historiographen aus der Restaurationsepoche, von Schönrednerei, Schwärmerei, sogar von historischer Emphase und Phrasendrechselung spricht. Das ist aber auch so ziemlich Alles, was Menzel als charakterisirende Züge für die deutsche Geschichtsschreibung zu sagen weiß. Wo bleibt hier der in neuerer und neuester Zeit bis zum Skepticismus potenzirte, kritische Geist der Historiographie, von dem wohl in einzelnen Redensarten, aber nirgends im Zusammenhange, seiner Entstehung und Ausbildung nach gehandelt wird? Wo der fast allgemeine Übergang von der chronologischen zur ethnographischen Methode, der doch wohl durch die Klage über die

provinzielle Richtung des historischen Studiums nicht erschöpft und dargestellt sein soll? Wo das biographische Moment, das neuerdings in der Geschichtsschreibung mit so vorwaltender Liebe aufgefaßt wird? Oder das chorographische, jene Verbindung historischer Forschungen mit geographischen, die so entschieden herausgetreten ist, daß sie sogar auf die Behandlung beider Disciplinen auf Schule und Universität einen bestimmt ausgesprochenen Einfluß gehabt hat? Oder das politische, als dessen vortrefflichen Repräsentanten wir nur Ranke zu nennen haben? Oder das philosophische, zu dem Menzel selbst in seinem „Geist der Geschichte" ein so klägliches Stück geliefert hat?

Aber, wie gesagt, Menzel macht sich die Sache leicht. Er „führt seine Betrachtung gleich in's Einzelne." Wir wollen ihm sagen, weßhalb. Dieses „Einzelne" hatte er in den letzten Jahrgängen seines Literaturblattes seiner Zeit schon abgehandelt, brauchte also jetzt nur die einzelnen Werke zusammenzustellen und dem Stofflichen nach zu ordnen, um einen funkelnagelneuen Aufsatz für die „deutsche Vierteljahrs-Schrift" zu gewinnen. Horaz nennt das einmal „consuere pannor," was Herr Menzel wohl versteht. Wir erwarteten freilich unter der Aufschrift seiner Abhandlung nichts Neues, keine Produktion, sondern nur eine kritische Zusammenstellung des Geleisteten in bestimmten Massen und Gruppen, wie sie der Tendenz der neuen Unternehmung sehr angemessen war. Jedoch wollten wir nicht bloß Büchertitel und Schriftstellernamen treffen, die wir, wenn nirgends anders her, aus dem Literaturblatte längst

kannten. Hier war eine genaue und scharfsinnige Charakteristik der deutschen Geschichtsforschung, ein Urtheil über deren verschiedene Methoden, eine Zusammenstellung ihrer neuesten Resultate, eine Perspektive auf ihre nächste Zukunft von Nöthen, wenn wir, wie der Titel verhieß, auf deren gegenwärtigen Standpunkt gehoben werden sollten. Wir wollen Herrn Menzel nur ein Paar, ganz auf der Oberfläche liegende Momente angeben, die er übersehen hat. Er gedenkt nirgends der sehr beachtenswerthen Resultate, welche die Wissenschaft aus den überall neu errichteten historischen Vereinen gezogen hat. Diese fielen um so mehr in den Kreis seiner Untersuchung, als sie in den gesonderten Zeitschriften und Taschenbüchern als ein eigener Zweig der Historiographie erkenntlich genug auftraten. Er erwähnt mit keinem Worte der an vielen Orten neu gegründeten Archive, mit denen der Staat, ähnlich wie die Wissenschaft mit ihren Vereinen, dem historischen Studium entgegen kam. Dieß sind zwei, der neuesten Zeit ganz besonders eigenthümliche Erscheinungen, auf die Herr Menzel wohl hätte reflektiren mögen. — Als ehemaliger Schulmann hätte derselbe auch das didaktische Moment nicht vergessen dürfen, wie die Geschichte neuerdings auf eine so ganz vom Alten verschiedene Weise in unseren Schulen und Akademieen behandelt wird. Statt dessen regalirt uns Herr Menzel auf's Neue mit einigen Ausfällen gegen Johannes von Müller, auf's Neue mit einigen Anreden „an Dich, o Deutschland," das da erkennen lernen soll seine Stellung aus seiner Geschichte, mit einigen Tiraden über den erhabenen

Beruf des deutschen Volkes und der deutschen Geschichte, mit einigen politischen Halucinationen; — lauter Dinge, wie wir sie an Herrn Menzel längst gewohnt sind.

Wann wird dieser Mann endlich aufhören, seine schwankende, durch äußere Angriffe längst untergrabene Stellung zur Literatur mit eigenen unklugen Händen zu erschüttern, indem er sich auf Gebiete wagt, die nicht für ihn passen, denen er nicht gewachsen ist? Wann wird er sich vernünftig beschränken lernen auf einen Kreis, in dem er Wohlthätiges und Verderbliches gewirkt hat, worin ihm aber doch Niemand seine feste Stellung streitig machen wird? Menzel war ein vortrefflicher Kritiker schönwissenschaftlicher Schriften, so lange er sich auf die Ausrottung des Faden, Süßlichen, meinetwegen auch des Unsittlichen und Unvaterländischen warf und nicht in Persönlichkeiten und einseitige Bornirtheit einkeilte. Aber Menzel wollte partout doktrinär werden; begreiflicherweise ekelte ihn eine lebenslängliche Beschäftigung mit Almanachs- und Spindel-Poetinnen, er verlangte Gediegenes, Festes, Wissenschaftliches. Deßhalb behandelte er die schönwissenschaftliche Literatur mit einer affektirten Geringschätzung; er selbst recensirte nur noch theologische, historische, philosophische, politische, medizinische Bücher. Sieht Herr Menzel denn niemals ein, nach der Behandlung, die ihm ein Gabler, ein Strauß u. A. haben zu Theil werden lassen, daß er inkompetent ist in gelehrten Dingen? „Das Leben Jesu" läßt sich nicht so leicht mit dem, seit dem Jahrgange 1838 pensionirten, Richterblitz zerschmettern, als Hell's Lyratöne, oder die

Männerfeindin von Scävola. Er hat mit seiner Kritik gelehrter Werke gleiche Resultate gehabt, wie mit seinen eigenen Leistungen auf diesem Felde, mit seinem „Geist der Geschichte," seiner „Geschichte der Deutschen." Wird er niemals von diesen fruchtlosen Anstrengungen und Selbstquälereien in eine Sphäre zurückkehren, die ihm angemessener ist vermöge seiner ganzen Bildung und seiner persönlichen Richtung? Wahrlich, es ist beklagenswerth, wenn ein Mann, dessen Auktorität auf so festen Säulen beruhte, durch eigene Schuld so weit herunterkommt, daß die kleinsten und unbedeutendsten Schreier des Tages ihn anbellen, daß kein Winkelblatt mehr erscheint ohne eine Verhöhnung, eine unwürdige Schmähung seines Namens.

II.

Die belletristisch-periodische Presse.

Inhalt des zweiten Heftes.

(Wird Ende August ausgegeben.)

I.

Die politisch-periodische Presse.

II.

Die belletristisch-periodische Presse.

Hanau: Druck der Waisenhausbuchdruckerei.

Studien und Kritiken

der deutschen

Journalistik.

Zweites Heft.

Der Haupttitel
wird mit dem letzten Hefte des Bandes geliefert.

Hanau,
Verlag von Friedrich König.
1838.

Beschmutzte oder aufgeschnittene Exemplare werden nicht zurückgenommen.

Inhalt.

I.

Die politisch-periodische Presse.

Fünftes

I.

Die politisch-periodische Presse.

Zweites Kapitel.

Die augsburger allgemeine Zeitung (Fortsetzung und Schluß). Die Korrespondenten. Das Zeichen ††. Herr von Eckstein. Adalbert von Bornstedt. Donndorf. Das Zeichen † aus Paris, repräsentirt einen Legitimisten. Londoner Korrespondenz. Waldemar Seyffarth. Brüsseler Korrespondenz. Dr. Friedländer. Madrider Korrespondenz. Dr. Lembke. Korrespondenz aus Pau. Herr von Aichen. Lissaboner Korrespondenz. Herr von Eschwege. Berliner Korrespondenz. Die Herren Lehmann und Küper. — Schlußbemerkungen.

Die mit dem Zeichen †† versehenen Korrespondenzen aus Paris, London, Preußen, Turin, vom Main u. s. w. verdienen hauptsächlich wegen der feinen Weise, in welche sich Österreich in die deutsche Journalistik mischt, Beachtung. Der Korrespondent jenes Zeichens ist nämlich, die Korrespondenz mag datirt sein, woher sie will, unseres Dafürhaltens, mit wenigen Ausnahmen, die leicht zu erkennen sind, derselbe *). Wir werden ihn nicht in der Gegend zu suchen haben, die zufällig an der Spitze des Berichts

*) Was übrigens das †† Zeichen betrifft, so bittet man mehr auf die Bezeichnung und Erklärung des genannten Korrespondenten zu sehen, die hier ausführlicher folgen wird, als auf jenes, da es jeden Augenblick geändert werden kann.



steht, wohl aber stets in dem österreichischen Interesse, das hier freilich nur schwach und gleichsam in Nebel gehüllt zur Anschauung kommt, das aber von einem scharfen Auge selbst ohne diplomatisches Fernrohr leicht wahrgenommen werden kann. Der erwähnte Korrespondent zeichnet sich durch seine Umsicht und die geschickte Operationsweise auf jedem Terrain vortrefflich aus, und da er — wie gesagt — nur das österreichische Interesse im Hintergrunde entfaltet, im Vorgrunde aber lediglich conservative Tendenzen anbringt, so mag man diesen Berichterstatter gerade als den treuesten Maaßstab der österreichischen Politik betrachten. Wer möchte es nämlich bestreiten, daß Österreich keine isolirte Politik befolgt, sondern erst im Nothfalle, wenn es gezwungen wird, also vertheidigungsweise nur, seine speciellen Interessen berücksichtigt. Ruhe und Friede ist der Beweggrund österreichischer Politik; um diesen Preis wird man freilich nicht zu Aufopferungen bereit sein, aber man wird sich auch nie zu Wagnissen verstehen, die diese Tendenz gefährden könnten. Wenn man somit von Korrespondenzen im österreichischen Interesse spricht, so liegt es eben in diesem Interesse, daß darunter in keiner Weise eine scharfe und abgesonderte Richtung verstanden wird; sondern eine milde und allmählige Annäherung an jenes System, eine unmerkliche Ideenverbindung zwischen der allgemeinen Politik und der besonderen Österreichs. Kurz, jener Berichterstatter scheint beauftragt, allen Vorfällen und Ereignissen, die auf der Oberfläche des Tages auftauchen, zu folgen; dieselben, wo es genügt, vom conservativen

Gesichtspunkte überhaupt zu betrachten, wo es nicht genügt, aber Fingerzeige zu geben, wie Alles, ohne Österreich in Verlegenheit zu bringen, in dem ebenen Gleiß des Bestehenden zu erhalten, oder dorthin zurückzuleiten sei. Wie wachsam aber der erwähnte Berichterstatter ist und wie fein er alle Thatsachen in Beziehung zu seinem Auftrag zu bringen weiß, mag z. B. folgender Korrespondenz in der außerordentlichen Beilage Nr. 65 und 66 (Jahrgang 1838) entnommen werden, wo vom Main, 28. Januar geschrieben wird: „In der Sitzung des englischen Unterhauses vom 16. Januar hat Lord John Russell eine Rede in Betreff des Aufruhrs in Canada gehalten, die zu den ernstesten Betrachtungen über den Wechsel der irdischen Dinge Veranlassung gibt. Es kann nicht davon die Rede sein, die strengen Maaßregeln, auf welche der Minister zum Behuf der Rebellion anträgt, tadeln, oder die eben so gerechten als nahe liegenden Grundsätze, aus welchen dergleichen Rathschläge hervorgehen, mißbilligen zu wollen. Andrerseits muß es aber jedem aufmerksamen und unpartheiischen Beobachter einen schwer zu schildernden Eindruck machen, wenn er jetzt ein Mitglied des Whigministeriums die Aussicht aussprechen hört: daß keine verbrecherischen Wünsche mehr für das Gelingen der Empörung laut werden möchten, oder wenn eben derselbe Minister versichert, daß Ehre und Interesse gleichmäßig die Verbindung Canada's mit dem Mutterlande forderten und die Aufopferung der loyalen und friedlichen Bewohner Canadas zu Gunsten von Verräthern und Räubern verböten, oder wenn Lord John Russell

die Unterdrückung einer Rebellion und zu diesem Ende die Suspension der von der Krone England der aufrührerischen Kolonie verliehenen Freiheiten fordert. Alles dieß, ich wiederhole es, ist weise und gerecht; aber vergessen darf man auch nicht, daß die Genossen derselben politischen Meinung, welche dieser Minister vertritt, ganz andere Erwägungen anzustellen pflegten, wenn andere Regierungen unter ganz gleichen Umständen ähnliche Maaßregeln wählten; vergessen darf man nicht, daß die englische Regierung, wenn Kolonieen anderer Staaten sich von ihrem Mutterlande loszureißen Miene machten, ganz anderen Grundsätzen huldigte; endlich daß, seit der Juliusrevolution, jede auch noch so ungerechte Insurrektion, in irgend einem Welttheile auf eben derselben Seite statt des Tadels nichts als die lebhaftesten Sympathieen fand. Desto erfreulicher sind die Gefühle, welche das Ministerium jetzt ausspricht, wo ihm die Aufgabe: Rebellionen zu unterdrücken, zugefallen ist. Es ist dringend zu wünschen und mit Zuversicht zu erwarten, daß eben jene Principien fortan auch die auswärtige Politik des englischen Kabinets leiten werden." So weit der †† Korrespondent. Man wird einsehen, daß er stets der Erste an der Breche des liberalen Systems ist, wo sich nur eine Blöße bietet, dorthin sendet er seine Kugel. In solchem Falle geräth denn auch die Politik Österreichs in keine Kollision mit derjenigen der anderen Mächte. Ich theile indeß, um die Gewandtheit des betreffenden Korrespondenten auch in diesem Falle darzuthun, einen zweiten Bericht desselben vom Rhein, 28. Jan.

(Beilage zur allgemeinen Zeitung Nr. 85) mit, der die Kölner Frage betrifft: „Es kann im Interesse des Land- und Kirchenfriedens nicht genug auf den Schaden aufmerksam gemacht werden, den die leipziger allgemeine Zeitung durch die alle Begriffe übersteigende Heftigkeit und Gewaltsamkeit ihrer Polemik gegen die katholische Kirche und Alles, was dem Glauben des Katholiken heilig und theuer ist, in den Kreisen stiftet, in welchen sie vielleicht nicht ohne alle Absicht mancher untergeordneteren und mittleren Beamten und evangelischen Pfarrer verbreitet wird. Dieser Schaden ist um so größer, je sorgsamer die königl. preuß. Censur, wie es die Natur der dermaligen Verhältnisse mit sich bringt, um Aufregung der Gemüther zu vermeiden, jede Äußerung zu Gunsten des Erzbischofs von Köln zu verbieten scheint. Möchte aber auch diese erleuchtete und intelligente Regierung, die es nicht wollen kann, daß ihre katholischen Unterthanen ohne Nutzen und Zweck, ja zu ihrem, der Regierung eigenen Nachtheil aufs tiefste in ihren religiösen Überzeugungen gekränkt und auf eine wahrhaft erschreckende Art muthwillig erbittert werden, durch treue Berichte eine Kunde von dem ungeheuern, vielleicht in Menschenaltern nicht wieder gut zu machenden Schaden, den ihr jene Polemik unberufener und unkluger Freunde zufügt. — Es ist gewiß nicht unsere Absicht, eine noch größere Beschränkung der Freiheit einer geziemenden und mit Gründen geführten Diskussion zu verlangen; im Gegentheil, es ist vielleicht eine Quelle vielfachen Übels, daß dem einen Theil in Preußen jedwede Entgeg-

nung auf die Angriffe der kirchlichen Gegner durch die Umstände versagt ist; allein jene Diatriben der leipziger allgem. Zeitung sind nicht mehr ein Streit mit einem Gegner, dem man gleiche politische Berechtigung zuerkennt, sondern ein Attentat auf die Grundvesten der Religions- und Kirchenverfassung von Deutschland, ein Kampf auf Leben und Tod, der, würde er in dieser Weise fortgeführt, nur mit der politischen Vernichtung des einen oder andern Theils enden könnte. Wir wissen, daß die preußische Regierung zu weise ist, als daß sie die wohlgemeinten Warnungen ihrer wahren Freunde verkennen sollte, und als Beweis, daß sie auch heute noch, wie immer, denselben zugänglich ist, kann der Umstand dienen, daß die im Brockhaus'schen Verlag erschienene, angeblich aus „authentischen Aktenstücken" geschöpfte Schmähschrift gegen den Herrn Erzbischof von Köln und seine Landsleute, sicherm Vernehmen nach, in Preußen konfiscirt worden ist. Allein dergleichen richtig gewählte, aber vereinzelt stehende Maaßregeln schützen nicht gegen die täglich wiederholten Aufregungsversuche eines Blattes, welches, nach einer gewiß ganz unbegründeten, aber einmal viel verbreiteten Meinung, für das semiofficielle Organ einer der höheren preußischen Behörden gilt. Was muß also die Folge sein, wenn eben diese Zeitung z. B. in ihrer Nummer vom 22. Januar wörtlich folgendes sagt: „Das Institut der sichtbaren, objektiv vollendeten Kirche bringt aber durch seine starre Konsequenz die heiligsten Pflichten des Bürgers und Familienmitgliedes mit einander in Kollision, und hebt

dadurch den eigentlichen Zweck des Christenthums, die gegenseitige Liebe, wie die freie Entwickelung des Geistes auf," wenn derselbe Artikel die römisch-katholische Kirche „einen christlich-europäischen Dalailamismus" nennt, wenn ein anderer Aufsatz in derselben, hier nur beispielsweise herausgehobenen Nummer („Preußen und die katholische Kirche des Rheinlandes") die Abschaffung des Cölibats, deutschen Gottesdienst und noch andere Reformen als Maaßregeln in Aussicht stellt, deren sich Preußen nur bedienen dürfte, um den römischen Hof vollkommen „geschmeidig" zu machen, und wenn endlich, um das Maaß des gehässigen Hohnes voll zu machen, die katholische Kirche angeschuldigt wird, daß sie es sei, welche die gemischten Ehen zu verbreiten suche, um dadurch Seelen zu gewinnen. („Wäre es wahr, daß die Kirche sie im Grunde mißbilligte, sie nur nothgedrungen verstattete, so würde man ihnen noch ganz andere Hindernisse in den Weg legen, als den Punkt der Kindererziehung.") Es gehört wenig Kenntniß des menschlichen Herzens dazu, um zu ermessen, welchen Stachel eine solche Polemik, die sich tagtäglich wiederholt, in die Herzen der weniger gebildeten Klassen senken muß — zumal wenn jede Entgegnung auf solche Insinuationen, im Lande wenigstens, unter diesen Umständen nicht zulässig erscheint."

Wenn sich die Weise unseres Korrespondenten, der ja immerhin über Nacht sein Zeichen ändern und überhaupt durch Verwechselung mit anderen gleichgültigeren Berichterstattern, die dasselbe

Zeichen führen, übersehen werden kann, kaum anders und bezeichnender darthun läßt, als durch die Mittheilung seiner Referate und Ansichten, so wird man aus der vorstehenden Korrespondenz bald das österreichische Interesse, dem Protestantismus gegenüber, herausfühlen. Der Berichterstatter hält sich durchaus hors de combat, er läßt nur die Verlegenheiten ahnen, die der katholischen Kirche in politischer Hinsicht aus dem protestantischen Rigorismus der leipziger allgemeinen Zeitung erwachsen kann, er hält sich in der größtmöglichsten Defensive, versäumt aber nicht, alle Blößen der entgegengesetzten Parthei zu zeigen, ohne sie direkt anzugreifen. Die Perspektive, die ihm diese Polemik eröffnet, wird dabei nirgends als eine das österreichische System gefährdende auch nur angedeutet, wohl aber als eine gefährliche in Betreff der Ruhe und des Friedens überhaupt. Die kirchliche Richtung selbst wird hier nicht hervorgehoben, man führt vielmehr alle Behauptungen auf die „Kenntniß des menschlichen Herzens" und die Gesellschaft zurück, indem man besonders die Erbitterung der „weniger gebildeten Klassen" hervorhebt. So leise und vorsichtig, so frei und offen, wie die österreichische Politik in der That auftritt, eben so leise und vorsichtig, eben so frei und offen tritt der erwähnte Korrespondent in der augsburger allgemeinen Zeitung auf. Österreich wird sich nie die Verlegenheiten einer anderen Macht, die, gleich dieser Regierung, zur Befestigung der Ruhe und des Friedens dient, zu Nutzen machen; aber wo es irgend in der Presse auftritt, erscheint es besonnen und bestimmt und stets in derselben

unveränderlichen Richtung, die alle Ereignisse, an deren Spitze diese Regierung in der neuesten Zeit stand, auszeichnet.

Es würden sich noch eine Menge feiner Züge hinsichts jenes Korrespondenten mittheilen lassen. Allein, wie er nunmehr bezeichnet ist, wird es leicht sein, seine Manier zu erkennen, selbst wenn er sein Aushängeschild ändern sollte. Er ist in Wahrheit ein „Überall und Nirgends, ein Argus, dem keine Beziehung auf das österreichische System entgeht und der selbst die entferntesten Thatsachen geschickt in diese Richtung zu bringen weiß, je nach den Umständen und der Gefahr aber seine Worte schärft, oder indifferent hält. Absichtslos ist er nie, es ist nie eine Ansicht, eine Meinung in seinen Korrespondenzen zu erblicken, die ihn allein anginge, sondern stets eine Operation, die sich auf ein bestimmtes Motiv zurückführen läßt. Wenn er nichts Anderes zu thun hat, so sekundirt er wenigstens der konservativen Parthei ganz aus der Ferne; er schreibt z. B. aus London vom 19. Januar (Nr. 33, Jahrgang 1838) in Betreff der holländisch-belgischen Frage und der von Neuem drohenden londoner Konferenz, bezüglich der bekannten Grünwalds-Angelegenheit: „Die unvermeidlich belgisch-holländische Frage, die den einen Tag drohend, den andern kläglich dasteht, ist nun wieder recht in Aufnahme gekommen. Das Haager Kabinet hat doch seinen Zweck erreicht, es hat den Stamm an der Wurzel angegriffen, und nicht ungeschickt im Grünenwalde gefällt. Worauf hat man es eigentlich seit zwei Jahren im Haag abgesehen? Erstlich zu trainiren, dann zu un-

terhandeln. Trainirt hat man nach Wohlgefallen; mit dem Unterhandeln wollte es aber nicht recht gehen, weil das Fabriciren von Protokollen schon zum Spott geworden, und die Mächte sich nicht ohne dringende Noth, ohne einigermaßen gewiß zu sein, dadurch etwas zu erreichen, wieder darauf einlassen wollen. Nun soll aber unterhandelt werden, und zwar wieder unter dem Vorsitze Lord Palmerstons, d. h. die gute Zeit der Konferenzen soll erneuert, und nochmals versucht werden, ob denn kein Mittel vorhanden ist, den belgisch-holländischen Krebsschaden nach der neuen Methode, durch Concessionspulver, zu heilen. Lord Palmerston zweifelt nicht daran, er liebt ohnedieß die Experimente; in Paris ist man minder vertrauungsvoll, glaubt nicht mehr an Mirakul, läßt aber geschehen, während die andern zur Konferenz zählenden Glieder es sich gefallen lassen können, wenn die Wünsche des haager Kabinets in Erfüllung gehen und das Berathungscomité sich abermals zu versammeln hat. Vor sechs Monaten würde es dazu nicht gekommen sein. Jedermann sagte sich damals, wozu soll das führen? Jetzt wird anders gedacht, und somit hat die Art im Grünenwald einen Weg gebahnt, der vor Kurzem noch unzugänglich schien. Welcher Nutzen daraus den Holländern erwachsen kann, ist eine Frage, die das haager Kabinet sich allein zu beantworten hat und gewiß beantwortet haben wird, bevor sie in Antrag gebracht worden. Daß der status quo Holland nicht länger zusagen kann, haben die Generalstaaten selbst ausgesprochen. Daß mithin etwas zu geschehen hat, um mit Ehren aus

der leidigen Ungewißheit zu treten, ist einleuchtend. Es kann also nur vortheilhaft für das haager Kabinet sein, die seiner Fürsorge anvertraute Nation zu überzeugen, wie sehr es ihre Interessen beherzigt, daß der provisorische Zustand, der drückendste von allen, nicht geflissentlich, nicht aus dynastischer Ehr= oder Gewinnsucht unterhalten werde, sondern daß die Umstände ihn gebieten, und daß man nichts verabsäume, um aus demselben zu treten; man will sie ferner überzeugen, daß, wenn alle Mühe vergebens sein sollte, und nur mit Hintansetzung der Nationalehre, oder der heiligsten Interessen eine veränderte Lage erreicht werden könnte, man sich entweder berechtigt fühle, die bestehenden Verhältnisse fort zu unterhalten, oder sich in die Gewalt der Umstände zu fügen und zur Beruhigung des Landes neue Opfer zu bringen, die man sonst nicht gebracht haben würde." Wie fein und fast ironisch wird hier die Perspective neuer Verhandlungen in Betreff der holländisch = belgischen Frage angedeutet. Scheinbar unpartheiisch wird die Wendung am Schluß der Korrespondenz doch nur als eine Rechtfertigung der holländischen Regierung und zugleich als ein Vorwurf, daß man, wo es sich um Concessionen handele, nur Opfer von Seiten Hollands vor Augen habe, angesehen werden können.

Gewiß, dieser Korrespondent ist sehr gut unterrichtet und seine Manier ist so fein und gleichgültig, daß man kaum eine Absicht durchschimmern sieht. Wenn man der Meinung wäre, der Legationsrath Pfeilschifter schriebe diese Correspondenzen, so müßte

man sich doch zuvor über die Beweggründe einer solchen Ansicht Rechenschaft geben; denn Herr Pfeilschifter hat wenigstens in früherer Zeit seine Parthei viel zu absichtlich und schroff vertreten, als daß man ihm eine so ruhige Betrachtung der Dinge zutrauen könnte.

Nächst diesem Korrespondenten, der gleichsam einen kleinen journalistischen Guerillakrieg zum Besten österreichischer Interessen führt, der ein fliegendes Corps auf eigene Hand unterhält, verdient das bereits erwähnte Zeichen ♀ aus Paris alle Beachtung. Es ist bekannt, daß Baron von Eckstein durch dasselbe repräsentirt wird, ein politischer Schriftsteller, den bereits Ludwig **XVIII.** den „besten Administrateur bei vieler Phantasie" nannte. In Betreff der allgemeinen Zeitung mag man von Herrn von Eckstein behaupten, er entwickele deutsche Motive im österreichischen Interesse. Obwohl ein getaufter Jude, ist das hierarchische Moment doch in seinen Korrespondenzen scharf genug ausgedrückt; aber Herr von Eckstein schreibt in Glacehandschuhen Grundsätze der Hallerschen Doctrin in die allgemeine Zeitung und im modernen Style; er greift die Verfassungen, ja die Republiken im Allgemeinen nicht an, aber er macht sie in den besonderen Fällen lächerlich und verächtlich; er verwirft nicht den Geist der Zeit, aber wohl die Thatsachen, die derselbe hervorruft. Somit gewährt Herr von Eckstein seiner Parthei den Nutzen, daß er nie mit der öffentlichen Meinung in Konflikt geräth, obwohl er sie doch fortwährend bekämpft. Zu einer solchen Operationsweise müssen ihm allerdings

die französischen Zustände sehr dienlich sein. Die Julirevolution ist hier so ganz und gar von den Persönlichkeiten verdrängt worden, die aus ihr hervorgingen, daß man die Hauptfrage, ich meine die Sache, sehr wohl übergehen kann und sich nur an jene zu halten braucht, um diese zu verdächtigen. Mit einem Worte, Herr von Eckstein schlägt den Liberalismus mit den Personen, die ihn vertreten, er erkennt das System an, aber er schneidet alle Fäden ab, die dieses System in das Leben gesponnen hat. Um seine eben so vor- wie umsichtige Operationsweise zu begreifen, wird die Anführung einer Korrespondenz des Barons genügen. Er schreibt z. B. in Nr. 72 und 73 der außerordentlichen Beilage zur allgemeinen Zeitung (Jahrgang 1838) aus Paris, 28. Jan.: „Die Opposition der Linken und die Republikaner liegen sich in den Haaren aus Veranlassung des Todestags Ludwigs XVI. Die Republikaner wollen nicht auf die Stimme der Menschheit hören: dem unglücklichen Ludwig XVI. sollte nichts Menschliches begegnet sein; sein Hülfeflehen an die Fremde, der Versuch einer Flucht in die Fremde wird ihm als Hochverrath angerechnet. Wer aber setzte ihn in diesen gewaltsamen Zustand? Man fordert von ihm die Tugend eines Gottes, den Untergang des Lammes ohne Angstgeschrei, und man vergißt, wie sehr man sich an ihm versündigt hat, wie man ihn in diese hülflose Lage hineingeworfen. Er ist ein Verräther, ruft man, er hat sich an die Fremde gewandt. Fragt man dabei nicht, wer der Verräther des Verräthers gewesen, wer ihn durch gewaltsamen Einbruch in sein

Recht, zum Verräther gemacht hat? Es ist wahr, dieses Recht selbst wird von den Republikanern selbst als ein Unrecht betrachtet; da es aber ein angestammtes war, ein überkommenes, da Niemand protestirt hatte, seit Beginn der Monarchie, wie konnte der Monarch dadurch schuldig sein, daß er sich in einem überkommenen Besitzthum fortpflanzte? So sind aber die Jakobiner: nirgends steigen sie bis zu dem Rechtsursprung hinauf; sie warfen ein Abstraktum, die Volkssouverainität, einem andern Abstraktum, der Monarchie, an den Kopf; sie untersuchen aber nicht die Natur der Rechte der Personen. Woher ward der Konvent von 1793 zum Ausdruck abstrakter Volkssouverainität? durch die Nation? Keineswegs; sondern durch eigenen Willen; er setzte sich selbst ein zum Souverain und trug den Charakter einer höchst willkührlichen Alleinherrschaft an sich. Wie konnte sich also der Einköpfige an dem Hundertköpfigen vergehen? Gesetzt, die Souverainität läge in den dreißig Millionen Menschen, oder nur in den paar Millionen Hausherren und Familienvätern, nach Abzug der Unverehelichten und der Dienenden, wie kam diese in den Konvent, und woher dessen Rechte? Ihr zeihet Ludwig XVI. des Verrathes, aber von eurem eigenen Standpunkte aus waret ihr an ihm die Verräther, indem ihr das Amt der Nation usurpirtet. Also hat der Siècle ganz Recht in seiner Polemik gegen den National. Nicht die Republik an und für sich ist ein schlechtes Wesen*),

*) Dieser Passus ist wohl zu beachten. Anmerk. des Verf.

jeder respectirte sie vormals in der Schweiz, Holland, den deutschen und italienischen Freistaaten *); aber die Lüge der Republik, die Lüge der Volkssouveränität ist ein schlechtes Wesen, und dieser ganze Konvent war gar nichts Anderes als eine große Lüge; er hat sich auch keinen einzigen Tag in dem legalen Rechtszustande seiner eigenen Grundsätze befunden. — Sonderbar ist es, wie periodisch am 21. Jan. alle Partheien hier um den Leichnam Ludwigs XVI. herumwühlen, als ob sie ihn aus der Erde herausreißen wollten, um sich mit seinen Knochen zu bedrohen. Die legitimistischen Blätter machen Grimassen officieller Trauer, in dem leblosesten und geistlosesten Tone von der Welt, welcher recht heulend sein will; die demagogischen Blätter reden davon, Ludwig XVI. wohlgerichtet zu erklären; die Opposition fordert die Revision dieses Gerichtes, als inkonstitutionell, ungesetzlich; man erinnert sich dabei unwillkührlich des Herrn Dupin, welcher als Advokat den Prozeß Jesu Christi wider den Pontius Pilatus aufgenommen, als Herr Salvador letzteren als gerechten Richter in Schutz genommen. Die ministeriellen Blätter aber zeigen eine krasse Indifferenz: Das Vergangene ist für sie vergangen. Der Ministerialismus lebt in den Tag hinein; er will nichts von den Todtengerichten der Geschichte, ihm behagen nur die Leckerbissen des Tages."

---

*) Auch noch heut zu Tage in den freien Städten und in der Republik Krakau. Anmerk. des Verf.

Man betrachte nur diese Korrespondenz und zweifle dann noch, ob Herr Eckstein nicht in denselben Worten das Äußerste anzuerkennen und zu verwerfen versteht. Er wird sogar Republikaner, aber nur, um einzugestehen, welch ein vortrefflicher Royalist er ist; er billigt die Republik, aber lediglich, um Europa zu beweisen, daß es nicht ohne absolute Monarchie bestehen könne; er schlägt in einer und derselben Korrespondenz die ganze neuere französische Geschichte, so weit sie für die heutige Politik Interesse hat, von der ersten Revolution an bis zum 28. Januar 1838, von dem Nationalkonvent an, der Ludwig XVI. zum Tode verdammte, bis zum Ministerium Molé, das den Todestag des unglücklichen Königs nicht aus der Debatte der französischen Journale rettet. Herr von Eckstein ist unzufrieden mit Herrn Dupin, mit welchem er überhaupt nie zufrieden ist, sondern ihn zur Zielscheibe seiner Ironie macht, daß er aus dem Tod Ludwigs XVI. eine Rechtsfrage, eine Prozeßverhandlung machen will, und mit dem Ministerium, daß es nicht einmal eine Rechtsfrage daraus machen, daß es nichts von den „Todtengerichten der Geschichte" wissen will, sondern nur von den „Leckerbissen des Tages." Man wird zugeben müssen, daß Ludwigs XVI. Tod im Ganzen für die Gegenwart der Juliusregierung und selbst für die Zukunft der Juliusdynastie ziemlich gleichgültig ist; aber man wird auch zugeben müssen, daß jener Tod durchaus nicht gleichgültig ist für die Korrespondenz des Herrn von Eckstein. Wäre Ludwig XVI. nicht guillotinirt worden, so hätte Herr von Eckstein allerdings wohl

am 28. Januar 1838 eine Korrespondenz für die allgemeine Zeitung schreiben können, nur nicht die vorliegende; er hätte dann eine große Thatsache gegen die Republik nicht gehabt, er hätte dann vielleicht nicht sagen dürfen: „nicht die Republik an und für sich ist ein schlechtes Wesen,“ denn es würde ihm ein bedeutender Beweis gefehlt haben, daß sie doch in gewissen Fällen und unter gewissen Bedingungen ein schlechtes Wesen werden könne. Und das ist eben die Hauptpointe der Korrespondenzen des Herrn von Eckstein, daß in ihnen Vernunft, öffentliche Meinung, der Geist der Zeit und die Geschichte respektirt werden, aber nur um von diesem Standpunkt aus nicht die Unvernunft zu bekämpfen, sondern nur die Gegenparthei, von der sich erweisen läßt, daß sie auf Abwege gerieth, daß sie in Unvernunft verfiel, und auf solchem Wege dann indirekt die Vernunft selbst. Herr von Eckstein geht nämlich von der Theorie aus, er erkennt die Republik an, und springt dann plötzlich mit einem **salto mortale** zur Praxis über, indem er die Republikaner, wo sie ihm nicht zusagen und wo sie auch zufällig fehlten, verwirft. Aber er verwirft nun nicht bloß die Republikaner, sondern auch die Republik dazu, die doch nicht dafür kann, daß sie den Leidenschaften jener ein Opfer fiel. Wenn Herr von Eckstein bei diesen Hin= und Hersprüngen, die in der That ohne alle logische Verbindung sind, nicht den Hals bricht, so liegt das nur daran, daß er, wo er fällt, stets auf den weichen Boden der allgemeinen Zeitung fällt, auf die Voraussetzung, daß man in Korrespondenzen keine Philosophie der

Ereignisse verlangt, sondern nur eine Abspiegelung der Gegenwart. Und als Spiegelreflexe französischer Zustände sind die Ecksteinschen Korrespondenzen vortrefflich, sie sind nicht nur mit Geist und Witz, sie sind auch mit Phantasie geschrieben, und man vergißt fast, daß aus diesem weichen und schmiegsamen mit den Blumen der Dichtung durchwebten Style die Schlange der Absicht klug und beutelauernd hervorschaut, man vergißt fast, daß alle diese hübschen Irrgänge noch einen andern Zweck haben, als den, daß die Leser darin auch umherwandeln und sich die Anlagen ansehen, an den Blumen riechen und den piquanten Duft derselben beniesen, daß dieser Spiegel der Juliusregierung doch besonders geschliffen und von eigenthümlichem Glas ist, damit die Gegenstände, je nach der Absicht des Herrn von Eckstein, eine schiefe, oder gerade Haltung, oder eine blaue, grüne, oder gelbe Beleuchtung, oder das rechte Licht erhalten. Ja man vergißt selbst, daß hier die Tiefe des Lebens fehlt, daß Alles nur Spiegel-Oberfläche und geistreiches Geschwätz ist. Wenn Mundt uns von diesem Schriftsteller erzählt, er habe in Betreff des Strauß'schen „Lebens Jesu" bemerkt, Strauß scheine bei seiner Ansicht der Dinge von der Voraussetzung auszugehen, es habe schon zur Zeit der Evangelisten Zeitungsschreiber und Polizeibediente gegeben, die über alle Ereignisse ein Protokoll geführt hätten, und da solches nun nicht in Betreff der Wunder des neuen Testaments geschehen sei, könne man auch die Glaubwürdigkeit derselben bezweifeln, so hat man in der That ein Beispiel der allerdings geistreichen aber sehr leichtfertigen Raisonne-

niemals des Herrn von Eckstein; denn ich bin keineswegs geneigt, diese Erklärung, das „Leben Jesu" für eine bloß witzige und pi- quante Wendung der Conversation zu halten, sondern vielmehr für ein Urtheil. Wenigstens sind die Urtheile des Herrn von Eck- stein in der allgemeinen Zeitung von eben so blendender Ober- flächlichkeit, er spielt mit den Ereignissen, er hütet sich auch vor einem Todtengericht der Geschichte, er macht aus der Geschichte Korrespondenzen für die allgemeine Zeitung."

Wenn ich von einer Absicht der Eckstein'schen Korrespondenzen sprach, so soll damit in keiner Weise behauptet sein, Herr von Eckstein stehe in unmittelbaren Mandatsverhältnissen zu dem österreichischen Kabinet; nein, seine Streifzüge werden auch auf eigene Hand unternommen und ausgeführt, aber gewiß gutgeheißen. Herr von Eckstein ist nämlich viel zu sehr Phantast, als daß er sich die Hände binden lassen sollte, aber auch viel zu sehr Welt- und Lebemann, als daß er ganz umsonst und nur aus Princip jene vortrefflichen Korrespondenzen schreiben könnte, die den Liberalismus gewissermaßen von unten auf benagen. Von Herrn von Cotta erhält Herr von Eckstein schon ein Honorar von 600 Frcs. monatlich, was freilich nicht auf seine Anschauungsweise anzuschlagen ist, sondern nur auf seine Korrespondenzen und deren Werth; von Österreich wird er wenigstens einen Dank erhalten; denn wenn Herr von Eckstein der hierarchisch-conservativen Parthei auch in nichts diente, so diente er ihr doch wenigstens in seiner fortwährenden Persiflage des Bürgerkönigthums.

Der pariser Korrespondent mit dem Zeichen A. ist Herr Adalbert von Bornstedt, der mehr wegen seiner drolligen Manier, als wegen der Theilnahme, die seine Berichte vielleicht hie und da — etwa bei Schneidern und Modehändlern — erregen könnten, in der Reihe der Korrespondenten der „allgemeinen Zeitung" anzuführen ist. Er schreibt nämlich: „Die legitimistische Welt gibt diesen Winter elegante Bälle, wozu kein Juste-Milieu eingeladen wird." — Er schreibt: „die Salons des Grafen Latour du Pin zeichnen sich besonders aus." — Er schreibt: dieser Tage hat ein anonymer *) Ball bei einer Madame D. zwei russische Fürsten, drei französische Herzoge, vier spanische Granden, drei italienische Fürsten und eine Masse anderer aristokratischer Namen versammelt. Dergleichen soirées sans gêne werden immer mehr Mode." Er schmeichelt sich, „der Erste zu sein, der die Niederkunft der Herzogin von Orleans in deutsche Zeitungen berichtet." Er erzählt Deutschland von den Kleidern und Spitzen der Prinzessin Helene. Kurz, Herr von Bornstedt spricht von den gleichgültigsten Dingen von der Welt, er liest gleichsam die Stecknadeln des gesellschaftlichen Lebens von dem Boden der Salons auf, und verwaltet das Amt einer Kammerzofe, die nur Augen für die Anzüge hat und die Grafen und Barone, die darin stecken, und die der Gebieterin beim Auskleiden auf alle kleine Details, die ihr im Vorsaale, oder in der Bedientenstube vom Balle zugefallen sind, aufmerksam macht. Sollen das Schilderungen der höheren Gesellschaft sein, Finger-

*) Was ist ein „anonymer Ball?"

zeige vielleicht für politische Combinationen, die häufig in den Salons angeregt werden, oder gefällt sich Herr von Bornstedt in diesem düftelnden Geklätsch der oberflächlichsten Tagesmode? In jenem Falle müssen wir seinen Scharfblick, der die unbedeutendsten Vorfälle des Luxus in Beziehung zu der Geschichte zu bringen weiß, bewundern, in diesem aber bewundern wir nur die Langmuth der Redaktion der allgemeinen Zeitung, die sonst der strengste Censor aller seichten Referate ist. Aber Herr von Cotta hat leider nicht immer freie Wahl in Betreff seiner Korrespondenten. Es muß ihm vor allen Dingen neben der qualitativen Verbreitung der allgemeinen Zeitung auch die quantitative am Herzen liegen, und da kommt es denn häufig vor, daß dem Verleger Winke wegen dieses oder jenes Korrespondenten und Mitarbeiters an die Hand gegeben werden, nicht sowohl ihn unbedingt zuzulassen, sondern vielmehr ihn abzuschaffen. So wurde ein Herr Dr. Ebert, ein Pseudonym, dessen wirklicher Name Herrn von Cotta vielleicht nicht einmal bekannt sein mochte, oder doch von ihm, im Bewußtsein, daß hier nichts Unrechtes geschehe und daß die Korrespondenzen des genannten Herrn beachtungswerth seien, es auch dem Herzen eines reichen Buchhändlers Ehre mache, einem unglücklichen Flüchtling, der in Paris zu einer ruhigeren Betrachtung der Dinge gelangt sei, auf gesetzlichem Wege zu unterstützen, ignorirt wurde — ich sage, so wurde Herr Dr. Ebert plötzlich von Herrn Cotta benachrichtigt, daß es ihm die Verhältnisse nicht länger gestatteten, von seinen Korrespondenzen Gebrauch zu ma-

chen. Wahrscheinlich hatte man hie und da Verdacht geschöpft, Herr Dr. Ebert benutze das Cotta'sche Honorar nicht ausschließlich zu seinem Lebensunterhalt, und die Quelle mußte ihm nothgedrungen verstopft werden. Natürlich aber muß der Unternehmer des Instituts stets für ein vollständiges Sortiment von Korrespondenten sorgen, und so trifft es sich denn hie und da, aber stets nur ausnahmsweise, daß ein mittelmäßiger Berichterstatter eine Zeitlang mit unterläuft.

Außer den Genannten korrespondirt aus Paris in die allgemeine Zeitung Herr Donndorf. Sein Gesichtspunkt ist kein besonderer; er meldet Neuigkeiten in bunter Reihe, Tageschronik.

Der Korrespondent mit dem Zeichen † ist ein alter französischer Legitimist, vielleicht Herr Capefigue, der mit sorgfältigen Späheraugen über die jetzigen französischen Zustände wacht, um ihnen, wo sich nur Gelegenheit bietet, eine Blöße abzugewinnen, oder doch dem Bürgerkönigthum zu beweisen, daß es ein Spielball der Partheien werden müsse. Mit ungemein gewandter Sophistik zieht er insbesondere diesen letzteren Schluß aus allen nur möglichen Thatsachen und Vorfällen, die Ludwig Philipp selbst keine schlaflose Minute verursachen mögen, und gewahrt allenthalben Schreckgespenster, die niemand außer diesem Sonntagskinde der Legitimität wahrnehmen wird. Dann und wann aber fällt es ihm ein, er übertreibe doch ein bischen allzusehr und er spricht dann zu seiner Beruhigung: „ich werde wohl von Vielen als ein Allarmist betrachtet werden, wenn ich sage, daß die gegenwärtige

Ordnung nichts weniger als sicher ist. Es bildet sich aber eine sehr ernste Bewegung in der öffentlichen Meinung, wir haben Manches für die Armee zu fürchten" und was dergleichen Besorgnisse mehr sind, wegen einiger Indicien, die Ludwig Philipp mit sichererem Auge überschaut, mit eben so sicherem, wie er die Revolution selbst überschaute. Und in der That, wird man die Korrespondenzen des Betreffenden etwa nur auf einen Zeitraum von einem halben Jahre verfolgen, so wird man bald einsehen, daß hier nur Gespenster gesehen werden; denn die Vermuthungen des Hrn. † haben sich bis auf den heutigen Tag noch in keiner Weise bewährt.

Ich habe schon bemerkt, daß das londoner Korrespondenzwesen der allgemeinen Zeitung bei weitem nicht so gut eingerichtet ist, wie das pariser, das schon in den genannten Korrespondenten — mit Ausnahme des Herrn von Bornstedt — die verschiedenartigsten und deshalb interessantesten Gesichtspunkte bietet*). Aus London

*) Ein Berichterstatter im Sinne des Juste-milieu und der Opposition fehlt auch hier. Es ist allerdings auffallend, daß Ludwig Philipp, der doch sonst einen guten Überblick über die Verhältnisse besitzt, nicht auch für eine Vertretung seiner Interessen in der allgemeinen Zeitung sorgt, wie früher Ludwig XVIII. Freilich würde man in Betreff deutscher Korrespondenten keine große Auswahl haben, und was die Franzosen angeht, so werden sie sich nur mit Mühe in deutsche Zeitungsverhältnisse und Rücksichten finden. Die Opposition aber, wenn sie auch Herr von Cotta zuließe, würde natürlich, statt der Meinung, die Parthei herauskehren und somit Tendenzen

korrespondirt nämlich vorzugsweise Herr Waldemar Seyffarth, der keineswegs zum besten unterrichtet ist. Ein oberflächlicher Vergleich der englischen und französischen Originalkorrespondenzen wird deshalb unsere Meinung unterstützen, daß hier noch Manches gebessert werden könne, um jene mit diesen zu parallelisiren. Wenigstens wird man zugeben müssen, daß die englischen Korrespondenzen kein hervortretendes Moment aufweisen können.

Der Korrespondent aus Brüssel mit dem Zeichen † ist Herr Dr. Friedländer. Er berichtet im Interesse der Regierung, aber ruhig und in soweit ohne Absicht, als es ihm überlassen ist, die einfache Sachlage zu schildern. Man wird nämlich zugeben müssen, daß die politischen Partheien in Belgien kaum in großen Betracht kommen können, da sie wegen der beschränkten Verhältnisse dieses Königreichs nie europäische Beziehungen erhalten mögen. Was aber die inneren Beziehungen betrifft, so hat die Regierung nicht mehr von ihnen auszustehen, als eine Opposition in Worten; die Majorität des Landes pflichtet unstreitig dem geraden Verfahren der Regierung bei, die in den konstitutionellen Grenzen nur an der Unabhängigkeit, der Wohlfahrt und der friedlichen Entwickelung des neuen Königreichs arbeitet. Wenn man die hierarchischen Umtriebe als dem belgischen Kabinete gefährlich schildert, so muß man bedenken, daß dieselben auch einen Gegendruck gegen

---

entwickeln, die so wenig in dem Plan des Instituts liegen, wie sie von der Censur zugelassen werden würden.

die orangistischen bilden. Sie mögen allerdings den intellektuellen Fortschritt verzögern; aber sie werden ihn durchaus nicht verhindern, da die Regierung sich auch in dieser Hinsicht geltend zu machen weiß und die Intelligenz in keiner Weise in Belgien so unbedeutend ist, wie man das Ausland glauben machen möchte. Mit einem Worte, Herr Friedländer bietet in seinen Korrespondenzen eine unpartheiische Erörterung der Tagesfragen und Zustände, er stellt dieselben in das rechte Licht, nicht indem er dieser oder jener Ansicht zu nahe tritt, sondern nur indem er den Weg der Regierung und die Gesinnung der Majorität schildert, und mit der Richtung derselben die entgegengesetzten Absichten vergleicht, die hie und da aufblitzen, die aber keineswegs in Belgien zu Resultaten gelangen können, sondern nur in der Debatte und einzelnen Vorfällen einige Aufmerksamkeit erregen, ohne den Gang der Dinge zu verändern. Herr Friedländer ist auch der Korrespondent der Rhein- und Mos.-Zeitung.

Die madrider Korrespondenzen des Herrn Dr. jur. Lembke aus Göttingen verdienen gleichfalls Beachtung. Er betrachtet die Angelegenheiten der spanischen Halbinsel aus dem englischen Gesichtspunkte.

Die Korrespondenzen aus Pau, im liberalen Sinne und ohne Nebenzwecke, werden von Herrn von Aichen geschrieben, einem Österreicher, der bekanntlich an der Donau- und Neckarzeitung unter Seybold lebhaften Antheil nahm.

Die lissaboner Korrespondenzen haben Herrn von Eschwege zum Verfasser.

Aus Berlin korrespondiren die Herren Lehmann und Küper.

Wohin aber das Auge blickt, wird es in der „allgemeinen Zeitung“ Originalkorrespondenzen finden aus allen namhaften und selbst namenlosen Orten, ja nicht nur von diesseits sondern auch von jenseits des atlantischen Oceans, von allenthalben, wo nur Kultur und Civilisation angetroffen werden, oder sich doch breit machen. Wenn man, unter Berücksichtigung der Verhältnisse und der Quantität der Korrespondenten, die bei den jetzigen politischen Zuständen und dem in immer weiteren Kreisen sich bewegenden Fortschritt zu jenem Zwecke nothwendig ist, die Qualität aber dieser Korrespondenten untersucht, so wird man wenigstens finden, daß hier die möglichste Auswahl getroffen und daß beinahe aus jeder bedeutenden Stadt eine gediegene Korrespondenz, abgesehen von denen, die beiher laufen, vorhanden ist. Nie aber wird man in der allgemeinen Zeitung Tagesklatschereien, oder eine Vertretung persönlicher Interessen, die der Tagesgeschichte fern liegen, bemerken. Solche Beziehungen weiß die Redaktion stets aus den Korrespondenzen auszuscheiden, und dadurch dem Ganzen auch selbst in der Form, jenes sichere und zuverlässige Gepräge zu geben, welches die Autorität der allgemeinen Zeitung vorzugsweise unterstützt.

Die Censurverhältnisse sollen sich übrigens in der jüngsten Zeit in Betreff des Instituts eben nicht günstig anlassen, ein Hinderniß, das Herr von Cotta kaum durch die Übersiedelung der

„allgemeinen Zeitung“ unter eine freiere Censur würde beseitigen können, da hier höchstwahrscheinlich nicht bloß bairische Rücksichten obwalten.

Was die Art und Weise betrifft, wie sich die Regierungen mit dem Institute vermitteln, so steht das österreichische Kabinet unzweifelhaft in direkten Verbindungen mit demselben, Preußen aber wurde wenigstens bis zur kölner Angelegenheit durch die bairische Regierung mit der „allgem. Zeitung“ vermittelt.

Drittes Kapitel.

Der „Korrespondent von und für Deutschland." — Stiftung und Art seiner ersten Einrichtung. — Entwickelung. — Redakteur Dr. Bischof. — Redakteur Dr. Henle. — Verbreitung. — Korrespondenten. — Über die Besprechung literarischer Erzeugnisse in politischen Blättern. —

Der Korrespondent von und für Deutschland ist unter dem Namen: nürnberger Korrespondent beinahe bekannter als unter jenem, der täglich über den Spalten dieses Journals steht; ein Beweis, daß er eine populäre Position behauptet und im Munde des Volks lebt, das, wie bei der Staats= und Gelehrtenzeitung des „hamburger unpartheiischen Korrespondenten" hier einen bequemeren Titel erfand. Aber der „nürnberger Korrespondent" erreichte in der französischen Zeit den Zenith seiner Verbreitung durch die Beziehungen, in welchen damals Baiern zu Frankreich stand, und wenn man ihn auch häufig ironisch den Lügenkorrespondent nannte, so ist das Motiv dieser Anspielung wohl hauptsächlich in den damaligen journalistischen Verhältnissen zu suchen, die nach den Bulletins der großen Armee eingerichtet wer=

den mußten. Der nürnberger Korrespondent hat, bis auf diese nothwendigen Einwirkungen, stets unter der Leitung geachteter Redakteurs gestanden.

Er wurde am 1. Oktober 1804 in Nürnberg unter dem Titel: der fränkische Kreiskorrespondent und unter den Auspicien dreier hochgestellter und geistreicher Männer gegründet. Das Blatt erschien damals in Quartform und producirte sich in der sehr anspruchslosen Weise deutscher Zeitungen, die in jener Zeit noch weniger, als jetzt einen Werth auf die Form legten, da in Deutschland, der Lage der Sache nach, die Existenz eines Journals nicht unmittelbar aus dem Volke hergeleitet werden kann, sondern im besten Falle nur aus den Neugierigen. Gerade in Baiern, das den katholischen Einfluß von jeher bedeutend empfand, und dessen Bevölkerung den Weltereignissen gewiß sehr fern stand, mochte eine Zeitschrift, die doch an die Masse verwiesen ist, noch weniger eine Stütze finden, als sonst irgendwo; ja selbst der kleine Horizont einer freien Reichsstadt, die bekanntlich an den Patriciern litt und auch in jener Zeit in Konflikten mit Preußen verwickelt war, mochte einer politischen Zeitung nicht dienlich sein; denn wenn hier auch eine Verfechtung städtischer Interessen gegen die Burggrafen aus dem Hause Hohenzollern — in welcher Eigenschaft sich Preußen in die nürnbergischen Angelegenheiten einmischte, beabsichtigt werden mochte, so wird man doch einsehen, daß eine solche etwaige Absicht kein deutsches Interesse finden konnte. Genug, die Unternehmung erhielt kaum einen geringen

Erfolg, wodurch sich zwei der Unternehmer bewogen fanden, schon im Verlauf der ersten beiden Jahre zurückzutreten. Nur der dritte, der in den politischen Veränderungen Deutschlands und insonderheit in der Aufhebung der Reichsfreiheit Nürnbergs kein Hinderniß der Zeitung erblicken mochte, da dieselbe nun in weitere politische Beziehungen und durch den Rheinbund, an welchem Baiern Theil nahm, auch in baierisch-französische Interessen gerieth, verfolgte beharrlich den Plan des Unternehmens und scheute weder Mühe, noch bedeutende Zuschüsse, um den „fränkischen Kreiskorrespondenten“ in die Reihe deutscher Zeitungen einzuführen. Erst im Jahre 1809, als die Blicke aller derer, die sich für politische Ereignisse interessiren mochten, auf den tyroler Krieg hingelenkt werden mußten, eröffnete sich eine einigermaßen günstige Perspektive der Unternehmung, der man unterdessen auch, in Rücksicht auf die erweiterte Ausdehnung und die größere politische Wichtigkeit, die der Korrespondent als erste politische Zeitung des Königreichs Baiern ansprechen durfte, den veränderten Titel „Korrespondent von und für Deutschland“ beigelegt hatte. Die Zeitung erschien seit dem neuen Titel auch in Folioformat und als die erste deutsche Zeitung mit einem Feuilleton in französischer Weise, eine Einrichtung, die bis auf den heutigen Tag beibehalten worden ist.

Erst im Jahre 1810 waren die Kosten des „Korrespondenten von und für Deutschland“ gedeckt, deren bedeutender Betrag den späteren Kapitalwerth der Zeitung ansehnlich erhöhete. Was den

[illegible] Höhepunkt des Blattes betrifft, so fiel er in die Jahre 1814 — 1815, er begann also mit der Ausdehnung des französischen Kaiserreichs bis zur Nord- und Ostsee und endete, wiewohl nur zufällig, mit der Schlacht bei Waterloo, oder vielmehr mit dem Tode des ersten Unternehmers.

Die dem Befreiungskriege folgenden Verhältnisse der Presse waren bekanntlich der Journalistik nicht günstig, dem „nürnberger Korrespondenten“ aber wurde wegen der freieren Censurverhältnisse in Baiern auch die Zulassung in die k. k. österreichischen Staaten versagt, ein Verbot, das dieses Journal insbesondere, welches natürlich während der französischen Okkupation auch in Österreich ein [illegible]ges Publikum gefunden hatte, eben so empfindlich treffen mußte, wie die karlsbader und Bundestagsbeschlüsse von 1819 die Presse im Allgemeinen trafen.

Bis 1806 war die Redaktion dieses Journals von den drei Unternehmern gemeinschaftlich besorgt worden, nach dem Austritt zweier derselben wurde sie von dem zurückgebliebenen dem Doctor Bischof übertragen, der sie von 1806 bis an seinen Tod im Jahre 1824 versah und an dessen Leitung des Unternehmens sich also die bedeutendsten Momente desselben knüpfen. Man könnte wohl behaupten, Bischof sei für den „nürnberger Korrespondenten“ das gewesen, was Stegmann für die „allgemeine Zeitung“ war, obwohl beide Institute im Übrigen einen ganz verschiedenartigen Standpunkt behaupteten; denn der „nürnberger Korrespondent“ hielt sich stets inmitten der Ereignisse, er gab die Thatsachen, ohne eine weite

Perspektive durch Raisonnement mit ihnen zu verbinden. Wer hätte auch nur in pecuniärer Hinsicht eine Concurrenz mit der selbst durch unzählige zufällige Vortheile, die in der Cotta'schen Buchhandlung begründet waren, unterstützten „allgemeinen Zeitung“ unternehmen können? Aber Bischof war tüchtig, redlich, zuverlässig, berufstreu und vor allen Dingen anspruchslos und ohne ehrgeizige Absicht. Er starb mit der letzten Korrektur seines Pfleglings in der Hand, dessen Gedeihen und Zukunft er in der That seine ganze Persönlichkeit untergeordnet hatte.

Von 1824—1828 trat in der Redaktion eine interimistische Verwesung ein, bis sie im letzten Jahre in die Hände des jetzigen Redakteurs Dr. Henle (der bereits seit 1826 an der Redaktion theilgenommen hatte) überging. Die Ansichten dieses Mannes über die Stellung der periodischen Presse zu dem Publikum und den Ereignissen sind von ihm in einer Brochure: „Einige Betrachtungen über Preßfreiheit und Censur in konstitutionellen Staaten, mit vorzüglicher Rücksicht auf Deutschland und auf Baiern insbesondere“ ausgesprochen worden, die auf dem Titelblatte ein Motto Suetons: In libera civitate debet esse libera lingua führt. Herr Henle edirte diese Schrift im Jahre 1829, also kurz nach seinem Redaktionsantritt, und man wird zugeben müssen, daß hier eine sehr freisinnige Tendenz vorliegt, nämlich Baiern seine Beziehungen zu den die periodische Presse beschränkenden Gesetzen des deutschen Bundes auseinanderzusetzen und demselben sein gutes, kraft der Verfassung bestehendes Recht, in Betreff freier

Besprechung inländischer Angelegenheiten, nicht sowohl zu vindiciren — denn der Verfasser erkennt an, daß die Regierung in dieser Hinsicht die ausgedehntesten Koncessionen selbst auf dem Wege der Censur, die in Baiern bei politischen Zeitschriften *) nothwendig war, mache — sondern vielmehr das Regressivsystem, das unzweifelhaft in dem Geist der baierischen Verfassung enthalten ist, festzustellen und möglichst auszudehnen. Wenn also die Gesinnung des jetzigen Redakteurs im höchsten Grade vorurtheilsfrei erscheint, so mußten demselben vorerst die baierischen Verhältnisse, die in jenen Jahren bedeutende Relaxationen boten, und bald darauf, seit 1830, die allgemein-europäischen Zustände sehr zu Statten kommen, um seinem Streben, den Ereignissen und Fortschritten der Zeit in dem Geiste einer mit Mäßigkeit und Umsicht gepaarten Freisinnigkeit und im populären Gleiße zu folgen, einen ausgedehnten Wirkungskreis zu erschließen. Der „nürnberger Korrespondent" erhielt sich somit, selbst unter mancherlei beengenden Einflüssen, wozu unter anderen die seit dem hambacher Feste und den revolutionairen Auftritten in Rheinbaiern plötzlich umschlagende Richtung der baierischen Regierung gehört, und trotz der durch die Politik der großen Mächte und namentlich Österreichs, in Censurverhältnissen begünstigten „allgemeinen Zeitung," in der Reihe der bedeutenderen Journale. Ja, man kann behaupten, daß der nürnberger Korrespondent, in Mittel- und Süddeutschland,

*) Jetzt ist sie es auch bei belletristischen.

eben wegen seines populären Tones und seiner Mannigfaltigkeit, von dem Volke vorzugsweise gelesen wird, das hier zum mindesten den Gang der Ereignisse höchst unpartheiisch berichtet findet, wenn auch von den Motiven derselben schon um deswillen keine Rede sein kann, weil diese Zeitung seit 1834 auch wieder in den österreichischen Staaten zugelassen ist, eine Koncession, die man auch ihr unter der Voraussetzung gewähren mochte, daß sie keine absichtliche Opposition unterhalten, und überhaupt den Maaßstab einer referirenden Zeitung beobachten werde, eine Voraussetzung, mit der man jedoch durchaus nicht eine Annäherung an österreichische Tendenzen par excellence verwechseln muß, indem man in Wien durchaus nicht die gegen die inländische Presse hergebrachte Weise als Kriterium der ausländischen Presse, selbst wenn dieselbe zugelassen wird, betrachtet *).

Bei den so vielfach gesteigerten Ansprüchen an die periodische Presse konnte übrigens das bisherige Raumverhältniß nicht mehr genügen. Deshalb wurde, unter Beibehaltung des Formats und der äußeren Einrichtung, durch kompressere Raumbenutzung und durch Zugabe einer täglichen Beilage der Inhalt der Zeitung in den letzten Jahren um ein gutes Drittheil erweitert.

---

*) Hier muß wiederholt auf die in der Einleitung ausgesprochene Ansicht hingewiesen werden, daß die periodische Presse immer mehr festen Fuß fasse und an Ausdehnung und Ansehen gewinne. Selbst das strenge System Österreichs ist hier, wenn nicht nachgiebig, doch nachsichtig.

Will man, außer den bereits erwähnten Momenten des „nürnberger Korrespondenten," noch ein weiteres der jüngsten Zeit bemerken, so wird man ein solches an die Stellung dieser Zeitung zu den katholischen Wirren zu knüpfen haben. Der „nürnberger Korrespondent" vertrat die protestantischen Interessen in Baiern und nahm in Betreff dieser Frage, wenn auch eine leidenschaftslose, doch sehr entschiedene Position inmitten eines, man kann wohl sagen, feindlichen Heerlagers an. In dieser Position wurde dieses Journal auch durch sehr gut unterrichtete, vielleicht halbofficielle Artikel aus Preußen unterstützt.

Es erscheint jeden Tag ohne Ausnahme und als Tageblatt im engsten Sinne des Worts, wo stets Gefahr im Verzuge ist, schon am Vorabend des Datums. In's Ausland kann es jedoch — mit Ausnahme der regensburger-wiener Route — bei der Eigenthümlichkeit des Postenlaufs in Nürnberg, erst am Tage selbst versandt werden.

Was die Privatkorrespondenzen dieser Zeitung betrifft, so knüpft die Redaktion gern in allen bedeutenden Städten Deutschlands und des in Bezug auf die europäische Politik in Betracht kommenden Auslandes solche an. Insonderheit waren vor einiger Zeit die pariser Korrespondenzen von Kolloff beachtungswerth, die aber jetzt ausgesetzt zu sein scheinen. Aus Stuttgart korrespondirte Lewald für das Feuilleton, aus Weimar August Wirck, der Verfasser von „Alt und Neu." Derselbe gibt auch in diesem Augenblick fortlaufende Berichte über Literatur, und hat in ihnen

George Sand, Eduard Lytton-Bulwer, Julius Mosen, Freiherrn von Sternberg und Karl Gutzkow von dem Höhepunkt moderner Kultur besprochen, ein Beweis, daß die Redaktion des Korrespondenten neben der sehr populären Richtung des Feuilletons, die auch dazu beitragen mochte, dem „nürnberger Korrespondenten“ ein größeres Publikum zu erwerben, ein höheres Ziel verfolgt, das jetzt, da die Waffen schweigen, von Neuem in der Literatur hervortritt, die, nachdem sie einige Zeit lang nur der Debatte zur Folie gedient hatte, nunmehr wieder nach dem literarisch-ästhetischen Maaßstab ringt.

Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit auf den Vortheil aufmerksam zu machen, der unzweifelhaft für die Literatur daraus entstehen würde, wenn die bedeutenderen politischen Blätter in der Weise der französischen derselben in ihren Spalten einen Platz einräumten. Wir würden hier keineswegs eine journalistische Gewaltherrschaft über die Wissenschaft, wie solche in Frankreich vorkommt, zu fürchten haben, da uns unsere Bildung gegen eine solche sichert, aber schon die allgemeine Verbreitung literarischer Interessen, die durch die Besprechung des Neuesten veranlaßt werden würde, wäre etwas Wünschenswerthes. Wir werden nämlich zugeben müssen, daß besonders die schönwissenschaftliche Literatur, die immer als die Blüthe des Volks betrachtet werden muß, durch die Ereignisse und den Geist des Jahrhunderts in eine neue Strömung gerathen ist; und wenn ich schon gesagt habe, daß sie einige Zeit als Mittel diente, so ist sie doch jetzt wieder daran,

Zweck zu werden. Wie bald und wie vollständig aber auch ihre Emancipation stattfinden mag, so wird sie doch nicht leicht den Charakter der Bewegung aufgeben können, den man als das eigentliche Moment moderner Kultur betrachten mag; sie wird neben den literar-ästhetischen immer menschheitliche Tendenzen zu verfolgen haben, eine Richtung, die ziemlich obenhin mit der Bezeichnung: eine zeitgemäße belegt wird. Wie gesagt, dieses Prädikat bietet eine sehr oberflächliche Erklärung der jungen, oder modernen Literatur, denn die letztere ist mehr aus dem Herzen der Nation emporgewachsen, als aus der Zeit, die, wie jede Periode des Übergangs, nur eine Zeit des Kampfes ist und eben so viel Demoralisation und Verderbniß, wie Tugend und Adel der Gesinnung in ihrem Schooße trägt. Aber für meine Behauptung, es sei sehr ersprießlich, wenn die politische Journalistik auf die Literatur und vorzugsweise auf die schönwissenschaftliche, Rücksicht nehme, ist die Bezeichnung: zeitgemäße literarische Tendenzen genügend. Die politische Journalistik hat nämlich seit 1830 einen ausgedehnteren Horizont erhalten; seitdem man die vollständige Erkenntniß geschöpft hat, daß die Politik nicht mehr von den Kabinetten ausgehe, hat auch die Journalistik weitere Kreise gezogen, Kreise, in welchen die Völker und die Gesellschaft liegen. Was in Beziehungen zu beiden steht, wird von ihr beachtet. Sollte es aber nicht rathsamer sein, der Literatur, die zweifelsohne von jeher der mächtigste Hebel nationaler und gesellschaftlicher Zustände gewesen ist, besonders in einem Augenblicke der Reciprocität, eine

mehr als vorübergehende Aufmerksamkeit zu schenken? Würden, statt literarischer Notizen, nicht literarische Kritiken selbst in der Richtung der politischen Journalistik liegen? Die heutige Literatur hat unverkennbar eine mehr oder weniger populäre Richtung, und wo nicht das „Zeitgemäße“ mindestens durchblickt, läßt sie, trotz aller Schönheit in der Form, theilnahmlos. Diese Seite schon, wie gesagt, müßte die politisch-periodische Presse bestimmen, sich ihr zuzuwenden und sie sorgfältiger zu beobachten, als solches mittelst oberflächlicher und unzuverlässiger Korrespondenzen geschieht. Mit einem Worte, literarische Feuilletons, unter der Obhut zuverlässiger Redakteurs, würden auch selbst den politischen Gehalt der Blätter erhöhen; denn unsere Literatur steht durchaus in Parallele mit der Politik.

Abgesehen aber von diesem Interesse, welches die Redakteurs und die Politik an solchen Feuilletons nehmen können, ist das Interesse der Literatur an denselben ein eben so großes. Dieser kann vermöge ihrer eigenthümlichen Stellung zum Volke nur daran liegen, daß sie vorzugsweise in Blättern besprochen wird, von denen sie überzeugt sein kann, daß sie ins Volk dringen. Weiter kann ihr nur daran liegen, schnell und frischwarm besprochen zu werden; denn die Zeit, die unsere Literatur anregt, ist sehr productiv, sie ist weit productiver, als diese Literatur selbst; täglich gebiert sie neue Eindrücke, täglich wirft sie neue Erscheinungen auf die Oberfläche des Tages. Unsere Zeit ist ein Vesuv, der nur einen Tag seine Lava in heftigeren und flammenderen Strö-

[illegible] wirft, als den andern, aber dessen Ausbruch nicht mehr unterbrochen wird, und die Literatur steht darüber und stellt nur Untersuchungen über Herkulanum und Pompeji an. Wenn heut zu Tage eine literarische Erscheinung, die im Ostermeßkataloge angezeigt wird, nicht vor dem Michaelismeßkataloge in die Debatte gezogen ist, so kann es sehr wohl der Fall sein, daß sie von andern verdrängt wird. Und man halte das nicht für die Schattenseite unserer Literatur; sie ist flüchtig, wie die Ereignisse, in deren Strudel sie gerathen ist; sie bedarf der Gegenwart, ohne die es keine Zukunft geben kann. Es soll damit nicht gesagt sein, sie könne auf keine Zukunft Anspruch machen, aber ihre Zukunft wird nicht ausschließlich an ihr liegen; sie wird auch von den Verhältnissen abhängen, von der Zukunft der Nationen und der Staaten. Aber jetzt ist schon keine Feststellung der Literatur aus dem Grunde möglich, weil man sie von allen Seiten sorgfältig im Auge behält, weil man sie fühlt, weil man sie wegen Alles zur Rechenschaft zieht. Diese Literatur hat in der That eine augenblickliche Besprechung nöthig, damit sie einen Standpunkt erhalte; denn die Verhältnisse können sich über Nacht ändern, wir messen morgen mit ganz anderm Maaßstab als heute, was uns in dem einen Augenblick begeistert, das läßt uns in dem andern kalt, was wir jetzt preisen, das werden wir binnen Kurzem verläugnen, und umgekehrt. Hat nicht Börne, der wenn nicht eine Schule, doch Jünger hervorrief, die das Alles in einem Grade erfahren müssen, der ihm vielleicht den Tod brachte?

Unsere Unterhaltungsblätter aber, die in diesem Augenblick eine fortlaufende Kritik literarischer Erscheinungen bringen, sind theilweise oberflächlich, theilweise in Partheiwesen befangen, theilweise sogar eine Spekulation von Buchhandlungen, die hier ihren Verlag gelobt, oder doch eine Retorsion geltend gemacht haben wollen. Sie sind in vielen Fällen wenigstens sehr unzuverlässig. Dann auch cursiren sie nur unter einer bestimmten Klasse von Lesern und kommen in die Hände Anderer auf dem Wege der Lesezirkel so spät, daß sie unmöglich selbst den Zweck einer augenblicklichen und schnellen Übersicht erfüllen können.

Kurz, wie man auch die Sache betrachten mag, man wird nicht in Abrede stellen können, daß eine gesichtete und umfassende Kritik in den politischen Tagesblättern an ihrem Ort sein würde. Nur muß man hier zum Controlliren keinen politischen Maaßstab anlegen und nicht dafür halten, daß eine Zusammentragung von Kritiken, wie sie in einigen politischen Blättern vorkömmt, wo sich jeder selbst kritisiren kann, den Zweck erfüllt.

Viertes Kapitel.

Die „Staats- und gelehrte Zeitung des hamburger unpartheiischen Korrespondenten." Entstehung und erste Verbreitung. — Die Einwirkungen der französischen Occupation auf dieses Journal, das zum Journal du département des bouches de l'Elbe gemacht wird. — Über den gelehrten Theil der Zeitung. — Dr. Ludwig Wihl und die literarischen Streifzüge im „hamburger Korrespondenten." — Die Berichterstatter dieser Zeitung und der Redakteur Dr. Runkel.

Die „Staats- und gelehrte Zeitung des hamburger unpartheiischen Korrespondenten," oder schlechthin und im populären Style der „hamburger Korrespondent," erschien zuerst am 29. April 1721, und zwar als erweiterte Fortsetzung der in Schiffbeck bei Hamburg herausgegebenen holsteinischen Korrespondenz." Früher und bis zum Jahre 1731 verlegte ein gewisser Hölle zu Schiffbeck den Korrespondenten, von da an übernahm der Buchdrucker G. Chr. Grund zu Hamburg den Verlag, der bis auf den heutigen Tag von seinen Erben fortgesetzt wird, nachdem der erste Eigenthümer das Verlagsrecht dieser Zeitung durch ein Senatsprivilegium sich gesichert hatte. Auch der hamburger Korre-

spondent, der in der ersten Zeit nur viermal wöchentlich erschien, wurde durch die französische Revolution in eine bedeutsamere Position gebracht und über ganz Deutschland verbreitet, einmal weil die Redaktion vortrefflich war und zuerst unter den deutschen Journalen an die Ereignisse und Zustände einen anderen Maßstab legte, als den der bloßen Berichterstattung, dann aber, weil die Unternehmung die ersten Originalkorrespondenzen bot, die man nach allen Richtungen unterhielt und wobei den Verlegern allerdings die Lage Hamburgs, der Handelsverkehr dieser ersten deutschen Seestadt und eine freisinnigere Censur, als man sonst irgendwo treffen konnte, zu Statten kamen. Obwohl der Korrespondent, trotz jener Ausdehnung und trotz der eindringenden Ereignisse nur fünfmal wöchentlich erschien, stieg seine Abonnentenzahl doch von der französischen Revolution an nach und nach bis auf 30,000, ein Resultat, das vielleicht keine Zeitung der Welt aufzuweisen hat), und das bis zum Jahre 1806 festgehalten wurde. Jetzt trat natürlich durch die politischen Verhältnisse eine Stagnation in der Redaktion ein, die täglich fast zunahm und seitdem Hamburg für eine bonne ville des französischen Reichs erklärt wurde, natürlich jede freie Wirksamkeit beschränkt und absorbirte. Der Korrespondent wurde nun zu einem Journal du département des bouches de l'Elbe gemacht, in welchem der französische Text Grundtext war und der deutsche vis à vis nur eine Übersetzung der französisch-napoleonischen Interessen. Wenn früher die Ausdehnung dieser Zeitung bis über die See, nach England, Spanien

und Amerika gereicht hatte, so durfte man sich nun nicht wundern, daß hier eine Abnahme der Leser eintrat. Aber auch in Deutschland verlor der hamburger Korrespondent alle Theilnahme, denn er stand natürlich als Journal des bouches de l'Elbe — England und überhaupt dem Auslande gegenüber — unter ängstlicher Beaufsichtigung, und Relaxationen, wie bei dem „nürnberger Korrespondenten," der doch noch ein baierisches Territorialinteresse finden mochte, konnten hier um so weniger eintreten, als die Hansestädte wegen der Mündungen ihrer Flüsse sich gleichsam in einem fortwährenden Blokadezustand befanden. So kam es denn, daß die Abonnentenzahl dieser Zeitung bis auf wenige Tausende herabsank. Bekanntlich wurde aber Hamburg am spätesten unter den deutschen Städten von der französischen Occupation befreit, und somit auch erst mit seinen Zeitungen in die neuen Interessen verflochten, als beinahe der Zustand der Dinge schon befestigt worden war; Grunds genug, daß der Korrespondent nicht nur von der politischen Krise keinen Nutzen zog, sondern auch von anderen Journalen, die ein festeres Terrain bei Zeiten gefunden hatten, beeinträchtigt wurde. Nichtsdestoweniger wandte man Alles an, um den früheren Gesichtspunkt des Blattes wieder aufzunehmen und dadurch, wenn nicht die alte Verbreitung — der jetzt natürlich außer den Verhältnissen auch die Konkurrenz entgegenstand — doch eine Steigerung der Abonnenten herbeizuführen. Somit brachte man es dahin, daß der „hamburger Korrespondent" ungefähr für Norddeutschland das wurde, was das „frankfurter Jour-

steht und selbst im Sängerkriege begriffen ist. Man würde erst alsdann die Lauterkeit der Motive würdigen können, die diesen oder jenen in die Schranken ruft, was gerade in dieser Angelegenheit, die sich, wie gesagt, auf die Bewegung und die Interessen der Menschheit stützt, um so nothwendiger ist, als man bereits große Inkonsequenzen und Demonstrationen abseiten Einzelner der jüngeren Schriftsteller bemerkt haben wird, die freilich durch die Wirren des Tages zu entschuldigen sind, von denen man aber zur Zeit noch nicht darthun kann, ob sie aus persönlichen, oder in der That, wie vorgegeben wird, aus literarischen Interessen herrühren. Denn was man auch zum Besten der letzteren anführen mag, wir werden doch zugeben müssen, daß nicht nur der Kunst, sondern auch dem Herzen an der neuen literarischen Bewegung ein großer Antheil eingeräumt werden muß und daß im Leben nicht mehr die Schönheit des Horazischen dulce et decorum est pro patria mori, ohne die Wahrheit des Dichters begriffen werden wird. Sänge Einer jetzt also und ergriffe später die Flucht, sein Sang wird kaum der Literaturgeschichte erhalten werden, denn — daß wir es nur eingestehen — die Literaturgeschichte ist heutzutage nicht mehr von der Weltgeschichte zu trennen. Wenn wir nun auf die „literarischen Streifzüge" des Hamburger Korrespondenten hinweisen, so geschieht das nur, um jenen sehr einseitigen Standpunkt des Referenten hervorzuheben, von dem wir übrigens gern glauben, daß er bona fide verfuhr, wie wir denn auch zugeben müssen, daß seine Berichte mit Ruhe und Einsicht abgefaßt sind.

Nur das möchten wir ihm bemerken, daß es fast treulos ist, jene Brücke, oder nur jenen schwindelnden Steg, den man die jüngere Literatur benannte, den Fluthen zu übergeben; wir sagen, treulos, und beziehen das nicht sowohl auf die Brücke, als auf die Nation, die theilweise über dieselbe einzog in das neue Land. Freilich wird man ihr daselbst neue und werthvollere Genüsse bereiten, als die bisherigen — wie es in den „literarischen Streifzügen" heißt — aber wenn sie nun doch nicht dem Herzen des Volks zusagen, einem Herzen, dem man jetzt beweisen will, daß aller Enthusiasmus einer himmelanragenden Zeit eine Seifenblase gewesen sei, wenn das Herz wieder heimwärts will aus der Literaturgeschichte hinaus, hinweg von den unterirdischen Richtern, die zu dem Leben in keiner Beziehung stehen, wie dann? Mit einem Worte, man sollte bedenken, daß der Zusammenhang der neueren Literatur nicht zerrissen werden darf, ohne das Leben derselben zu gefährden, und daß vor allen Dingen die Selbstverleugnung der jüngeren Literatur nur ihre persönliche Schwäche darthut, nicht die Unhaltbarkeit ihrer Tendenzen. Aber freilich, was soll man von Tendenzen erwarten, deren Träger unzuverlässig sind, indem sie, statt den Göttern die Entscheidung zu überlassen, ob sie in der That den Himmel bedrohen, den sie stürmen wollen, sich lieber selbst aufreiben und vernichten. Gewiß, in dem ewigen Hin- und Herkritisiren allein geht alle Produktion zu Grunde; man ist jetzt so weit gekommen, daß, wenn heute eine solche erschienen ist, auch schon morgen die Kritik ihr auf dem Nacken sitzt und n e g i r t.

Und ist die Kritik lässig, so ist der Verfasser selbst unglücklich, er kann es nicht erwarten, in eine Debatte gezogen zu werden, die von Persönlichkeiten wimmelt. Wird denn das Genie auch nicht ohne diese Debatte zum Lorbeer gelangen? Wahrlich! es wäre sehr schlimm, wenn die heutige Kritik nur die Vermittelung mit der Unsterblichkeit wäre. Wenn wir diese Ansicht als eine wenigstens vorurtheilsfreie geltend machen, so glauben wir, daß gerade der Roman „Blasedow," von Karl Gutzkow, dessen erster Theil vor uns liegt, und der in den erwähnten Streifzügen mit Recht gewürdigt wird, durchaus nicht zu der daselbst an den Tag gelegten Beurtheilung der neueren Literatur paßt. Es würde hier überall nicht der Ort sein, ihn einer kritischen Erörterung zu unterziehen, aber so viel ist doch gewiß, daß diese Dichtung in den engsten Beziehungen zu jener Richtung steht, die man in den Streifzügen desavouiren möchte; denn der Held derselben ist ein Mann von Geist und Herz, der über die Verwirrung der gesellschaftlichen Verhältnisse allerdings verrückt wird, aber selbst in dieser Verrücktheit noch und in der kleinlichsten Lebensposition Titane bleibt. Eben weil er so groß und erhaben dasteht, wird er wahrscheinlich hienieden das Gleichgewicht verlieren und über kurz oder lang den Hals brechen, d. h. dem Urtheil der Philister anheimfallen. Würde es nun dem Verfasser gefallen, wenn man seinen Roman ausschließlich aus dem literarisch-ästhetischen Gesichtspunkte betrachtete? Gewiß nicht; denn eben der menschheitliche Gesichtspunkt, der gesellschaftliche, wird dem Roman Blasedow

die Theilnahme des Jahrhunderts verschaffen, nach welcher andere eben so begabte Dichter, welche außerhalb der Zeit stehen, vergebens ringen.

Man verzeihe uns diese Abschweifung, die übrigens durch den Titel: „Studien und Kritiken der deutschen Journalistik“ hinlänglich gerechtfertigt werden wird. Was den politischen Theil des „Hamburger Korrespondenten“ betrifft, so steht der Redakteur, Herr Runkel, hier an der Spitze. Von Tendenzen kann natürlich unter den Verhältnissen, wie sie stattfinden, keine Rede sein; denn die Zeitung eines kleinen deutschen Freistaats hat mehr Rücksichten zu nehmen, als irgend eine andere, einestheils gegen die Regierung, anderntheils gegen die Leser. Als ein Freistaat des Nordens muß Hamburg insonderheit in Betreff Preußens vorsichtig sein, und dieses Verhältniß mag auch wohl die irrige Ansicht veranlaßt haben, der „Hamburger Korrespondent“ stehe unter preußischen Einflüssen, woran höchstens das wahr ist, daß er Originalkorrespondenzen aus Berlin enthält, die allerdings nicht gegen das preußische Interesse sein dürfen, im übrigen aber keine außergewöhnliche und blinde Sympathie an den Tag legen, wie denn auch Herr Joel Jacoby wenigstens zur Zeit nicht mehr dem „Korrespondenten“ Bericht zu erstatten scheint. Außerdem hat man auch, wegen Originalkorrespondenzen von der „russischen Grenze“ eine Vertretung russischer Interessen in dieser Zeitung erblicken wollen; allein wem ist es nicht bekannt, daß Rußland allenthalben, wo es nur kann, eine Hand in der deutschen und überhaupt in der

europäischen Journalistik zu bekommen sucht. Die betreffenden Korrespondenzen „von der russischen Grenze“ rühren denn auch theilweise wenigstens von einem Deutschen her, der sie, ganz im Gegensatze zu dem Norden, im deutschen Süden schreibt und dabei doch an der Quelle schöpft, nur nicht an der Quelle der Ereignisse und Zustände, sondern an der allerdings minder zuverlässigen der Kabinetsmittheilungen durch die dritte Hand. In der neuesten Zeit wird man im „hamburger Korrespondenten“ auch die hannöverschen Angelegenheiten in Originalkorrespondenzen sorgfältig berücksichtigt finden und zwar so ziemlich nach den verschiedenen Seiten hin, immer aber mit Bedacht und Rücksicht, wie ich denn schon behauptet habe, daß die norddeutsche Journalistik stets eine konservative Hinneigung an den Tag legt*).

Herr Runkel, der Redakteur, ist vor allen Dingen ein tüchtiger Linguist und so gewandt in seinem Geschäft, daß er, sich mit dem Einen unterhaltend, dem andern Übersetzungen dictirt. — Der englische Artikel des Korrespondenten ist vortrefflich redigirt und die Parlamentsverhandlungen werden hier meistens in extenso gegeben. Was die Unpartheilichkeit im Schilde des Korrespondenten betrifft, so ist sie natürlich sehr bedingt. Eine deutsche Zeitung wird schon unpartheiisch sein, wenn sie da schweigt, wo sie nicht reden darf. Zudem hab' ich schon bemerkt, daß die Redak-

*) Die „neue Zeitung“ in Hamburg verfolgt ausnahmsweise eine liberale Richtung.

tion durch die politischen Verhältnisse sehr beschränkt ist, indem der Hamburger Senat vor allen Dingen Konflikte mit auswärtigen Regierungen und Zuständen vermeiden muß und die Censur also häufig engherzige Rücksichten eintreten läßt. Daneben ist die Redaktion des Korrespondenten von den Grund'schen Erben, denen das Eigenthum dieser Zeitung zusteht, abhängig und kann sich also auch deshalb nicht einmal in eigener Weise entwickeln.

Dieses Verhältniß mag auch wohl der Grund sein, daß der „Hamburger Korrespondent" niemals raisonnirende Artikel aus der Feder der Redaktion bringt und daß man bei Besetzung derselben vorzugsweise mehr auf einen sprachkundigen, gewandten Übersetzer Rücksicht nimmt, als auf einen politisch durchbildeten Journalisten. Herr Runkel hatte, bis zur Übernahme der Redaktion der „Staats- und gelehrten Zeitung des Hamburger unpartheiischen Korrespondenten" wenigstens an keinen journalistischen Bestrebungen Theil genommen, was ihn übrigens nicht abhielt, der ihm anvertrauten Zeitung sofort mit Einsicht vorzustehen und den journalistischen Überblick über die Thatsachen, der sonst eine längere Routine erfordert, zu gewinnen.

Der „Hamburger Korrespondent" erscheint nunmehr sechsmal wöchentlich in großem Quart, und jedesmal einen Bogen stark. Seiner Verbreitung kommt auch der Umstand zu statten, daß die freie Hansestadt Lübeck keine Zeitung besitzt und der „Hamburger Korrespondent" deshalb hier auch als Localzeitung von Privatleuten allgemein gehalten wird.

Fünftes Kapitel.

Die berliner politisch-periodische Presse. — Die preußische Staatszeitung. Begründung. Richtung. Redaktionen. Verhältniß der preußischen Regierung zu diesem Journal. Korrespondenzen. — Beiblatt der Staatszeitung: Magazin des Auslandes. — Die „Haude- und Spener'sche Zeitung." — Die Voßische Zeitung. —

Die „preußische Staatszeitung" wurde im Jahre 1819 gegründet. Sie ist also die jüngste der berliner Zeitungen, aber ich stelle sie hier als officielles und halbofficielles Organ voran, das man gerade in jener Zeit, als die Bundestagsbeschlüsse die deutsche Presse so nachdrücklich trafen, ins Leben treten ließ, und wahrscheinlich aus dem Grunde, weil man den zunehmenden Einfluß der Journalistik einsah. Die „preußische Staatszeitung" wurde in der Absicht zugelassen, um das Volk mit den Fortschritten des inneren Staatenlebens bekannt zu machen; ich sage zugelassen; denn die Regierung nahm an der Gründung dieses Blatts keinen direkten Antheil. Durch jene Richtung aber, die die „preußische Staatszeitung" wenigstens bis 1830 beibehielt, unterschied sie sich wesentlich von dem „österreichischen Beobachter," der sich seit 1809

mehr die Aufgabe setzte, der auswärtigen Politik zu folgen. Carl Heun — der bekannte Clauren — stiftete die „preußische Staatszeitung,“ die ihm die Regierung im Jahre 1824 abkaufte und mehreren Buchhändlern hintereinander in Verlag gab, bis sie endlich denselben selbst übernahm. Sie ist nunmehr durchaus als officielle Zeitung des preußischen Staats zu betrachten, und nur in der Form mag man den amtlichen Theil von dem nicht amtlichen unterscheiden, wie beim französischen Moniteur, der nur jene Mittheilungen, die direkt aus dem Kabinette zu ihm gelangen, als officiell bezeichnet, im Übrigen aber für alle Nachrichten moralische Bürgschaft leistet. In Aufnahme gerieth dieses Journal, das täglich im größten Folioformat, auf gutem Papier und in schönem Druck erscheint, durch Philipsborn, Rath im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, der die Zahl der Abonnenten binnen Kurzem auf mehrere Tausende steigerte. Später redigirte die Staatszeitung Cottel dem Namen nach, in der That aber Herr Lehmann. In neuester Zeit las man unter diesem Blatte: Redaktion unter Leitung von Rheinwald, und jetzt heißt es: In Vertretung des Redakteurs, Wentzel. Professor Rheinwald aus Bonn, der in der Zeit der kirchlichen Wirren an das Steuerruder berufen wurde, wahrscheinlich um der Redaktion, die bis dahin eine sehr untergeordnete Stellung eingenommen hatte, durch eine bedeutendere Persönlichkeit einigen Nachdruck zu geben, scheint sich somit nicht lange gehalten zu haben; denn die jetzige Unterschrift sieht nicht wie eine interimistische Re-

daktion für Herrn Rheinwald aus, sondern vielmehr wie eine provisorische, bis sich ein neuer Name finden wird. Diesen hat man hie und da in Herrn von Baerst erblicken wollen, der bekanntlich aus carlistischer Sympathie und Spekulation eine Reise nach der pyrenäischen Halbinsel unternahm; allein es ist wohl nicht anzunehmen, daß die preußische Regierung der *Staatszeitung* ein so entschiedenes Relief durch einen Namen geben wird, an den sich die Interessen einer von Preußen nicht anerkannten und sogar zweifelhaften, in keinem Falle aber der *protestantischen* Richtung zusagenden Regierung knüpfen. Wie sich nun auch die Zukunft der „preußischen Staatszeitung" hinsichts der Redaktion gestalten wird, so wird man doch auch unter Rheinwald's Leitung eingesehen haben, daß keine Veränderung in der Richtung der Zeitung eingetreten ist und daß die Redaktion in der That nicht mehr ist, als eine Form, die sich höheren Rücksichten zu unterwerfen hat.

Im Ganzen zeichnet sich die „preußische Staatszeitung" durch eine lobenswerthe Unpartheilichkeit aus, die man ihr besonders in Betreff der Mittheilungen über den Gang der polnischen Revolution nachrühmen muß. Die Thatsachen aus dem Kriegslager wurden hier in Betreff beider streitenden Theile, wie sie der Regierung zukamen, dem Publikum einfach und wahr überliefert. Die Redaktion enthält sich aller Bemerkungen und Raisonnements über die Lage oder die Motive der einen oder anderen Parthei. Da es sich nun auch die preußische Regierung zum Grundsatz gemacht hat, die ihr zukommenden Depeschen sofort dem Publikum mitzu-

theilen, und man in dieser Hinsicht eine weit größere Offenheit und Rückhaltslosigkeit beobachtet, als andere größere Mächte an den Tag legen, die sich selbst auf konstitutionelle Institutionen stützen, wie z. B. Frankreich, so hat auch die „preußische Staatszeitung" in dieser Hinsicht einen entschiedenen Werth. In Betreff des Inlandes wird man diese Zuverlässigkeit der Staatszeitung neuerdings bei Gelegenheit der katholischen Wirren um so mehr wahrgenommen haben, als die Gegenparthei hier keineswegs offen und wahr verfuhr, sondern vielmehr die gehässigsten Insinuationen ersann, die einer minder festeren Regierung als der preußischen, leicht Veranlassung zu gleichen Umtrieben hätten geben mögen. Allein die Überzeugung und das Selbstbewußtsein jener hielten es auch in diesem Falle für unnütz, die Würde der Regierung durch Demonstrationen zu compromittiren, die von dem alten Systeme: größte Offenheit, Rückhaltslosigkeit und Zuverlässigkeit in allen Regierungsverhältnissen zu bewahren, abwichen.

Wo aber die preußische Regierung des Princips wegen Mittheilungen von Thatsachen hinsichts deutscher Verhältnisse, die diesem Principe zuwider laufen, nicht zulassen kann, da wird sie die strengste Neutralität bewahren. Wir erinnern hier nur an die hannover'sche Frage, die freilich nach keinerlei Seite hin in der „preußischen Staatszeitung" besprochen worden ist.

Hinsichts der Originalkorrespondenzen machen wir auf die von der pyrenäischen Halbinsel aufmerksam, die, mit Mäßigung

geschrieben, einen ziemlich zuverlässigen Standpunkt der Dinge daselbst andeuten.

Unter der Rubrik: Ausland sind die russischen Artikel wegen ihrer Vollständigkeit beachtungswerth.

Das „Magazin des Auslandes," welches wöchentlich zweimal als wissenschaftliches Beiblatt der „preußischen Staatszeitung" erscheint, enthält eine treffliche Auswahl französischer und englischer Übersetzungen und wird von Herrn Lehmann redigirt.

Außerdem enthält die „preußische Staatszeitung" wissenschaftliche und künstlerische Referate von verschiedenen Schriftstellern.

Die älteste politische Zeitung Berlins ist die „Haude- und Spener'sche Zeitung." Sie wird unter dem bescheidenen Namen „berliner Nachrichten" ausgegeben. Friedrich der Große hatte, da ihm sein Vater das Flötenspiel streng untersagt hatte, im Hause des damaligen Buchhändlers Spener ein Asyl mit seiner Flöte gefunden. Als er den Thron bestieg, veranlaßte er Spener, sich eine Gnade auszubitten. Dieser ersuchte den König, ihm ein Privilegium für ein berliner Tageblatt zu ertheilen, und die Haude- und Spenersche Zeitung wurde gegründet. Die Zeitung, in welcher Friedrich der Große gleichsam ein Gegenmittel gegen die in Preußen wegen ihrer österreichischen Tendenzen verbotenen frankfurter OPAZeitung erhielt, erschien in der ersten Zeit unter officiellem Einflusse, indem ihr Friedrich der Große sofort die Kriegsberichte und politischen Ereignisse zusandte. 1807, als Napoleon die Mark in Besitz genommen hatte, schloß sie sich,

sonderbar genug, der Opposition gegen Preußen an; im letzten polnischen Befreiungskrieg aber behauptete sie einen so argen absolutistischen Charakter, daß die Berliner sie kaum noch lesen wollten.

Der Eigenthümer der Haude- und Spener'schen Zeitung heißt Spieker; Julius Curtius ist der eigentliche Redakteur. Sie erscheint täglich, mit Ausnahme des Sonntags, in Quartformat auf Löschpapier und mit stumpfem, kleinem Druck, einen Bogen stark, ist aber für Berlin eigentliches politisches Localblatt und soll bis zur polnischen Revolution 5—6000 Abonnenten gezählt haben. Ihre Richtung ist die einfach referirende, ihr Inhalt ist bunter und mannigfaltiger, als geordnet und übersichtlich. Nicht einmal eine sorgfältige Korrektur zeichnet die Haude- und Spener'sche Zeitung aus; denn man las hier: „die ganze Stadt ist über die glückliche Wiederherstellung des Königs von Ungarn von der aufrichtigsten Freude unwandelbar beeselt" (statt beseelt); oder: „es ist eine Kompagnie Minister (statt Minirer) vor Antwerpen angekommen;" oder: „zur Feier der Ankunft des Prinzen Wilhelm war ganz Köln erleuchtet, mit Ausnahme keines einzigen Hauses;" oder: „Don Miguel hat die Hauptstadt verlassen und Lissabon und alle Schätze mit sich genommen."

Die Voß'sche Zeitung ist das Eigenthum eines Justizkommissarius Lessing. Auch bei ihr sind die Referate, aber größtentheils die Referate anderer Zeitungen, die hier nur nachgedruckt werden, das wesentlichste Moment. Indeß zeichnet sich Herr

Lessing, der den Rothstift führt, durch seine Fertigkeit und Übersicht aus.

Den französischen Theil der Voß'schen Zeitung redigirt der äußerst fruchtbare Schriftsteller Ludwig Rellstab, den englischen aber Dr. Friedenberg, ein Israelit aus dem südlichen Deutschland, der von englischen Methodisten zum Übertritt zum Christenthum verleitet wurde. Er studirte auf englischen Universitäten und wurde später, statt eines Missionairs in Afrika, eine Bestimmung, die seine Gönner ihm ausersehen hatten, Reporter des „Globe." Von London aber begab er sich nach Berlin, wo er eine Übersetzungsfabrik englischer Romane gründete und an der Redaktion der Voß'schen Zeitung Antheil nahm. Der französische, wie der englische Theil dieses Journals sind gut redigirt. Eine bestimmte Richtung, außer der der Mittheilung, hat die Voß'sche Zeitung nicht, will man nicht anders die liberalen Sympathien Ludwig Rellstab's, eines durchaus redlichen und aufrichtigen Mannes, dafür gelten lassen.

II.

Die
belletristisch-periodische Presse.

Drittes Kapitel.

Der Phönix. — Dessen Wiege. — Geburtswehen. — Dr. Eduard Duller. — Herr F. W. Carové. — Sein Feuilleton. — Mitarbeiter, Korrespondenten. — Die Humanitätsprincipien des Phönix. Epitaphium für denselben. —

Als vor drei und einem halben Jahre der „Phönix," — damals noch eine „Frühlingszeitung für Deutschland" — seinen ersten Ausflug aus der Sauerländer'schen Buchhandlung zu Frankfurt am Main nahm, hätte sich's vielleicht Niemand träumen lassen, daß er statt des für Phönixe herkömmlichen Säculums nicht einmal ein Lustrum brauchen würde, um lebenssatt wieder auf den duftenden Holzstoß zurückzusinken und — denn mit dieser frohen Hoffnung begleiten wir seinen Sturz — verjüngt aus der Asche wieder aufzusteigen. Ja, als wir bei dem Erscheinen unseres ersten Heftes seinen Namen unter den im zweiten zu besprechenden Zeitschriften aufführten, dachten wir noch keineswegs daran, daß wir einen „todten Mann" an ihm haben und heute seine Leichenrede halten würden.

Wahrlich, eine niederschlagende Lehre für die Literaten, eine böse Perspektive für Buchhändler liegt in diesem frühzeitigen Ende des Phönix von Duller. Schon deßwegen ist es wohl der Mühe werth, zu untersuchen, was dieses Ende veranlaßt hat und woran eine literarische Spekulation scheitern konnte, welche theils von so vielen und von so tüchtigen Kräften gestützt, theils von einem als thätig und ausdauernd anerkannten Buchhändler eingeleitet worden war? Was fehlte dem Phönix? Was hatte er zu viel?

Uns scheint, als ob namentlich im Letzteren, in dem Zuviel, ein besonderer Grund für das Erlöschen des Phönix gesucht werden müsse. Er hatte Herrn F. W. Carové zu viel; an Carové ist der Phönix gestorben, wie ein alter Mann am marasmus senilis stirbt. Wir kommen nachher darauf zurück.

Das Geburtsjahr des Phönix fällt in eine literarisch reich begabte, viel bewegte Epoche. Sauerländer schien 1835 die Absicht zu haben, sein Haus zu einem Heerde für damals aufkeimende Tendenzen, sein Blatt zu ihrem entschiedensten und wirksamsten Organ zu machen. Bei Sauerländer sah man damals an literarischen Diners die Namen Gutzkow, Duller, Beurmann u. s. w. vereint, und der Phönix, für den Duller als Redakteur bestellt wurde, trug keck und frei das strahlende Schild „Frühlingszeitung für Deutschland“ an der Stirne. Noch erinnern wir uns mit Vergnügen an die damalige Ankündigung des Phönix, die — irren wir nicht — aus Duller's Feder geflossen war. Duller schwärmte zu jener Zeit noch nicht ausschließlich für „Humanität,“

er kannte noch andere Absichten, als einen Verein deutscher Journalisten gegen den Nachdruck zu Stande zu bringen. In seine reizbare, dem Schönen empfängliche Seele, waren die Lichtblitze einer neuen, gewitterschwangeren Periode gefallen und hatten gezündet; er glühte für eine Wiedergeburt socialer Zustände, für die Einsetzung der alten, natürlichen Rechte an die Stelle der Konvenienz, für eine romantische, eine junge Literatur, nicht für Klassik und Plastik, zu der er erst neuerdings zurückgekehrt zu sein scheint. Aus damaliger Zeit klingt noch heute sein „tönendes Bild" in unseren Ohren!

Unter Duller's Fahnen sammelte sich im Jahre 1835, was denselben Weg einzuschlagen gedachte, den er betrat. Um dem neuen Unternehmen eine noch größere Garantie zu geben, ward Gutzkow nach Frankfurt gezogen und ein eigenes Literaturblatt begründet, welches durch ihn zum kritischen Kanon des neuen Bundes gemacht werden sollte.

Wirklich schienen die Resultate zu Anfang des Unternehmens günstig zu sein. Der „Phönix" erregte Aufsehen. Duller's frisches, glühendes Erzählungstalent zog auf einer Seite eben so an, wie auf der anderen Gutzkow's kaustische Schärfe. Die Recensionen des Literaturblattes galten den Anhängern der neuen Schule für infallibel; sie und die Anzeigen in Laube's eleganter Welt, neben ihnen Mundt's „Zodiakus," hatten anerkannt Sitz und Stimme im Urtheil des Publikums.

Allein bald zeigten sich Differenzen unter den beiden Redak-

tenten des Phönix. Duller hatte neben kleinern Novellen und lyrischen Beiträgen auch Romane geschrieben, die Gutzkow im Phönix anzeigen sollte. „Ketten und Kronen" lagen zur Besprechung vor und so weit ging Duller's redlicher Sinn und Eifer für eine würdige Stellung seines Blattes, daß er es dem Freunde nicht verargen mochte, wenn dieser erklärte, nicht loben zu können, sondern aus bestem Gewissen tadeln zu müssen. Anders Herr J. D. Sauerländer. Er sah sich hier als Verleger des Phönix und der Duller'schen Romane entre deux feux. Tadelte Gutzkow in seinem Blatte seine Verlagsartikel, welcher Schaden konnte ihm nicht daraus erwachsen? Und was hätte das Publikum zu einem so unerhörten Exempel von „Redlichkeit und Treue" im deutschen Buchhandel sagen wollen? Nein, es ging nicht an.

Wir haben im Vorliegenden nur einen einzelnen Punkt, vielleicht den unwesentlichsten, herausgehoben, an dem eine für das Blatt sehr fruchtbare Verbindung zuerst sich auflöste. Andere, hier nicht näher anzudeutende, mögen in der Persönlichkeit Duller's und Gutzkow's gelegen haben. Den Hauptstoß aber gaben die im Herbst desselben Jahres schon ausbrechenden Menzel'schen Stürme gegen die junge Literatur und die in Folge derselben von allen Seiten erfolgende äußere Reaktion gegen ihre Tendenzen und Vertreter. Duller konnte in dem bekannten Edikte nicht mit verkannt und geächtet werden, weil er, bei aller Reizbarkeit und allem eigenthümlichen Schwung seiner Natur, doch nicht in die eigentlichen Extreme jener Bewegungen hineingerathen war, sei es

nun, daß ihn sein Talent und seine Persönlichkeit andere, minder gefährliche Pfade führte, oder daß er als Redakteur nicht genug in den handelnden Vordergrund getreten war, um zurückgedrängt zu werden, als der erste Gegenstoß erfolgte. Keinerlei Verdacht ruht aber auf ihm, etwa durch Koncessionen und Perfidien unversehrt ausgegangen zu sein; Duller steht als reiner Karakter in der Literatur da, und wenn er ja die Saiten nach der angedeuteten Katastrophe etwas milder spannte, so ist das nur seinem natürlichen Takte als Redakteur zuzuschreiben, der ihm Verpflichtungen seinem Verleger und seinem Publikum gegenüber auferlegte. Duller mochte fühlen, daß die Zeit, da er zu Gutzkow's Frommen die „Gescheitelten“ schrieb, vorüber gehen müsse. Außerdem drang Herr Sauerländer mit vorsichtiger Hast darauf, alle Namen und Kräfte, die mit in die Katastrophe gezogen waren, aus seinem Institute zu entfernen.

Im Jahre 1836, dem zweiten Jahrgange, blühte denn auch der „Frühling“ ab, es blieb nichts als ein simpler „Phönix,“ in seiner großartigen Einfachheit und mit der deutungsvollen Vignette an der Spitze des Blattes gewiß ein sehr wohl gewählter und empfehlender Titel. Am Eingange jenes zweiten Jahrganges stand noch das vortreffliche Gedicht von Ferdinand Freiligrath, das uns jüngst wieder in seiner Sammlung (auf Seite 263) als Denkmal jener Zeit lebendig entgegenstrahlte. Noch in diesem trefflichen Liede herrschte der frische, durch die Wehen und Wirren der nächsten Vergangenheit nicht außer Athem gebrachte Geist, der „dem

14 *

Ringen und dem Erregtsein dieser Zeit kein Fremdling zu sein verhieß, und seinen Flug, hoch über den Partheien, den Schaaren des Reinen und des Rechtes allein widmete."

Wir wollen just nicht behaupten, daß diese Verheißung geflissentlich in der Zeitschrift, die sie einleitete, verletzt worden sei; allein der Phönix schien schon jetzt, kaum zwölf Monden alt, seinen Scheiterhaufen zusammenzulesen, worauf er sich verbrennen wollte. Je mehr die — ehedem etwas grauen und welken — Blätter desselben an der Sonne der Sauerländerschen Industrie bleichten, desto schmerzlicher gab sich in der Krone und in dem Herzen des Stammes ein allmähliges Ergrauen und Welken kund. Statt der leuchtenden Kritiken, die Gutzkow's sichere und kühne Hand wie Raketen in die Luft geworfen hatte, verpufften nun bereits beliebige Leute ihre Schwärmer in dem recensirenden Theil des Blattes. Duller selbst mochte etwas der Art herausgefühlt haben, wenn nicht sein Eifer für das Blatt selbst allmählig erkaltet war. Duller erscheint uns in Allem wie ein stets jugendlicher, jedem Eindrucke offenstehender Geist, der mit einem tüchtigen Talente und einer immer gährenden Phantasie den besten Willen verbindet und deßungeachtet nie zu recht befriedigenden und vollendeten Resultaten gelangt, weil ihn inmitten des Werkes wenn nicht seine Kraft, doch seine Lust verläßt. Durch seine Produktionen haben wir nur eine Bestätigung dieses Urtheils empfangen. Diese sind, abgesehen von dem Schwanken und Umhertasten unter allerlei Formen und Stoffen der Kunst, jede für sich betrachtet, wohl

unter dichterischem Zeichen geboren, allein nicht erzogen, nicht gebildet, nicht mannbar geworden unter Dichters Hand. Wir bemerken an einzelnen Stellen die Kraftanstrengungen des Verfassers, sich selbst und seine Personen durch seitenlange Declamationen, durch emphatische Ausrufe wieder in rechten Zug und auf begeisterte Höhen zu bringen. Das geschieht Alles ruckweise, ohne innere Freude des Dichters an seinem Werke, ohne Leben und Weben in demselben, ohne genetische und natürliche Entwickelung.

Wir meinen, ähnlich sei es vielleicht Duller mit seinem Phönix ergangen, von dem er wohl obendrein in mancher Hinsicht andere Resultate, als die gebotenen, hätte erwarten dürfen. Ob dieß allein der Grund des Umzuges, den Duller im Sommer 1836 von Frankfurt nach Darmstadt bewerkstelligte, gewesen ist, oder ob nicht ein persönliches Mißbehagen an Frankfurt, namentlich an dessen literarischen Zuständen hier mit im Spiele war, lassen wir dahin gestellt sein. Unwürdig und unwahr ist es, wenn Böswillige Duller nachsagten, er habe sich in Darmstadt eine „Stellung" fundiren wollen. Darmstadt war, wie Duller wohl einsehen mußte, zu einem solchen Plane nicht der geeignete Ort. Was er deshalb später in Darmstadt unternahm zur Begründung jenes Vereins für Wissenschaft, Literatur und Kunst, dessen Interessen neuerdings auf eine so indiscrete Art der „Publicität" überantwortet wurden, und wie er sich zum darmstädter Hofe und zur Gesellschaft in Darmstadt stellen mochte, ist gewiß nur aus Duller's redlichstem Willen für „Fortschritt und Humanität" zu er=

klären, nicht aus schmutzigen Nebenabsichten, wie sie ihm Unberufene und Unkundige nachgezischelt haben.

Entschieden aber ist es, daß jene Übersiedelung Duller's von Frankfurt nach Darmstadt für sein Blatt von den traurigsten Folgen gewesen ist. Dadurch kam es eben gänzlich in die Hände des Herrn F. W. Carové, unter denen es denn wohl eines langsamen Todes versterben mußte.

Herr Carové mag ein ganz grundgelehrter Mann sein, ein Kenner des Kanonischen Rechtes, der Kirchenhistorie, der Fundamentalphilosophie ꝛc. ꝛc. Herr Carové mag ferner ganz vortreffliche Bücher geschrieben haben, obwohl wir eingestehen müssen, daß wir dieselben nicht gelesen. Allein Herr Carové ist kein Journalist. Daran lag es. Wir wollen ihm sagen warum.

Herr Carové schreibt über viele Dinge, die er versteht, und über einzelne, die er nicht versteht (z. B. über Achenbach's Bilder im Städelschen Museum), ganz gut. Er philosophirt, er recensirt, er excerpirt, er schematisirt. Allein bei Allem ist Herr Carové — langweilig. Wir bitten um Entschuldigung für dieses ungalante Wort, aber es ist, leider! nur zu wahr und wir müssen es wiederholen: Herr F. W. Carové ist kein Journalist, weil er langweilig ist. Die Langeweile ist aber eine Todtsünde für den Journalisten. Was Voltaire von aller Literatur im Allgemeinen sagte: il n'y a qu'un seul genre vitieux, savoir: l'ennuyeux, gilt von nichts stringenter und vollwichtiger, als von

der periodischen Literatur, die reizend sein muß, um trotz ihrer Flüchtigkeit zu fesseln.

Wie konnte sich Herr Carové nur dazu verstehen, für den abwesenden Redakteur das „Feuilleton" des Blattes zu schreiben? Er, ein Mann, der, eigenem Geständnisse nach, nur ernsten Studien obgelegen und die Wissenschaft nur in die Tiefe bearbeiten wollte, mußte nunmehr aus der Fluth der Tagesliteratur den Schaum abschöpfen, um daraus sein „Feuilleton" für naschhaftige Leser zu konstruiren. Und auf welche Art hat Carové seine Aufgabe erfüllt! Sein Feuilleton bestand aus einer wahrhaftigen Blumenlese der Langenweile, weil Herr Carové, ein im Schematisiren und Dociren abgehärteter Mann, selbst im Feuilleton einen gewissen „Plan" befolgte. Eine Gallerie der wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen sollte das Feuilleton des „Phönix" liefern. War denn der „Phönix" etwa für Technologen und Spekulanten berechnet? Wie oft, um nur ein einziges Exempel anzuführen, hat uns Carové unerbittlich mit allen Details des elektrischen Telegraphen und ähnlichen Erfindungen geplagt? Da wurden statistische Notizen hinzugefügt, in denen recht viele Zahlen vorkamen. Hierbei hatte Herr Carové einen sehr praktischen Grund. Das Feuilleton verschlingt mit seiner engen und kleinen Petitschrift einen erklecklichen Vorrath von Manuscript, zumal, wenn, wie in den letzten Zeitläuften des „Phönix," die Mitarbeiter und ihre Sendungen immer mehr zusammenschmolzen. Jede Zahl füllte in solchen Rechenexempeln eine Zeile, — voilà

tout! Herr Carové speicherte auf, was an Einwohnerberechnungen, an Finanzetats, an Zählungen jeglicher Art nur aufzujagen war. Ihm that es durch die dehnbare Masse gute Dienste, während seine Leser, denen es zum größten Theile wohl nicht um Excerpte aus statistischen Kompendien und politischen Journalen in dem Feuilleton einer schönwissenschaftlichen Zeitschrift zu thun sein mochte, das Gesammelte von sich stießen.

Man kann ohne Übertreibung behaupten, daß dieses langweilige Carovésche Feuilleton eine namhafte Anzahl Leser, folglich auch Abonnenten des „Phönix“ abgeschreckt hat, weil man gerade nach dem Feuilleton eines Journales in der Erwartung einer pikanten Lektüre am raschesten greift.

Duller hat in Darmstadt nicht viel mehr für sein Institut gethan. Er hatte Verbindungen mit schriftstellernden Damen angeknüpft, deren Leistungen seinem Blatte auch eben nicht die förderlichsten gewesen sein mögen. Zudem scheint sein Verhältniß zu Sauerländer nicht wandellos dasselbe geblieben zu sein, weil der neueste Roman *) Duller's nicht in diesem Verlage, sondern bei Brockhaus erschienen ist. Dieses mag denn auch zur Auflösung der Zeitschrift das Seine beigetragen haben; denn daß Sauerländer so bedeutende Verluste mit derselben gehabt, ist kaum

*) „Kaiser und Papst“ in vier Bänden; beiläufig gesagt, eine sehr zeitgemäße Idee, die sich in dem Gegensatze dieses Titels ankündigt, wenn in derselben nicht Carové's Deutschland und Rom zu viel benutzt wird.

anzunehmen, da noch in den neuesten Zeiten so viel von dem Absatze in außerdeutschen Hauptstädten, in Paris, London, Petersburg rc. geschrieben wurde. Nehmen wir deßhalb lieber an, daß innere Verhältnisse Schuld an dem, nach dem ersten Halbjahre 1838 erfolgten Ableben des „Phönix" tragen.

Zunächst drängt sich uns nun wohl die Frage auf: Hat der „Phönix" seine Aufgabe erfüllt? Erreichte er jene Stellung zur deutschen Nation und zur Literatur, zu der ihn Duller hinaufgipfeln wollte?

Es waren am Phönix gute und namhafte Kräfte beschäftigt. Wir nennen für Lyrik nur Rückert, Grün, J. N. Vogel, Freiligrath, Leopold Schäfer, Mosen rc., für Novelle wiederum Mosen, Heeringen, Scaevola, Heinr. Smidt, Wilh. Müller, Willkomm, Duller selbst, ohne seiner zahlreichen Verehrerinnen, Adelheid von Stolterfoth, Henriette Ottenheimer, Louise von Plönnies und wie sie sonst heißen mögen, ausdrücklich Erwähnung zu thun. Außerdem kamen aus München, aus Berlin, aus Stuttgart, aus Hannover, aus Kassel, aus Karlsruhe, Weimar, Dresden, Leipzig, Prag, von Zeit zu Zeit entsprechende Berichte, die namentlich eine besondere Besprechung artistischer Interessen im Auge zu haben schienen; auf diesem Felde waren Sallet, Meyen, Bacherer, Dingelstedt, Bürck, Marggraff, Glaser, Klencke-Worosdar, Willkomm rc. rc. für den Phönix thätig. Hierzu kamen namentlich in der letzteren Zeit Auszüge aus bedeutenden Schriftwerken, aus Grabbe, Raimund, Halm, nebst den vieles



Interesse erregenden biographischen Monumenten, die Funck und Böttiger junior bedeutenden Todten setzten. Der Genrebilder, aus Paris z. B. von Bornstedt, aus Irland von Adrian, aus Amerika von Rasse rc. rc. wollen wir hierbei eben so wenig gedenken, als der kritischen Aufsätze, die (leider nur zu selten) aus Duller's, sonst aus Nodnagels u. A. nicht ganz kompetenden Federn flossen.

Schon diese flüchtige Aufzählung mag beweisen, daß es dem Phönix weder an einem weiten, gehörig abgesteckten Terrain gefehlt hat, noch an befähigten Mitarbeitern, wenn auch Viele der „Gefeierten," deren Namen Sauerländer in seiner Ankündigung alljährlich einige Male ausposaunte, eben nicht mehr als den Namen zu dem Kinde herschossen.

Duller war nun fortwährend mit seinem Feldgeschrei „Fortschritt, Humanität" bei der Hand. Der „Phönix" sollte ein Extrablatt für Humanität, eine Zeitschrift des Fortschrittes sein und werden. Duller hat das gewiß recht aufrichtig gemeint und gewollt, allein es blieb nicht viel davon, als ein dunkler Begriff und der tönende Name. Was sollte denn die Humanität im Phönix insbesondere repräsentiren? Die Emancipation von der frankfurter Lokalmisère war doch nicht dieses hohen Titels werth und nebenbei nicht einmal ein besonderer Vorzug des Blattes, da das „Morgenblatt" und nach seinem Vorgange alle Zeitschriften superioris ordinis hier den Ton schon lange angegeben hatten. Waren nun die Novellen der Ottenheimer oder Adalbert von Born-



Feidt's Genrebilder aus Paris so extra-human? Waren es jene von Verschiedenen herrührenden und zum Theil sehr scheelsüchtigen und einseitigen Recensionen? Waren es die detaillirenden Kunstberichte aus den Ausstellungen in der Nähe und in der Ferne? Oder endlich war es Herr F. W. Carové mit seinen religiös-philosophisch-historisch-kritischen Beiträgen und seinem polytechnischen Feuilleton?

In der That, wir müssen es Duller nur gerade heraus gestehen, eine so entscheidende Richtung auf „Humanität“ haben wir im „Phönix“ nirgends gefunden als in seinen Anzeigen. Allein das thut am Ende gar nichts. Stelle man ein laut tönendes Princip wie einen Leuchtthurm immerhin an die Spitze; das schadet Niemanden und thut dem Verleger wohl. Dann hüte man sich aber auch, in dem Verlaufe des Unternehmens selbst langweilig zu werden, wie es im Durchschnitt alle Lieferungen des Phönix in der letzten Zeit für unbefangene Leser gewesen sind. Für einzelne und besondere Bedürfnisse mochte der Phönix noch recht beachtenswerth sein, z. B. für Künstler, zum Theil auch für Gelehrte und Literaten vom Fache. Das ist aber für eine deutsche Zeitschrift, die sich den Interessen der Menschheit widmet, und für einen Verleger, wie Herrn J. D. Sauerländer zu Frankfurt am Main, kein Publikum. Jene, die Menschheit, will Unterhaltung, dieser, Herr J. D. Sauerländer, will Abonnenten. Beides leistete der „Phönix“ in der letzten Zeit wohl nicht mehr. Zeugniß für jenes ist, daß die Lesegesellschaften in einzelnen großen und

kleinen Städten den Phönix entweder gar nicht berücksichtigt, oder in der letzten Zeit gar abgeschafft haben, um ein anderes, vielleicht nicht so humanistisches, aber amüsanteres Blatt anzukaufen. Duller hatte als Schriftsteller, als Dichter ganz recht, höhere Zwecke zu verfolgen, als eine Unterhaltung des Lesepublikums; als Redakteur eines Journals mußte er aber sich der Wirklichkeit akkommodiren lernen und anstatt in beständigen Phrasen — man mißdeute den herben Ausdruck nicht! — sich zu überspannen, eine praktische Mitte zwischen der Menschheit, wie er sie will und denkt, und zwischen der, wie sie einmal ist, im Auge haben.

Dies führt uns aber auf einen letzten Punkt, eine Frage, die das Publikum zunächst angeht: verdiente der Phönix nicht eine lebendigere und thätigere Theilnahme? Waren seine Interessen nicht würdiger und reiner, als die in so vielen anderen Zeitschriften dominirenden? Man sollte doch ja der leidigen Gewohnheit in Lesezirkeln nicht einen so großen Spielraum geben. Da schleichen sich erst, entweder aus einer falschen Wahl der Lesenden, oder durch zufällige Verbindungen, Zeitschriften ein, welche eigentlich unter einem gebildeten Publikum niemals eine Heimath finden sollten. Man liest sie aber doch und ist später zu indolent, sie abzuschaffen und durch bessere zu ergänzen. „Wir haben uns einmal an das Blatt gewöhnt," heißt es. Diese Gewöhnung an und für sich ist schon eine Sünde gegen guten Geschmack; allein sie wird doppelt gefährlich, weil sie das Emporkommen des Besseren hindert. Stets nach Neuem zu haschen, ist auf der einen

Seite eben so unpassend und nachtheilig, als auf der anderen ein hartnäckiges und dumpfes Hangen an dem Alten, Welkenden, Entarteten. Nichts bedarf der zeitweisen Auffrischung mehr, als die periodische Presse.

Zuletzt müssen wir dem „Phönix" und seinem Redakteur insbesondere ein Wort der Anerkennung nachrufen für das schöne, in der That und dem Namen nach humanistische Streben, mit dem er, wie mit einem seiner würdigen Denkmale, seine letzten Erscheinungen bezeichnet hat. Wir meinen jenes Duller'sche Manifest gegen den Nachdruck in deutschen Zeitschriften. Duller hat viel Kränkung und Ärger darüber hinnehmen müssen, meistens aber wohl von Seiten, die es ihm nicht sehr empfindlich machen konnten; dafür entschädige ihn der allgemeine Anklang, den seine Anregung unter den Optimaten der belletristischen Zeitschriften gefunden hat. Wir haben den aufrichtigsten Wunsch, daß, selbst wenn der „Phönix" nicht wieder aus der frühzeitigen Asche aufsteigen sollte, doch der Funke, den er von seinem Scheiterhaufen aus unter uns geworfen, fortglimmen und zur rechten Zeit zünden möge, ein Auto da Fé für die fluchwürdige Literatur der Abschreiber und Nachdrucker.

Viertes Kapitel.

Die „literarischen und kritischen Blätter der Börsenhalle.“ — Herr von Hosstrup und Sohn. — Ehemalige Trennung des Blattes. — J. Niebour und Rath Dr. Ludwig. — Der Letztere als Glossator. — Kritiker: Wurm, Meyer, Leitner, Buchner u. A. — Die Katastrophe des ersten April. — Zwei altdeutsche Jünglinge. — Brinckmeier über dieselben. — Gegenwärtige Bedeutung des Blattes, als Spital und als Turnplatz. — Wienbarg's Stellung.

Die „literarischen und kritischen Blätter der Börsenhalle“ sind Produkte und integrirende Theile jenes berühmten Institutes, das Gerhard von Hosstrup im Jahre 1802 begründete. So sehr die Spekulation dieses gescheidten und unternehmungslustigen Mannes in merkantilischer Hinsicht reüssirte, eben so weit blieben die Leistungen seiner literarischen Verbündeten hinter dem raschen Gedeihen seines großen Werkes zurück. Die hamburger Börse ist ein europäisches Institut geworden, ihre Literaturblätter hingegen haben kaum etwas mehr, als lokale Bedeutung und werden, wenn namentlich die neuesten Conjuncturen sich in derselben Richtung fortbilden, die sie jetzt einge-

schlagen, in Kurzem nur eine traurige Parallele zu dem „Freischütz,“ zum „Erzähler“ und den anderen Erzeugnissen der hamburger Winkelliteratur bilden. Wir begreifen nicht, wie Herr von Hoßstrup, ein so intelligenter, keinem Zweige menschlicher Thätigkeit und keinem Interesse der Zeit fernstehender Mann, seinen Namen und den seines würdigen und hoffnungsvollen Sohnes zum Schilde einer solchen Literatur hergeben mag, wie sich jetzt in dem kritischen Theile seiner Blätter entfaltet.

Die Vorgeschichte der Letzteren kann in wenig Zügen mitgetheilt werden. Früher waren die beiden Theile der Zeitschrift auch in der Erscheinung geschieden. Die „literarischen Blätter der Börsenhalle“ kamen getrennt von den kritischen heraus. Jene wurden redigirt von F. Niebour, demselben, der auch den merkantilischen Theil der politischen Zeitung besorgte, und dem Rath Dr. Ludwig. Die beiden Herren sind noch jetzt in derselben Weise für Herrn von Hoßstrup thätig, wie damals. Sie übersetzen Jahr aus Jahr ein, und eine ganz bescheidene Chiffre über dem Artikel, in eine noch bescheidenere Parenthese eingeklemmt, deutet an, von welchem dieser beiden emeritirten Dioskuren die Übertragung herrührt. In keinem anderen literarischen Institute Deutschlands wird die Übersetzerarbeit so eifrig und zugleich so ehrlich betrieben, wie in diesem. Der Zweck der Redaktion geht lediglich dahin, die Quintessenz der exotischen Literatur in schnellen Verdeutschungen mitzutheilen, und da die Börsenhalle und der Buchhandel Hamburgs hier die Mittel vollständiger und

ken unterschrieb. Meyer ist jetzt alt und stumpf und hat das kritische Schwert wohl gänzlich abgelegt.

Außerdem siedelten sich in verschiedenen Zeitläuften allerlei Fremde und Unbekannte in den Kritiken der Börsenhalle an, da dieses Blatt, wie ein Wirthshaus, sich Jeglichem öffnete, der anklopfte; ein Mangel, der überall gefunden wird oder mindestens überall einreißen kann, wo nicht eine strenge, literarische Redaktion die Pforten eines solchen Institutes bewacht. Die Berliner, kolonieensüchtig, wie sie sind, benutzten das, um sich einzunisten; so z. B. Ph. von Leitner, dessen Fehler die Breite ist und das Streben, Alles zu kritisiren, zu meistern, also lauter berliner Nationaltugenden. Dabei redet Hr. von Leitner nach altem Rezensentenkomment immer in der dritten Person von sich: „Referent ist weit entfernt" — eine Manier, welche schon Tieck in seinen „dramaturgischen Blättern" so ergötzlich persiflirt hat.

Auch Carl Buchner aus Darmstadt fand in den kritischen Blättern der Börsenhalle ein Organ, dem er sein „Übersichtliches" anvertrauen konnte. Endlich finden sich Namen und Chiffern in den kritischen Blättern der Börsenhalle, über welche die übrige Literatur keine Auskunft gibt. Bode, der fanatische Gegner der Sand und der neuen Literatur in Deutschland, Werner, Kers, —†—, 13, 3, *, wer sind sie? Ihr wißt nicht, von wannen sie kommen, noch wohin sie gehen, und wahrhaftig, wenn man sie selber fragte, ich meine, sie wüßten es eben so wenig.

Um nun auf die gegenwärtige Stellung und Richtung dieser Blätter zu kommen, müssen wir einer ganz neuen Coalition gedenken, die in denselben Wurzel gefaßt hat. Daß eine äußerliche Vereinigung der literarischen und kritischen Blätter der Börsenhalle Statt gefunden hat, ist bereits angeführt worden. In dieser Vereinigung trat aber seit April des laufenden Jahres abermals eine Spaltung ein, welche die Redaktion folgendermaßen ankündigte:

— Unter der Überschrift „II. Inland" erscheint dieser andere Theil der „literarischen und kritischen Blätter der Börsenhalle" mit dem neuen Vierteljahre unter besonderer Redaktion (nämlich des Herrn G. E. von Hosstrup junior, Dr., der wenigstens den Namen dazu herleiht). Wenn die Abtheilung: Ausland (diese unter unveränderter Firma „Niebour & Ludwig") fortfahren wird, die Offenbarungen des Menschengeistes, wie sie sich in der Literatur des Auslandes, insbesondere in der mächtigen und glänzenden Zeitpresse Frankreichs und Englands wiederspiegeln, in treuen und gewählten Übertragungen vorzuführen, will diese Abtheilung vom deutschen Standpunkte aus, insbesondere die deutsche Literatur dem größeren gebildeten Publikum gegenüber besprechen und die selbstständige Beisteuer zur Journalistik nicht schuldig bleiben. Einen, dieser freien, zugleich Welthandelstadt und Hauptstadt des sächsischen Nordens würdigen Beitrag zu liefern, zur Vermittelung der Weltliteratur, sei der Brennpunkt, dem nach Kräften annäherungsweise zuzustreben,

beide Abtheilungen dieser Blätter ihre höhere Einheit finden. Bei der Nennung eines so hohen Zieles möge das Wort: „in **magnis voluisse sat est**“ gegen den Vorwurf der Anmaßung verwahren, und die Strenge des Urtheils nur gegen die Redlichkeit des Strebens herausfordern. — Noch fordert die nicht zu verkennende und wohlbegründete Gesunkenheit des Vertrauens in öffentliche Beurtheilungen das Versprechen eines freien, auf Verständigung streben und inneren Wahrheitssinn begründeten, weder an buchhändlerische Interessen, noch an das Wechsellob literarischer Kumpanschaften verkauften Urtheils. Zum Schweigen nöthigt oft die stärkere Gewalt, Anstehen mit der Verdammung, Zaudern mit der Anklage, selbst Mildern der Bitterkeit des Tadels, können edlere Rücksichten und das Interesse der Literatur selbst fordern; aber nimmer Verachten oder Verschweigen des Trefflichen und Erheben des Verkehrten, Leeren und Gemeinen. — Auch in der Literatur ist die Sünde gegen den heiligen Geist die, welche nicht vergeben wird.“ —

Soweit das Glaubensbekenntniß der neuen Koalition in der Börsenhalle. Lauter ehrenhafte, mannhafte Worte, gesprochen im ritterlichen Tone, nur hie und da ein bischen pausbäckig und unverständlich. Von „Clique“ und „Coterie“ ist darin nicht die Rede, sondern von „Kumpanschaft.“ Nicht literarische Beurtheilungen werden verheißen, sondern wo es Noth thut, „Verdammung“ oder „Anklage,“ wie bei dem heimlichen Gerichte der Veh=

nie, aber immer „mit edleren Rücksichten“ verbunden und auf „Verständigungstreben“ gesteift. Hilf, o Herr!“

Und wer war es nun, der nach diesem Trompetenstoß in die Schranken ritt? Wer setzte sich nach solcher Thronrede als neuer Minos auf den überirdischen Verdammungsstuhl in der Druckerei des Herrn von Hosstrup? Ja, wäre es noch Ludolf Wienbarg gewesen mit dem hellstrahlenden Schilde und der stahlspitzen Lanze aus seinen „ästhetischen Feldzügen,“ so hätte sein Name wohl als eine Garantie für eine versuchte „Vermittelung der Weltliteratur“ gelten mögen. Aber nicht er, sondern ein paar unbekannte Wappen traten im Turnier auf und strebten „zur Journalistik in Deutschland einen der freien Welthandelstadt Hamburg würdigen Beitrag zu liefern.“ Fr. von Florencourt und François Wille waren das neue Dioskurenpaar, das mit dem alten von Niebour und Ludwig unter einem Dache hausen und hanthieren sollte, in der Karavanserei von Gerhard von Hosstrup und Sohn. Allein die alten Herren hatten sich gegen solche Gemeinschaft mit Hand und Fuß gewehrt, und nicht eher konnten die Neuhinzugetretenen sich frei regen und bewegen, bis sie förmlich und allem Publikum offenkundig von jenen abgesperrt waren und ihren eigenen, außer jener Verantwortung liegenden Tummelplatz hatten.

Wer ist Herr von Florencourt? Wer ist Herr François Wille? Wer sind die beiden Männer mit fränkischem Namen und deutschem Herzen? — An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!

Es geht die Sage, daß ein Bäuerlein eines Tages in den Kyffhäuser gangen sei, Holz zu fällen. Und da ist der Kyffhäuser offen gestanden und das Bäuerlein ist in den Berg hineingeschritten und drinnen eingeschlafen. Als das Bäuerlein wieder aufgewacht, hat es seinen Weg zurückgenommen und ist mit seiner Last wieder heimkommen in sein Dorf. Da begegneten ihm aber eitel fremde Menschen, die hatten fremde Gewänder an und redeten eine fremde Sprache....

. . . .

Kurz, am Ende hat es sich herausgestellt, daß der Bauer hundert Jahre im Kyffhäuser geschlafen hat und nun unter lauter neue Menschen, mitten in ihre unverständliche Beziehungen geräth. Just so Herr von Florencourt, der zwar nicht hundert Jahre, aber doch zwanzig geschlafen zu haben scheint, und mit seiner geistigen Entwickelung bei dem Jahre 1818 stehen geblieben ist. Alles, was diesseit dieses Jahres liegt, ist Herrn von Florencourt ein Gräuel. Er eifert gegen die neueste Literatur in ellenlangen Artikeln, die voll feuersprühender Redensarten sind: „Deutsche Kraft — Wahrheitssinn — Gemeingeist — heiliger Geist der Nation — Tiefe — Charakter"... Bum, bum, bum, wie Herr von Florencourt über Mundt's Buch schrieb — nichts wie Bum, bum, bum. Herr von Florencourt und Herr François Wille treten das junge Deutschland verächtlich mit den Füßen, weil sie dessen Antipoden sind. Sie sind nicht junge Deutsche, sondern deutsche Jünglinge — „wo Muth und Kraft" u. s. w.

„Wir hatten gebauet“ u. s. w. Nach diesen Melodien müssen ihre wissenschaftlichen Recensionen abgesungen werden.

Herr von Florencourt — um von ihm zuerst einiges Nähere zu sagen — hat einzelne verdienstliche Eigenschaften des Kritikers. Er ist z. B. kühl und nüchtern, was dem Cliquengeist und dem mehr oder minder befangenen Partheiurtheil gegenüber ihm eine gute Stellung sichern könnte. Ein Verdienst ist es indeß weiter nicht für ihn, da es ihm zu sehr an Empfänglichkeit und an Sympathieen für die Gegenwart fehlt, um mit Lust Parthei nehmen zu können. Er ist ferner sehr gewissenhaft in seinen Artikeln, sei es auch, daß er dieses zuweilen nur durch die Länge derselben und die Peinlichkeit seines Urtheils beurkundet. Für jede Recension scheint er einige Kompendien durchzulesen, um im Positiven au fait zu stehen. Diese Eigenschaft würde wiederum der Ungründlichkeit und Leichtfertigkeit vieler moderner Kritiker gegenüber seinem Urtheile einen überwiegenden Werth verleihen, ließe er sich nicht durch seine Studien zu ganz schiefen Gesichtspunkten in der Beurtheilung hinreißen. Um Rumohr's „d. sen“ rc. zu besprechen, verliert sich Herr von Florencourt in ökonomische Expositionen, gerade, als habe er selbst einmal Ackerbau oder Viehzucht, diese Urbeschäftigungen der Menschheit, betrieben. Wo ihm aber ein Name oder ein Stoff vorkommt, von dem er sich eine Brücke schlagen kann in sein Lieblingsgebiet, in seine phrasensüchtige Begeisterung für „Deutschland,“ da ist der Kritiker auf einmal ganz verschwunden, und der Schönredner tritt auf, wie

z. B. in den Artikeln über Jakob Grimm. Was schließlich ein gutes Vorurtheil für die Persönlichkeit des Herrn von Florencourt abgibt, ist seine Bescheidenheit und Pietät großen Namen gegenüber, die er selbst rührend eingesteht, um sich über diesen Kontrast mit der jungen, gottlosen „Rotte" der Neuerer ein Kompliment machen zu können. Herrn Tieck faßt er, obgleich ein deutscher Jüngling, nur mit Glacéhandschuhen an. Herrn Görres nennt er einen wackeren „alten Kämpen." Herrn Grimm erwähnt er mit „Ehrfurcht und Rührung," und rührt uns dadurch selbst für sich.

Das Alles würden wir an Herrn v. Florencourt als sehr schätzenswerthe Eigenschaften anerkennen, träten diesen nicht eben so viele Mängel störend gegenüber. Voran schicken wir hier seine in die einseitigsten und obsoletesten Vorurtheile eingekeilte Auffassung der nächsten Gegenwart. Hier kann aber mit Herrn von Florencourt gar kein Streit sein, da die Principien zu weit auseinanderliegen. Nur darauf wollen wir ihn aufmerksam machen, daß es sehr gut und heilsam ist, das junge Deutschland mit Gründen, die aus der Sittlichkeit und dem Schönheitsgefühl im allgemeinen und philosophischen Sinne hergenommen werden, zu bekämpfen; allein mit der Turnstange und dem Ziegenhainer darf man nicht gegen eine Richtung zu Felde ziehen, die eben so gut in der Zeit liegt, als die burschenschaftliche und in Aller Augen nur den Fehler hat, daß sie jünger ist, ergo gefährlicher, als diese, die sich längst überlebt hat.

Alsdann wollten wir doch Herrn von Florencourt rathen, aus dem Phrasenschwalle und dem in Begriff und Form oft häßlich verwirrten Wesen seiner Kritiken nach und nach sich emporzuarbeiten. Wenn seine Leser sich die Mühe geben, seine entsetzlich langen Artikel über Athanasius, über Mundt, über Grimm etc. durchzulesen um am Ende sich erstaunt fragen zu müssen, was er denn nun eigentlich gesagt hat und was seine, Herrn von Florencourt's, Meinung über die Sache sei, so ist das eine sehr fatale Manier, die ihn seiner „Nation" einmal ganz „entfremden" kann, wenn er sich nämlich derselben erst bekannt und befreundet gemacht haben wird. Denn auch darauf müssen wir ihn aufmerksam machen, daß es fast ein Ridikule auf seine würdige Person wirft, wenn er, den Alten gegenüber so jüngerhaftig bescheiden, die Mitgeborenen so ungemein verächtlich behandelt und sich zum Richter eines kürzlich entbrannten Streites brevi manu dadurch aufwirft, daß er sagt, beide Partheien, Mundt und Gutzkow, seien gar nichts und ihre Anhänger dienten einem Nichts zu Nichts. Das Kürzeste ist eine solche Entscheidung freilich und wird ja auch ein solches forcirtes Ignoriren oft genug von Anderen, von Älteren angewandt: allein Herr von Florencourt sollte doch wenigstens eingedenk sein, daß Mundt, Gutzkow, Marggraff, Klein, Meyen, Beurmann, Dingelstedt, Jung und Andere, auf die er lächelnd herabblickt, immer schon etwas geschrieben, also ein Besitzthum in der Literatur sich erworben haben, während er, Herr von Florencourt, gut recensiren und nichts zu verlieren hat. Endlich braucht er auch

des Herrn Wille nicht gerade als seines „vortrefflichen Freundes und Kollegen zu gedenken, dermalen dieß bei argwöhnischen Lesern leicht auffallen und ihn trotz der mannhaften Erklärung vom 1. April currentis in den Verdacht einer literarischen „Kumpanschaft“ stürzen könnte.

Was aber den „vortrefflichen Freund und Kollegen“ des Herrn von Florencourt, Herrn François Wille, näher angeht, so ist derselbe poetisch, wie es scheint, begabter als jener, während dieser sich mehr der Kritik zuwenden will. Wir schließen dieß aber nicht aus den mitgetheilten Gedichten des Herrn Wille, sondern aus einigen Recensionen, die er hat drucken lassen. Denn die Gedichte des Herrn Wille wollen nicht viel bedeuten; sie werden ohne Anklang vorübergehen, weil sie ganz fremde und für uns unverständliche Weisen anstimmen. Deßungeachtet scheint Herr von Hosstrup junior, der verantwortliche Redakteur des „Inlandes,“ gerade in Wille's Gedichten „jene, der freien Welthandelsstadt Hamburg würdigen und die Weltliteratur vermittelnden Beiträge“ zu finden, die er in seinem Manifeste vom 1. April currentis verhieß. Wenigstens folgte gleich auf dasselbe ein Gedicht von François Wille, überschrieben: „Ragnarök (Fragment)“ und mit einem Motto aus Platen versehen. Dieses Gedicht erschien uns allerdings sehr fragmentarisch, sehr dunkel, und wir verweisen, da wir es aus Mangel an Raum hier nicht können abdrucken lassen, unsere Leser mit der dringenden Frage auf dasselbe, ob sie uns etwa den Schlüssel des Verständnisses zu dem Fragmente

„Ragnarök" mittheilen können, da uns Herr François Wille denselben bislang leider schuldig geblieben ist. In dem Gedichte kommen vor: — „Kerker, Völkersagen, Sehermund, feile Waffen, Zwingherrn-Macht, knechtet, Edlen Herz, Tag der Tage, freie Heerd, die wack'ren lichten Degen, Todesschlacht, Höllenschaaren, Ehrentod, Schlangenthurm, Heldensang, Schlachtenwetter, Walkyre, Gerichtsposaune —" u. s. w. u. s. w. Mit diesen pfundschweren Hauptwörtern haben wir zugleich fast das ganze Gedicht mitgetheilt; denn von einem Zusammenhange unter ihnen ist nicht eben die Rede. Was braucht das „deutsche Vaterland," dem das Motto des Gedichtes gilt, auch groß einen Zusammenhang seiner „Heldensänge?"

Aber des Schlusses aus dem Fragmente „Ragnaröck" müssen wir noch als eines besonders fragmentarischen oder apokalyptischen gedenken. Da verkündet nämlich hell der Gerichtsposaune Schmetter: „In Flammen naht der heil'ge Geist!" Wir gestehen in Demuth, daß wir nicht wissen, was der heilige Geist am Ende des Fragmentes: „Ragnarök" soll? Wie kommt er mit der grimmen „Walkyre" zusammen? Warum naht er just in Flammen? Wir denken bei einem in Flammen nahenden Geist zunächst immer an Grog oder andere spirituose Getränke, von denen wir nicht wissen, in welcher Beziehung sie zu dem Fragmente „Ragnarök" und dessen Verfasser stehen. . . .

Indessen waren es ja auch nicht Wille's Gedichte, die uns ein günstiges Vorurtheil für die poetische Begabung des Verfassers

beibrachten, sondern seine Kritiken. In diesen hat Herr Wille das mit Vielen der von ihnen verabscheuten jungen Literatur gemein, daß er gern in Bildern redet. So hat er einmal gelegentlich eine recht sinnige, von Geist und Auffassungsgabe zeugende Personifikation der Heine'schen Muse gegeben. Daraus strahlte uns ein poetischer Funke entgegen und obwohl wir nicht der Meinung sind, daß in einer Beurtheilung Bilder und Versinnlichungen die Hauptsache sein dürfen, so stellen wir doch eine so lebendige und charakteristische Darstellung, wie sie François Wille von Henri Heine lieferte, im Ganzen über die Declamationen seines „vortrefflichen Freundes und Kollegen" Florencourt. Dieser besteht aus einer seltsamen Mischung von Alt und Jung, von Philister und Burschen; in jenem waltet doch wenigstens ein Element entschieden vor, das Jugendliche, und es hat sich dieses nur eine veraltete Form und eine überlebte Richtung ausgesucht. An kritischem Durchblicke fehlt es beiden, Wille und Florencourt; beide sind einseitig und in ihrem Urtheile von der einen Seite, der burschikosen und altdeutschelnden grausam beschränkt, beide fechten gegen die junge Literatur, aber aus ganz schiefen Angriffspunkten, beide räsonniren mehr, als sie demonstriren, ihre Waffen sind breit, aber stumpf, ihr Votum plump, aber nicht treffend, ihre Sprache schwer, aber nicht gehaltvoll, ihre Tendenz gut gemeint, aber unklar und unerreichbar, ihre Recensionen unfruchtbar, so für den Leser wie für den Schriftsteller. Sie haben nur ein persönliches Verdienst, das eines guten, redlichen Willens,

der jedoch in einer Partheigesinnung untergeht, und nur ein literarisches, das der Gleichgültigkeit und Nüchternheit, allen Cliquen gegenüber.

Nach diesem scheint uns das Urtheil, welches jüngst eines der gelesensten literarischen Journale über diese neue hamburger Koalition brachte, schier zu hart. Wir wiederholen dasselbe hier, als die Stimme eines Zeitgenossen, der nicht nur zum Richten befähigt ist, sondern auch von dem besten Eifer für die Literatur des Fortschrittes beseelt wird und in eben diesem Eifer hier einmal zu weit ging.

„In Hamburg" — so sagt die „Mitternachtzeitung," nach Gutzkow jetzt eines der „bestredigirtesten Blätter," in Nummer 126 dieses Jahrganges — „in Hamburg hat eine kleine Clique sich aufgethan, die jetzt in den Blättern der Börsenhalle ihr Wesen treibt. Diese will die sogenannte jüngere Literatur für immer stürzen und dagegen Alles, was mittelmäßig*) ist, emancipiren. Ein so eben vollendeter langer Artikel über Mundt und Gutzkow legt diese Absicht dar. Längst beseitigte Menzel'sche Vorwürfe werden hier mit einem, alle Kennzeichen persönlicher Verfeindung tragenden Ingrimm wieder aufgenommen**). Man sollte nicht

*) Oder vielmehr: „Alles, was mittelalterlich ist."

**) So viel uns bekannt ist, kann kein persönlicher Konflikt der Florencourt und Wille mit Gutzkow, Mundt u. a. zum Grunde liegen. Die Personen stehen sich wohl eben so fern, wie die lite-

glauben, daß es Neulinge geben könnte, die in dem Grade über Wesen, Werden und Wirken neuerer Literatur im Dunklen wären, daß sie so planlos das Kind mit dem Bade verschütteten, und wahr Gewesenes mit längst Widerlegtem, Zufälliges mit Wesentlichem vermischten. Alte, abgenutzte Ideenrichtungen werden hier als Maßstab der neuen Zeit benutzt; Phrasen vom Jahre 1819 sollen den allerdings noch unvollendeten, aber auf festem Felsenfundamente der Julirevolution ruhenden Bau der neueren Literatur stürzen. Es ist nichts trauriger, als wenn durch und durch philisterhafte und spießbürgerliche Seelen sich mit altem patriotischen Flitterkram, mit burschenschaftlichen Reminiscenzen ein schwärmerisches Relief geben wollen. Man sieht jenen Angriffen die moralische Abgelebtheit an; denn kein wahrhaft jugendliches Herz wird unterlassen, sich aus der Gegenwart, wie sie einmal durch Gottes Fügung geworden ist, Resultate des Trostes und der Hoffnung zu entnehmen. Eine solche Reaction überhaupt kann nur von ohnmächtigen Hohlköpfen ausgehen, die sich für ihre eigene Productionsunfähigkeit an dem jugendlichen Aufschwunge unserer Tage rächen wollen.

So weit Brinckmeier, vielleicht schon zu weit. Wir gestehen, daß wir den Herren von Florencourt und Wille gar keine Stellung, also auch keine Reaction in der gegenwärtigen Literatur

---

rarischen Leistungen. Florencourt und Wille haben gar kein Urtheil über moderne Literatur, weil sie dieselbe geflissentlich mißverstehen und mißdeuten.

einräumen. Beide stehen außer der Zeit, zum Theil unter ihr, zum Theil in idealer und contemplativer Höhe darüber. Auf uns machen deshalb die „literarischen und kritischen Blätter der Börsenhalle" nur einen komischen Eindruck mit ihrem Janusantlitz, dessen eine Hälfte die Herren Niebour und Ludwig, die andere François und Florencourt bilden. Das „Ausland" erscheint uns wie ein Spital, worin zwei Invaliden für den Herrn von Hosstrup englische und französische Wolle spinnen, das „Inland" ist ein Turnplatz für zwei deutsche Jünglinge, die sich im Klopffechten üben wollen.

Zuletzt muß erwähnt werden, daß Ludolf Wienbarg keinesweges, wie angedeutet worden ist, die neue Richtung in den kritischen Blättern der Börsenhalle theilt. Sein Talent ist ein ganz anderes, als das der beiden Altdeutschen; sein Glaubensbekenntniß faßt das Entgegengesetzte, das nur in einzelnen Zufälligkeiten mit jenen zusammentrifft. Auch unterscheiden sich seine Beiträge, denen er je dann und wann einen liefert, zuletzt über Freiligrath, in Form und Stoff zu wesentlich von den Arbeiten eines Wille und Florencourt, als daß von einer möglichen Vereinigung und Gemeinschaft dieser mit ihm die Rede sein könnte. —

Fünftes Kapitel.

„Athenäum für Wissenschaft, Kunst und Leben." — Über die neueste Richtung der Journalistik. — Inhalt und kritisches Resumé der erwähnten Zeitschrift. — Julius Merz Redakteur, oder gérant responsable. — Über den Werth der heftweisen Form in der belletristisch-periodischen Presse.

Wie die Verhältnisse der schönwissenschaftlichen Journalistik heut zu Tage beschaffen sind, muß man es nicht verschmähen, die neueren Erscheinungen sofort in die Kritik zu ziehen. Wir befinden uns in einer Übergangsphase — Krisis will ich es nicht nennen — und hier gewähren die alten legitimen nach einer festen Norm eingerichteten Journale weniger Interesse, als die jungen, die im Morgenroth eines neuen Tages geschrieben werden. Von jenen haben wir nichts zu fürchten, aber auch nichts zu hoffen; sie können hell und licht und freundlich sein, wie die Mittagsstunde, Morgen und Abend spüren wir in ihnen nicht. Und doch wird man zugeben müssen, daß unsere Zeit selbst der Mitternacht gern zusieht, weil sie aus dieser auf die nahe Dämmerung im

Osten schließen wird, mag diese auch einem wolkenbedeckten Morgen vorangehen. Mit einem Worte, wir blicken in diesem Augenblick über die nächste Gegenwart und über das Morgenblatt hinaus, wir geben uns selbst einem modernen Odysseus hin, und begleiten ihn auf seinen Irrfahrten, weil wir in den Hafen der Zukunft nicht in ruhiger, gewöhnlicher Weise einlaufen mögen, sondern nach Stürmen und Abentheuern. Die Bewegung ist der Charakter der Gegenwart und er kann sich vorzugsweise nur in jenen Journalen abspiegeln, die unmittelbar aus ihr hervorgehen und keine Rücksichten auch wegen einer bereits merkantilisch feststehenden Vergangenheit zu nehmen häben. Ich will damit durchaus nicht behaupten, daß die Gährung einer neuen Zukunft — wenn der Ausdruck erlaubt ist — wohlthue, daß in der Wollust der Negation unserer Zeit ein erhabenes Moment enthalten sei, aber die Sympathien des Jahrhunderts hat diese Richtung aus leicht erklärlichen Gründen für sich, und dann, sollte man nicht dafür halten, daß die Vermittelung, die, bewußt oder unbewußt, die bewegende Kraft aller neuesten Ereignisse ist, am Ende doch noch zu einem gedeihlichen Ziele gelangen, daß der Odysseus unseres Jahrhunderts, von Minerva geleitet, doch noch in Ithaka landen werde?

Ich glaube, das im Verlage von Bauer und Raspe in Nürnberg erscheinende Athenäum, dessen ausführlichen Titel die Überschrift dieses Kapitels enthält, wird denen zusagen, die sich nach einer Perspektive der Wirren unserer Zeit umsehen, nach

einer Vorbereitung zu friedlicher Lösung, wenn man anders von einer friedlichen Lösung sprechen kann, wo der Kampf zugleich als Vermittelung angesehen wird. Aber ich verstehe auch unter friedlicher Lösung nur eine Weise, die nicht die Farbe der Parthei trägt. Sie wird freilich meistens von allen Redaktionen zugesichert, aber selten gehalten. Somit möchten wir auch von dieser Zusage in dem Artikel „Form und Tendenz der Zeitschrift" nicht viel zu halten haben, wenn der Inhalt des Athenäums — so weit er mir vorliegt — nicht einige Bürgschaft derselben gäbe. Sie will in der That „allen der Bildung und dem Lichte nicht offenbar entgegengesetzten Zeittendenzen und Ansichten Spielraum gewähren." Hinsichts dieser Behauptung glaube ich vor allen Dingen auf den Aufsatz: „die Frauencharaktere in Göthe's Werken," von Dr. W. Stich (Juliheft von 1838) verweisen zu müssen, wo die neueste und für eine gesellschaftliche Zukunft bedeutsamste Frage der Zeit einer Diskussion unterworfen ist, die nach allen Richtungen ausschreitet, die die Emancipation der Frauen, aus dem moral-philosophischen, aus dem ästhetischen, dem historischen und gesellschaftlichen Gesichtspunkte betrachtet, die leichtfertige Ansichten der Gegenwart verwirft, aber in einem Tone, der von aller Persönlichkeit in demselben Grade entfernt ist, in welchem die Überzeugung der Wahrheit nahe steht. Ich brauche wohl nicht zu bemerken, daß Göthe hier nicht als Folie eines Raisonnements über diese Zeitfrage benutzt wird, nein, er wird vielmehr als Anfang und Ende der Diskussion behandelt, als

Ursache und Resultat. Der Verfasser *beweiset* klar und bündig „den inneren Bezug, die hohe Bedeutung Göthe'scher Frauengestalten für die Poesie Göthe's und für unsere Kunst- und Zeitbildung überhaupt."

In demselben Hefte urtheilt Dr. Amadeus Ottokar (ein Pseudonym?) über Justinus Kerner, den *Dichter* und *Gläubigen*, eben so besonnen, wie wahr, indem er die „völlig heterogenen und entgegengesetzten Tendenzen" Kerners, die „tiefe poetische Liebe desselben zur Natur" und „jene Art von Religion und Frömmigkeit, die gegen die Natur die negativste und feindlichste Stellung behauptet" als die beiden Pole der Kerner'schen Muse betrachtet und auf diese alle Widersprüche und Inkonsequenzen des Dichters zurückführt, die näher angegeben werden. Ich halte dafür, daß *Kerner* wenigstens durch die Zeit zu *entschuldigen* ist. Auch seine Lyrik ist ein „Hangen und Bangen" zwischen alter und junger Zeit, zwischen der Offenbarung und dem was ist und kommen wird, zwischen dem Spiritualismus der Vergangenheit und — auch von Kerner kann man behaupten, er könne sich nicht den Einflüssen des Jahrhunderts entziehen — dem blühenden Fleische der Zukunft. In diesem Sinne singt er:

„Nimm mich auf, du stiller Hain!
Säuselt um mich, Bäche, Bäume!
Wieget den Verstoß'nen ein,
Daß er Gottes Frieden *träume*."

Kerner hat noch die Natur, aber, wenn ich auch nicht be-

haupten will, daß er von der Religion verstoßen ist, er hält sie nicht mehr in fester Hand, er wird nur von dem Frieden Gottes träumen. Ist das nicht unsere Zeit?

Von Professor Daumer, dem Dichter Bettinen's, der seinen Kaspar Hauser auch sofort in das erste Heft mit hinüber genommen hat, erhalten wir „orientalische Gedichte," die wie eine Vermittelung von Göthe und Rückert klingen.

Die Kritik des Julihefts scheint von Dr. Karl Riedel besorgt zu sein, dessen Name diesem Theil des Journals einmal eine Garantie der Reinheit des Strebens und der Überzeugung gewährt, dann aber auch eine Garantie scharfsinniger und wissenschaftlicher Erörterung der neuesten und interessantesten literarischen Erscheinungen."

Das Feuilleton ist höchst mannigfaltig und interessant.

Wenn sich uns Herr Julius Merz als Herausgeber und verantwortlicher Redakteur des Athenäums nennt, so müssen wir freilich eingestehen, daß dieser Name bis jetzt wenigstens nicht auf der Oberfläche der Literatur erschien, zugleich aber hinzufügen, daß die Unternehmung selbst so ehrenwerth und wohleingeleitet erscheint, daß man Herrn Merz, auch wenn er nur gérant responsable wäre, schon deshalb allen Dank abstatten müßte, daß er sich zum formellen Mittelpunkt jener literarischen Kräfte, die sich zweifelsohne um ihn vereinen werden und die schon jetzt anständig vertreten sind, hergab.

Übrigens bin ich der Meinung, daß solche Absichten, wie sie

außer dem Athenäum vielen Zeitschriften vorliegen, am besten in geschlossenen Heften erreicht werden. Unsere ganze Zeitrichtung ist schon fragmentarisch genung, wird sie auch noch fragmentarisch besprochen, so bleibt nicht einmal ein heiler Eindruck des Raisonnements übrig. Zudem sind jene Absichten, die hier insonderheit in dem Artikel: „Form und Tendenz der Zeitschrift" ausgesprochen sind und die sich von Allem ausdrücklich lossagen, „was, ohne wissenschaftlichen und ästhetischen Gehalt und ohne förderndes Kulturmoment in sich zu haben, bloßer bedeutungsloser Unterhaltung dienen kann," zu ernster Art, als daß man nicht auch durch die äußeren Mittel für ihre Befestigung sorgen sollte. Wer würde Stich's Aufsatz in Bruchstücken lesen? Vielleicht die Literatur, aber nicht die „allgemeine Bildung." Die allgemeine Bildung ist leider hauptsächlich durch die Masse leichtfertiger schönwissenschaftlicher Journale sehr häufig eine gemeine Bildung geworden und auch das „Athenäum" wird Mühe haben, sie aufzufinden, besonders in Baiern, wo man, um Abonnenten zu erhalten, ihnen vorrechnen muß, wie viel Maß Bier das Journal koste; aber auch schon aus diesem Grunde muß man Unternehmungen, wie der vorliegenden, das Wort reden und sie von vorn herein in die Debatte ziehen, um die Aufmerksamkeit des Publikums zum mindesten auf sie hinzulenken, um so mehr aber muß man es, da die allgemeine Bildung auch außerhalb Baiern gerade am wenigsten die heftweisen Journale begünstigt, sondern selbst noch heut zu Tage mit der vierten Seite der blattweisen Journale,

Sechstes Kapitel.

Belletristische Klatschjournalistik. — Gestaltung der belletristischen Tagespresse nach dem Befreiungskriege bis zur Juliusrevolution. — Müllner als Redakteur der Mitternachtszeitung und sein nachtheiliger Einfluß. — Der Freischütz. — Der Comet und Herloßsohn.

Die karlsbader und Bundesbeschlüsse, welche die politisch-periodische Presse so hart trafen, begünstigten zugleich jene Richtung der belletristisch-periodischen Presse, die zu derselben Zeit fast in aller Herren Länder an den Tag trat. Die Literatur verlief sich nämlich plötzlich und über Nacht in unzählige dürftige Tagesblätter, wie der Rhein in den Sand. Man mag die Nebenmotive dieser auffallenden Weise, die nach einer glorreichen Epoche der Nationalität, an welcher Poesie und Wissenschaft keinen geringen Antheil hatten, an's Licht trat, immerhin in Zufälligkeiten suchen können, das Hauptmotiv lag in der strengen Beaufsichtigung der Presse, der jeder freie Wirkungskreis entzogen wurde. Man dehnte sich in der ebenen Alltagsbreite aus, da dem Geiste die Flügel beschnitten wurden zum Höheflug. Nun

mußte man sich an die Bühne halten, an die Coulissen, die Schauspieler, an die täglichen Vorfälle größerer Residenzen, die in keinerlei Bezug zur Nationalität und zum Leben des wiedergeborenen Deutschlands standen, Alles, was irgend eine Deutung der letzteren Art zuließ, mußte vermieden werden. Das ging so weit, daß selbst bei der Bühne, die gewissermaßen allenthalben als ein Blitzableiter der öffentlichen Meinung betrachtet und deshalb verschwenderisch fast von oben begünstigt wurde, nicht die höheren Interessen der Kunst und der Poesie, sondern im strengsten Sinne des Wortes der Abfall des Theaters Hauptsache der Journalistik wurde. Jene hätten nothwendig Beziehungen veranlassen müssen, die wenigstens entfernt den Zustand der Ruhe und des Friedens, den man um jeden Preis festhalten wollte, hätten bedrohen können, die entgegengesetzte Richtung aber sicherte um so mehr die Tendenz, die man mit der Bühne vorzugsweise verband, die Tendenz zu unterhalten und zu zerstreuen.

Beinahe nur ein Journal jener Zeit, ich meine die Wage, von Börne, suchte über die Bretter, die die Welt bedeuten sollen, hinaus zur Welt zu gelangen. Aber es ist bekannt, mit welchen Hindernissen der Redakteur zu kämpfen hatte. Und dann war Börne's Absicht eine politische und keine literarische. Wenn sich aber in Müllner's Mitternachtszeitung, die sich an jene Periode lehnte, eine literarische Richtung offenbarte, so wird man zugeben müssen, daß dieselbe in keinen anderen Beziehungen zu der Literatur stand, als die übrigen sogenannten belletristischen

Journale zu der dramatischen Kunst. Müllner schöpfte die Persönlichkeiten von der Wissenschaft ab und tischte sie in einer piquanten und polemischen Sauce seinen Lesern auf. Überzeugung und Wahrheit führten hier so wenig den Ton, daß der eitle Verfasser der „Schuld" nicht einen Augenblick Hehl seiner Weise hatte, er bewies durch eine bittere und witzige Selbstrecension, die er noch als Redakteur des Morgenblatts über seine eigenen Poesien verhängte, die totale Unhaltbarkeit seiner Kritik. Denn man wird einsehen, daß Müllner nie seine Schwächen erkannte, aber im Bewußtsein seiner enormen Eitelkeit ging er so weit, die Angriffe seiner Gegner durch jene Recension zu verspotten und zugleich darzuthun, wie ihm weit mehr an dem Wirrwarr der Kritik und des Publikums läge, als an einer unpartheiischen Erörterung. Das Alltagspublikum fragte sich in jener Zeit: „wie kommt eine solche Kritik in die Spalten eines Journals, das denjenigen, gegen welchen sie gerichtet ist, als Redakteur nennt? Nur die Einsichtsvollen erkannten sofort den Zusammenhang, sie erkannten, wie Müllner den Scandal allen höheren Interessen vorziehe, erkannten, daß wenn er sich selbst zur Folie desselben mache, um den großen Haufen zu kitzeln, kein humaneres und ehrlicheres Verfahren hinsichtlich Anderer in literarischen Angelegenheiten von ihm zu erwarten sei. Später durfte Müllner sogar die Sache öffentlich in der Mitternachtszeitung aufklären, um auf diese Aufklärung nur den Ruf seines Muths und seiner Furchtlosigkeit zu gründen. Keiner unter den deutschen Literaten fühlte sich bewogen, das wahre

Motiv dieses Vorfalls dem Publikum vorzulegen, keiner enthüllte die Perspektive, zu welcher eine solche Richtung führen mußte. Weshalb es nicht geschah, liegt jetzt ziemlich am Tage. Die Literatur war nämlich damals vogelfrei, der Scandal war das Moment der Öffentlichkeit. Das ging so weit, daß Müllner in dem „literarischen Kriegscourier" der hamburger Originalien, nicht nur ein Kriegsbulletin gegen seine Feinde, sondern auch ein Bulletin des Lobes in Betreff seiner eigenen Person ungestraft unterhalten, daß er sich noch dafür honoriren lassen durfte, obwohl alle Welt den Verfasser dieser Nachrichten kannte. Mit einem Worte, man wird zugeben müssen, daß die öffentliche Meinung in jener Zeit gegen alle Schicklichkeit in literarischen Angelegenheiten abgestumpft war, von Ehre will ich gar nicht sprechen. Die Bewegung des Jahrhunderts, da sie sich nicht edlen Tendenzen hingeben durfte, gerieth in den Koth der Demoralisation. Die deutsche Literatur aber hat keine ähnliche nichtswürdige Periode aufzuweisen, sie glich dem Mittelalter vor der Einführung des Landfriedens, und um einen solchen in der Literatur hervorzurufen, dazu fehlte nicht sowohl ein Maximilian, als vielmehr eben die öffentliche Meinung, an die man sich hätte lehnen können, die das Gesetz vertreten mußte gegen jene Wegelagerung und Räuberei. Nachdem Müllner von dem Schlage gerührt worden war, trugen die Weißenfelser seinem Sarge einen Lorbeerkranz voran, was verzeihlich war, aber unverzeihlich war die Nachrede, die dem Geschiedenen Professor Gruber in der allgemeinen hallischen

Literaturzeitung hielt. „Müllner,“ hieß es unter Anderm darin, „sei selbst furchtlos und furchtbar jedem gewesen.“ Wenn das die Pointe seines Charakters, wenn das der Höhepunkt seines Strebens war, so theilte er diese Vorzüge in der That mit vielen großen und kleinen Banditen. Aber er war auch gelehrt, scharfsinnig, er war seit Lessing vielleicht der erste Kritiker, der Beruf hatte, in die Fußtapfen jenes zu treten. Wär' er nur eben so wahr und treu, wär' er nur eben so rücksichtsvoll gegen die Literatur gewesen, wie er rücksichtslos gegen die Personen war.

Da Müllner, der die Intelligenz repräsentiren konnte, eine so verwerfliche Richtung einschlug, so darf man sich nicht darüber wundern, wenn solches bei anderen der nämliche Fall war, die sie nicht repräsentiren konnten. Eine Menge Zeitschriften, die der Kultur und Civilisation des Jahrhunderts fern standen, tauchten jeden Tag aus der Fluth der Tagesliteratur auf, und alle fanden Leser. Hier war — wie gesagt — die Bühne das Hauptmoment der Besprechung. Korrespondenzen aus großen und kleinen Städten trugen alle Klatschereien hinsichts dieses Instituts aus ganz Deutschland zusammen. Die Schauspieler waren die Einzigen, in Betreff deren Preßfreiheit galt, sie mußten für hohe Gage den Zorn der Nation ertragen, und während die Redakteurs der belletristischen Journale zu den Höfen in Beziehungen von Hofnarren geriethen, wurden sie von der Kunst wie ein Jupiter tonans verehrt und fetirt und angebetet. Die einzelnen Journale, die sich in dieser Hinsicht bemerkbar machen, anzuführen, würde

hier nutzlos sein; sie sind dem Publikum bekannt, und wir haben es hier nicht sowohl mit der Gott sei Dank! veralteten Richtung zu thun, als vielmehr mit den beaux restes derselben — denn ohne Nachwirkungen ist diese Richtung nicht geblieben.

Die Julinsrevolution führte die periodische Presse — wie schon in der Einleitung ausgeführt wurde — auf einen anderen Standpunkt. Wurde auch hauptsächlich nur die politisch-periodische Presse in die Strömung der Zeit gezogen, so konnte die belletristische sich derselben doch nicht auf die Länge entziehen. Vorerst erhielt auch sie politische und Partheifärbung, später überwogen die Interessen der Literatur die einseitige Richtung des Jahres 1830.

Jene Zeitschriften, die sich unter diesen Verhältnissen entweder entwickelten, oder umgestalteten, werden einzeln besprochen werden müssen. Betrachten wir jetzt die dii minorum gentium, die, nachdem sich die Fluth des Jahres 1830 verlaufen hatte, von Neuem das Trockne gewonnen, in Bausch und Bogen. Das Publikum verdient diese Berücksichtigung, da die Lesezirkel noch immer die alten legitimen, wöhnlichen Blätter den modernen und dem großen Haufen auch häufig unwöhnlich erscheinenden vorziehen, oder wenigstens nur durch außergewöhnliche Mittel und Anregungen dem bisherigen Schlendrian entzogen werden können. Dieser Schlendrian aber hat außer dem negativen Nachtheil, daß er das Publikum nicht an die Quelle des Jahrhunderts führt, auch den positiven, daß er es in dem Unrath und der Klatscherei

des Tages gefangen hält, auch den positiven, daß er es verhindert, der Entwickelung des Jahrhunderts zu folgen, indem von der seichten Journalistik alle höheren Bestrebungen verdächtigt werden. Wenn in früheren Zeiten die Erfolge des Winkelgeistes — wie Gutzkow in einem Aufsatz: „Gallerie des deutschen Cliquenwesens" (Frankfurter Telegraph No. 7) der noch der Fortsetzung harrt, so treffend bemerkte —, weniger glücklich waren, wenn damals die mittelmäßige Clique das Große nur aufhalten, aber nicht ersticken konnte, so ist das jetzt ganz anders. Einmal haben wir so wenig Großes, und dann auch befinden wir uns nicht nur in einer Zeit des literarischen, sondern auch des politischen und sogar des socialen Übergangs. Da werden allerdings alle Waffen von der entgegenstehenden Parthei als die rechten angesehen, weil man mit unzähligen Dingen, die sie als ihr specielles Interesse anspricht, in Conflikt geräth, weil man selbst denen, die ohne persönliche Theilnahme an dem Kampfe sind, nur noch ein mit Saat bestelltes Feld, keine reifen, goldenen Ähren zeigen kann.

Ich verstehe hier unter Clique durchaus keine ausdrückliche Verbrüderung, sondern eine stillschweigende der Mittelmäßigkeit. Demnach nenne ich zuerst den hamburger „Freischütz," das kläglichste Blatt unter allen deutschen Journalen, aber von einer Unzahl von Abonnenten des nördlichen Deutschlands getragen. Es erscheint wöchentlich einmal und füllt seine Spalten mit Nachdruck, Theatergeklatsch und hamburger Patriotismus. Aber der

Ton dieses Journals, so albern er allen Leuten von Geist erscheinen wird, ist nichtsdestoweniger anziehend für das große Publikum. Die Alltagswahrheit und Billigkeit wird hier vertreten. Wenn es sich z. B. um eine Reform des hamburger Stadttheaters handelt, so beweiset der Freischütz, daß dazu die Einnahme nicht hinreicht. Wenn Dr. Bärmann, ein sehr achtbarer Bürger und sehr mittelmäßiger Schriftsteller, seine Gedichte, oder sonstigen Schriften ediren will, so erinnert der Freischütz daran, daß der Winter vor der Thüre sei und daß Herr Dr. Bärmann Feuerung bedürfe, um sich die Schreibfinger zu erwärmen. Wenn ein ehrenwerther Mann in Hamburg stirbt, so wünscht der Freischütz, daß ihm die Erde leicht sein möge. Gegen das Alles wäre nichts einzuwenden, als höchstens der gute Geschmack; indeß der Freischütz will auch in Angelegenheiten des letzteren, in Angelegenheiten der Kunst, der Poesie, der Wissenschaft, ja selbst in Angelegenheiten des Jahrhunderts eine Stimme behaupten, und hier urtheilt er mit einer Anmaßung, die Unbefangenen nur als Frechheit erscheinen kann. Er entscheidet nämlich höchst definitiv, aber ohne sich im Geringsten auf die Höhe des Tages zu erheben. Nein, er bleibt vielmehr hübsch inmitten des hamburger Alltaglebens stehen, er klatscht in der gemüthlichsten Weise über die höchsten Interessen und indem die eigene Existenz sein summum jus ist, macht er das Publikum, das immer einen beschränkten Horizont haben und das Alles, was in diesen engen Dunstkreis seiner Erfahrungen und Lebensan-

sichten paßt, mit günstigem Vorurtheil betrachten wird, glauben, seine Bestrebungen gelten der Sache. Somit ist es dahin gekommen, daß der hamburger Freischütz für einen großen Theil des nördlichen Deutschlands, für Hamburg, Lübeck, Holstein, Mecklenburg und den Theil Hannovers, der an die lüneburger Haide grenzt, ein Maßstab der Intelligenz und Wahrheit geworden ist. Ja der große Haufen von Hamburg, oder die „allgemeine Bildung" von Hamburg ist bereits dahin gekommen, daß sie ihr Urtheil stets so lange aufschiebt, bis der Freischütz das seinige ausgesprochen hat. Daß man in Hamburg noch immer an den Details der Bühne einen so großen Antheil nimmt, liegt lediglich an dem Freischütz, der jeden Triller einer Sängerin zu Papier bringt, und daß man in Hamburg, trotz aller Sympathie für die Bühne, so wenig über die Kunst im Reinen ist und über die höhere Richtung der deutschen Bühne, die hier durch Schröder einst ihre bedeutsamste Stütze erhielt, liegt wieder an dem Freischütz, der das Pfefferrösel der Madame Birch-Pfeiffer mit derselben Theilnahme und demselben heiligen Ernste bespricht, wie den Wallenstein Schillers. Kurz, der Freischütz ist die hauptsächlichste Ursache des Stillstandes „allgemeiner Bildung" in Hamburg, weil er in der scheinheiligen Form der Überzeugung und der Wahrheit die trivialsten Dinge seit einer Reihe von Jahren bespricht und da, wo man an seiner Unfehlbarkeit zweifelt, in dummdreistem Tone, der dem großen Haufen imponirt, polemisirt. Einen heimlichen Reiz gewährt auch noch

die Anonymität der Redaktion, wenigstens gewann das Interesse an dem Freischütz bei seiner Entstehung bedeutend dadurch, denn ein Jeder bemühete sich aus bloßer Neugier schon, den Namen des Redakteurs aus den Spalten des Blattes herauszulesen, wenn diese Spalten auch sonst ohne Anziehung für ihn sein mochten. Jetzt behauptet man sehr bestimmt, daß Herr Dr. Reinhold, der verwittwete Gatte einer Schauspielerin an der hamburger Bühne, der Redakteur dieses Journals ist.

Der Comet, von Herloßsohn in Leipzig redigirt, versteckt sich durchaus nicht hinter scheinheilige Mienen, wie Reinhold's Freischütz, sondern scheint sogar selbst in seinem ganzen Tone anzudeuten, daß er über seine Nichtigkeit durchaus im Reinen sei. Mir wenigstens that aus allen Spalten dieses Journals der Spott des Redakteurs entgegen: Ihr wollt es nicht besser. Auch wird man zugeben, daß der Verfasser einiger humoristischen und romantischen Romane, die ein Publikum fanden und die unter der Unterhaltungslektüre neuerer Zeit denselben Platz einnahmen, den Döring, Storch, Velani und Andere behaupteten, Geschmack genug besitzen muß, um das, was unter seiner Verantwortlichkeit im Cometen gedruckt wird, aus dem rechten Gesichtspunkt zu würdigen. Aber Herr Herloßsohn ist an der leipziger Lokalmisère zu Grunde gegangen. Diese verleitete ihn zu allem diesem jämmerlichen Schauspiel-, Dampf-, Eisenbahn- und Tunnel-Schlendrian (die Beziehungen dieser Beiwörter sind aus dem Cometen zu ersehen) und der Ruf von Leipzig, Zeit,

Altenburg, Grimma u. s. w., die Popularität, der Herr Herloßsohn sich seitdem bei allen Leinwebern und sonstigen sächsischen Fabrikanten erfreute, verdrängten den Schriftstellerruf und jene Popularität, die zum mindesten zu der Literatur und der Nation in einigen Beziehungen steht. Herr Herloßsohn sorgt jetzt für Witze und kaustische Mittheilungen, die jenem achtbaren Publikum verständlich sind, er wird Herrn Louis Drucker in Berlin, den humoristischen Weinhändler, gern zu seinen Mitarbeitern zählen, er wird sich durchaus bei jenen Lorbeeren beruhigen, die ihm im *Tunnel* von Leipzig, im Rosenthal, in Auerbach's Keller und in anderen Kellern ums Haupt gewunden werden. Aber nichtsdestoweniger könnte er doch das deutsche Publikum mit der oberflächlichsten Hochachtung behandeln, er könnte z. B. den ganzen Ballast der Beiblätter für die Interessen der kleinen sächsischen Landstädte einrichten, aber den Cometen selbst könnte er doch in einige Beziehung zu der großen Titelvignette und der Bedeutung des Namens bringen. Herr Herloßsohn würde dieses Resultat schon herbeiführen, wenn er selbst nur ein fleißigerer Mitarbeiter seines Journals wäre, wenn er nur die Mitarbeiten der anderen Mitarbeiter läse, bevor er sie abdrucken ließe. Die schamlose Nachlässigkeit dieses Journalisten dem Publikum gegenüber läßt sich durchaus nicht durch seine persönliche Bonhomie, die ihm keiner, der mit ihm in Berührung kam, absprechen wird, entschuldigen. Wir werden zugeben müssen, daß ein Redakteur heutzutage etwas Anderes zu erfüllen hat, als

mit aller Welt gut Freund zu sein und keinem Menschen weh zu thun. Gewiß, Herr Herloßsohn ist ein guter Gesellschafter, aber es ist sehr traurig, daß er den lustigen und familiären Ton aus der Weinstube in die Spalten des Cometen übertragen hat, der noch immer in vielen Lesezirkeln zu den hergebrachten Blättern gehört.

(Fortsetzung folgt.)

Druckfehler im 1. Heft.

Seite 40 Zeile 15 u. 25 statt: [illegible], lies: Accessorium
" 80 " 8 statt: Philarete, Charles, l.: Philarete Chasles
" 102 " 12 " Schorrer's, l.: Schorren's
" 109 " 12 u. 13 streiche die Gedankenstriche.
" 121 " 19 statt: pannor, l.: pannos

II.
Die belletristisch-periodische Presse.

Druckfehler im 1. Heft.

Seite 40 Zeile 15 u. 25 statt: [illegible], lies: Accessorium
„ 80 „ 8 statt: Philarete, Charles, l.: Philarete Chasles
„ 102 „ 12 „ Schorrer's, l.: Schorren's
„ 109 „ 12 u. 13 streiche die Gedankenstriche.
„ 121 „ 19 statt: pannor, l.: pannos

II.

Die belletristisch-periodische Presse.

Inhalt des dritten Heftes.

(Wird Ende December ausgegeben.)

I.

Die politisch-periodische Presse.

Die leipziger allgemeine Zeitung.
Die frankfurter Oberpostamtszeitung.
Das Journal de Francfort.

II.

Die belletristisch-periodische Presse.

Die belletristische Klatschjournalistik. (Fortsetzung.)
Das Morgenblatt.
Das Literaturblatt zum Morgenblatt.
Der hamburger Telegraph.
Die Zeitung für die elegante Welt.

III.

Die wissenschaftlich-periodische Presse.

Die göttinger gelehrten Anzeigen.

Waisenhausbuchdruckerei.

Studien und Kritiken der deutschen Journalistik.

Drittes Heft.

Der Haupttitel wird mit dem letzten Hefte des Bandes geliefert.

Hanau,
Verlag von Friedrich König.
1839.

Beschmutzte oder aufgeschnittene Exemplare werden nicht zurückgenommen.

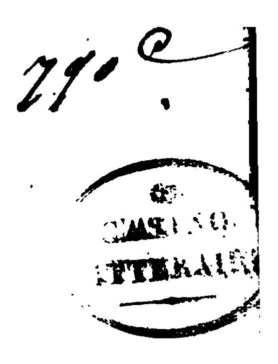
Inhalt.

I.

Die politisch-periodische Presse.

II.

Die belletristisch-periodische Presse.



I.

Die politisch-periodische Presse.

Sechstes Kapitel.

Die Frankfurter Oberpostamtszeitung. — Entstehung und ursprüngliches Gepräge, das auch bis in die neueste Zeit fortdauerte. — Redakteurs: Krapp, Pfeilschifter, Rousseau und Thomas. — Neueste Richtung der Oberpostamtszeitung unter Berly. — Das „Frankfurter Konversationsblatt" als Beiblatt der Oberpostamtszeitung. — Redakteur Dr. Schuster.

Die Frankfurter Oberpostamtszeitung half die periodische Presse in Deutschland mit einleiten. Noch bevor der französische Arzt Renaudot 1632 in Frankreich die „Gazettes" dadurch eingeführt hatte, daß er seinen Patienten die Neuigkeiten und Anekdoten von Paris und der übrigen Welt, zur Unterhaltung geschrieben mittheilte — eine Erfindung, die einen solchen Beifall fand, daß sie schon bei der sechsten Nummer, mit einem königlichen Privileg begnadigt wurde — hatte Deutschland Zeitungen im engeren Sinne des Worts, Mittheilungen der Begebenheiten. Indeß dieselben waren nicht an eine bestimmte Zeit gebunden und erschienen nur, wenn dazu thatsächlicher Stoff vorhanden war. Hieher gehören die in Nürnberg 1529 edirte „Newe

Zeitung vom Türken, so ein gut Freund, der damit und dabei gewest ist, von Wien heraufgegebe," die „Newe Zeitung, wie die Stadt Münster erobert worden, 1535," u. s. w. Die Renaudot'schen „Gazettes" aber wurden in Deutschland, durch in Briefform gehaltene „Relationen" vertreten, nur mit dem Unterschiede, daß diese „Relationen" gleichfalls vorzugsweise Begebnisse, und nicht Neuigkeiten im gewöhnlichen Sinne und Anekdoten berichteten. In Folge dieser „Relationen" erschien seit 1612 ein fortlaufendes, aber unregelmäßig ausgegebenes „Aviso, Relation oder Zeitung, was sich begeben und zugetragen hat in Deutschland und Welschland, Spanien, Niederlande," und in Folge diese „Aviso's" im Jahre 1615 die erste regelmäßige Zeitung: „das Frankfurter Journal," im Verlage des Buchhändlers Emmel zu Frankfurt a. M. Zwei Jahre darauf gab der Frankfurter Postmeister van der Birghden die Postavisen heraus. Emmel, der die Konkurrenz fürchtete, beschwerte sich deshalb bei dem Senat, der auch Birghden die Fortsetzung dieser Zeitung untersagte, obwohl er ihm früher die Herausgabe gestattet hatte. Birghden kam diesem Befehle nicht nach, und Emmel reichte eine zweite Beschwerdeschrift ein. Jetzt berief sich Birghden auf die frühere Bewilligung des Senats und excipirte zugleich, daß sein Konkurrent eine solche nicht einmal geltend machen könne; eine Deduction, die die Folge hatte, daß der Senat Beiden die Herausgabe ihrer Zeitungen auf eigene Gefahr gestattete. Aus den „Postavisen" Birghdens ging die jetzige Oberpostamtszeitung

hervor, und es ist wohl zu bemerken, daß die erste Ausgabe jener „Postavisen" mit der Belehnung des Lamoral von Taxis über die Posten im Reiche, als ein von Neuem angesetztes Regal und männliches Reichslehn, im Jahre 1615, zusammenfällt. Das neue Institut erhielt sofort durch diese Belehnung, die 1621 von Kaiser Ferdinand II. auch auf die weiblichen Nachkommen des Lamoral von Taxis ausgedehnt wurde, einen festen Anhalt und eine Quelle und Vermittelung mit den Begebenheiten, wie mit dem Publikum sowohl, mit der keine andere deutsche Zeitung die Konkurrenz aushalten mochte, zugleich aber auch durch die Beziehungen zu dem Hause Thurn- und Taxis eine streng katholische und österreichische Färbung, die späterhin nicht so stark aufgetragen werden mochte, als in den Konflikten des siebenjährigen Krieges z. B., wo selbst Friedrich der Große die Oberpostamtszeitung in seinen Staaten verbot, die aber auch in friedlicheren Zeiten nicht so ganz und gar erbleichte, daß man diese Färbung nicht allezeit als die eigenthümliche hätte bezeichnen können, so wenig auch scharf ausgeprägte und rücksichtslose Merkmale in dieser Hinsicht hervortraten.

Wenn schon in der Einleitung bemerkt worden ist, daß die französische Revolution auch den deutschen Zeitungen einen politischen Maßstab verlieh, während sie bis dahin vorzugsweise nur Bericht erstattet hatten, so wird man doch diese Krisis nicht auf die Oberpostamtszeitung ausdehnen dürfen. Liberale Manifestationen konnten hier der Lage der Verhältnisse nach nicht statt-

finden, und eine Reaktion wurde damals von den Fürsten nicht in dem Grade für nothwendig erachtet, daß man besondere Organe damit hätte beauftragen sollen. Wenigstens ist es von der Oberpostamtszeitung nicht bekannt, daß sie vor der französischen Invasion sich in dieser Hinsicht große Mühe gegeben hätte. Ihre Bedeutung erhielt sie erst nach dem Befreiungskriege, und zwar unter der verhängnißvollen Redaktion Pfeilschifter. Wenn sie nämlich unter Krapp's Redaktion — der später zum Oberpostamtsrath befördert wurde — in der nationalen Richtung der Zeit, die mit dem Befreiungskriege eintrat, verharrt und weder der einen Parthei mehr gedient hatte, als die öffentliche Meinung selbst, die damals mit den Regierungen sehr übereinstimmte, noch der andern ein Aergerniß gegeben, das außer jener Richtung lag, da Krapp ein sehr ehrenwerther, loyaler und unabhängiger Mann war, der in der Redaktion keinerlei Vortheile seiner Person erspähete — ich sage: wenn die Oberpostamtszeitung unter Krapp alle billigen Anforderungen erfüllt hatte, die man an eine, am Sitz und unter den Augen des Bundestags erscheinende Zeitung zu machen berechtigt war, so trat unter Pfeilschifter die nachdrücklichste Reaktion gegen jene Bestrebungen der Presse und des Zeitgeistes ein, die die Karlsbader Beschlüsse hervorgerufen hatten.

Herr Pfeilschifter war Baier, Katholik, von Jesuiten erzogen, in Spanien dem Absolutismus verkauft, dem er früher in dem Weimarer „Oppositionsblatt" die Spitze geboten hatte.

So ausgerüstet trat er, auf Empfehlung, in die Redaktion der Oberpostamtszeitung ein, eines Organs, dessen sich zwar der Bundestag nie direkt bediente, doch quasi-officiell, und insofern, als man nunmehr einen Redakteur erhalten hatte, der der, in der Oberpostamtszeitung vorwaltenden Macht: Oesterreich in jeder Hinsicht zusagte, auch erörternd und dann und wann räsonnirend. Aber Herr Pfeilschifter wendete das „in majorem dei gloriam" der Jesuiten, auf seine Mandanten an, und verfuhr so platt und plump in seinen Argumenten, daß er unmöglich dem Absolutismus Proselyten erwerben konnte. Vielmehr verlor die Oberpostamtszeitung unter seiner Redaktion täglich an Abonnenten, und die ihr blieben waren Leser aus Interesse und ex officio. Börne, der zu jener Zeit eine „Zeitung der freien Stadt Frankfurt" und die „Wage" redigirte, mochte keinen geringen Antheil daran haben, daß die Bestrebungen Pfeilschifters so bald im rechten Lichte erschienen. Wenigstens unterhielt er die Revolution in der Presse damals fast allein in Deutschland, und um so mehr, als er am Sitze des Bundestags thätig war.

Pfeilschifter überließ die Oberpostamtszeitung seinem Gehülfen J. B. Rousseau in einem desolaten Zustande, und dieser verfuhr in der Redaktion wo möglich noch plumper. Hatte Pfeilschifter wenigstens Prinzipien zu vertreten sich bemüht, hatte er Haller'sche Doctrinen und Aufträge seiner Mandanten untermischt, in einer, wenn nicht piquanten, doch in einer dialektischen Sauce seinen Lesern vorgesetzt, so beschränkte sich Herr

Rousseau nun lediglich auf die Thatsachen, und auf der einen Seite auf die Anpreisung derselben, auf der andern auf ihre Verunglimpfung. Hätte irgend Einer derer, die Herrn Rousseau protegirten, einen friedlichen Bürger auf offener Straße zur Kurzweil durchgeprügelt, Herr Rousseau würde sich nicht entblödet haben, eine solche That als eine glorreiche zu preisen, als ein Ereigniß, daß die alten feudalen Tugenden noch nicht in Vergessenheit gekommen seien, daß der alte Gott noch lebe. Herr Rousseau gerieth mit diesen Bestrebungen, mit seinen Erzählungen von Fêten der Bundestagsgesandten, von Jubelfesten alter verdienter Kanzleipedelle, kurz, mit dem ganzen nichtigen und langweiligen Kram, den die Oberpostamtszeitung täglich auftischte, in die Juliusrevolution. Daß man jetzt, wo periculum in mora war, einen Mann ohne allen politischen Takt, ohne Gesinnung, ja ohne andere Zuverlässigkeit, als die, daß er für die Gegenparthei rettungslos verloren war, an der Spitze eines Organs ließ, das im Mittelpunkt Deutschlands und zu Frankfurt a. M. erschien, wo auch die reaktionairen Bestrebungen ihren Mittelpunkt fanden, könnte fast jenen Ausspruch beweisen: Der Verstand sei nur bei den Regierten. Wenigstens ist es gewiß, daß Herr Rousseau der Bewegung im Süden eben so viel Vorschub leistete, als die ganze Oppositionspresse vereint. Er behielt den alten Ton nicht nur bei, sondern wurde nach dem Falle Warschaus sogar noch tölpelhafter. Jetzt, wo eine Besänftigung der Gemüther um so mehr Noth that, wo man mit

dem Frieden, der Ruhe und dem Rechte hätte kokettiren können, jetzt überflossen die Spalten der Oberpostamtszeitung von Hohn und Geifer, jetzt wurde die rohe Gewalt als das summum jus der Nation gepriesen. Es ist bekannt, in welche untergeordnete Stellung die Oberpostamtszeitung durch Rousseau der öffentlichen Meinung gegenüber, gerieth. Er gab sie über Nacht auf, indem er sans prendre congé nach München übersiedelte, wo ihm die Redaktion der „Münchner politischen Zeitung" übertragen wurde. Hier, wo er ein officielles Organ vertreten, wo die Taktlosigkeit des Redakteurs einer fremden Diplomatie Rede stehen mußte, wo die Plumpheiten Rousseaus nicht hinter dem Aushängeschild einer Privatunternehmung verborgen bleiben konnten, hier erwies sich alsbald, wie wenig der frühere Redakteur der Oberpostamtszeitung befähigt sei, in der Politik mitzureden. Nach kurzer Zeit kehrte Rousseau nach Frankfurt zurück, wo unterdessen Dr. Thomas die Oberpostamtszeitung in indifferenter, aber auch ungehässiger Weise redigirt hatte. Versuche, wieder in das alte Verhältniß einzutreten, blieben um so mehr ohne Erfolg, als der Oberpostamtsrath Krapp, dem die Oberpostamtszeitung aus alten Sympathien für dieses Institut, sehr am Herzen lag, zur Genüge erkannt hatte, daß bei der Ausbildung der öffentlichen Meinung in Deutschland, und der mit dieser parallel laufenden Journalistik, eine würdigere und geistig ausgerüstetere Redaktion jenes Instituts, durchaus von Nöthen sei.

Während Dr. Thomas noch immer als interimistischer

Redakteur der Zeitung unterstand, wurde der nunmehrige Redakteur, C. P. Berly, bereits mit der Redaktion des auswärtigen Theils derselben, besonders mit dem der englischen und französischen Presse beauftragt. Bald darauf unterzeichnete Berly die Oberpostamtszeitung als verantwortlicher Redakteur.

Offenbar begann mit dieser neuen Redaktion eine neue Phase der Oberpostamtszeitung und eine Richtung, die, wenn wir sie ohne alle politische Seitenblicke bezeichnen wollen, mindestens eine interessante genannt werden mag. Herr Berly übernahm es, die Oberpostamtszeitung täglich mit einem leitenden Artikel auszustatten, und zwar nicht mit einem leitenden Artikel im Sinne einer Parthei, sondern im historischen Sinne. Wenn wir sagen: „Herr Berly übernahm," so verstehe man darunter keine contraktliche Verbindlichkeit, sondern nur eine moralische, eine Verbindlichkeit, die Berly seinem beweglichen Geiste, dem Publikum und vielleicht auch dem Jahrhundert schuldig zu ein glaubte, denn wie viele Journale bieten demselben einen rothen Faden der Gegenwart, wie solcher in Berlys leitenden Artikeln enthalten ist, einen Nachweis von Tag zu Tag über die Ereignisse, so weit sie nur in der deutschen Journalistik besprochen werden dürfen?

Wir sprachen von Berlys beweglichem Geiste, und gewiß Herr Berly ist Journalist par excellence, insofern man unter dieser Bezeichnung nur einen solchen versteht, der rastlos und unaufhaltsam, ohne Vorliebe, ohne Vorhaß, besonders aber ohne

Vorurtheil, in der Geschichte der Gegenwart umherwandelt, umsichtigen Blickes und thätigen Amtes, Alles erspähend, Alles ergreifend, und nun anzeigend Zeit und Stunde der Geschichte.

Weil Berly nicht eine Parthei vertritt, hat man ihn gesinnungslos gescholten. Aber wir sind der Meinung, daß diesem Schluß der Zwischensatz mangelt. Gesinnungslos ist nicht jeder, der seine Gesinnung nicht ausspricht. Nichts destoweniger wollen wir die Gesinnung des Herrn Berly nicht vertreten, er mag in der That so wenig eine geltend machen können, wie die meisten Redakteurs; aber wenn man behauptet, Berly wolle vermitteln, so glauben wir in der That, daß er an eine solche Mission überhaupt nicht glaubt, daß er wenigstens sich zu einer solchen Mission nie berufen gefühlt hat. Berly kennt die Leidenschaften, die Partheien, die Geschichte, die Menschen, er ist gerade klug genug, einzusehen, daß „wer nicht für mich ist, wider mich ist," er wird sich schwerlich entre deux feux begeben. Vermitteln ist Berly gewiß nichts Anderes, als Gewalt anwenden. In diesem Sinne wird er den Regierungen die Vermittelung überlassen, und dieselbe nicht der Presse vindiciren, wenigstens nicht einer Presse, der er vorsteht. Aber Berly ist auch zu objektiv, um zu vermitteln, wollen wir das Wort theilnahmlos nicht gebrauchen. Die Kämpfe und Reibungen der Partheien betrachtet er ungefähr wie der Naturforscher die Phänomene, Convulsionen und Eruptionen der Natur. Er wird der Meinung sein, die Geschichte werde sich durch Gott machen, aber

nicht durch eine Vermittelung, die immer nur aus äußeren Motiven herrührt.

Diese Anschauungs- und Verfahrungsweise, die wir bei dem Redakteur der Oberpostamtszeitung voraussetzen zu müssen glauben, mag angegriffen werden. Wir selbst sind anderer Meinung, wir gestehen der Presse eine edlere Mission zu, als die zu berichten, Ansichten auszusprechen und die Zukunft dem Zufall zu überlassen. Aber wir sind auch der Meinung, daß man der Individualität Berlys mehr zu nahe getreten ist, als irgend einer andern, die in der Journalistik wirksam war. Hat man sich nicht sogar bemüht, seine Redaktion aus seinem Privatleben zu erklären, aus Frankfurter Klatschereien sowohl, wie aus der Weise, in welcher der Redakteur der Oberpostamtszeitung im **Hôtel de Russie** ißt und trinkt, ohne doch irgend Beziehungen der Lebensweise Berlys zu seinem Redaktionsamte nachweisen zu können.

Betrachten wir deshalb das, was er liefert, unabhängig von Persönlichkeiten und Rücksichten. Und hier werden wir zugeben müssen, daß, abgesehen von jener Beweglichkeit und jenem Verfahren, weshalb wir den Redakteur der Oberpostamtszeitung einen Journalisten **par excellence** nannten, die Resultate seiner Untersuchungen in der That auch eine historische Ausbeute bieten. Die Gegenwart ist das Moment der leitenden Artikel Berlys, aber Rück- und Vorblicke, Parallelen und Conjekturen der Ereignisse werden hier von dem Redakteur versucht; zwar nur

fragmentarisch und in Andeutungen, aber nichts desto weniger faßlich und selbst gründlich. Berly ist kein Publicist, aber wie gesagt, er ist ein Journalist aus Herzensgrund.

So viel nun auch versucht worden ist, alle Sympathien für höhere Interessen dem Redakteur der Oberpostamtszeitung abzusprechen, so ließe sich doch eben aus den leitenden Artikeln erweisen, daß er stets allen Manifestationen der Zeit und des Genies mit inniger Theilnahme lauschte. Selbst persönliche Mißverhältnisse schaden dem letzteren bei Berly nicht, er wird auch dem Feinde Gerechtigkeit zollen, ja selbst Enthusiasmus. So blieb Berly gegen persönliche Angriffe Gutzkows in dem Grade theilnahmlos, daß er diesem Schriftsteller bis auf die neueste Zeit unwandelbar dieselbe Anerkennung an den Tag legte. Berly hat einen jugendlichen Geist, oder wenigstens, wenn man auch diesen in Frage stellen will — einen eben so genußsüchtigen Geist, wie man solches von seinem Körper behauptet. Um sich diesen Genuß in keiner Weise zu schmälern, ist er gegen Persönlichkeiten indifferent. Aber wir glauben in der That, Berly ist ohne Falsch und nicht aus Klugheit so unpersönlich.

Wenn nun in neuerer Zeit insonderheit die leitenden Artikel der Oberpostamtszeitung in einem, etwas selbstgefälligen Tone auftreten und sich statt der Form der Ansicht eine gewisse hofmeisternde Manier mit Ausrufungszeichen und Bemerkungen hier geltend zu machen sucht, so mag man diese Schwäche — denn es ist nichts Anderes — um so eher übersehen, als der Inhalt

der Oberpostamtszeitung und die historische Quintessenz der leitenden Artikel darunter nicht leiden. Ich sagte, diese Weise sei Schwäche. Herr Berly ist nämlich Autodidakt, und erst in seinem Spätalter in eine öffentliche Stellung gerathen. Jetzt sieht er seine Bestrebungen mit Erfolg und mit zahlreichen Lesern aus allen Ständen gekrönt, und fühlt nicht nur seine Eigenliebe geschmeichelt, sondern auch sein Bewußtsein gehoben. Nicht nur was er weiß, theilt er gern mit — und Herr Berly weiß sehr viel, er ist vielleicht belesener, als irgend ein Redakteur — sondern auch, was er nicht weiß, was er nur glaubt. Und in seinen Hypothesen ist er nun allerdings ein deutscher Gelehrter, und noch mehr als ein deutscher Gelehrter, er ist ein Selbstgelehrter. Deshalb spricht er sie zwar nicht im Tone der Unfehlbarkeit aus — der mit seinem eigentlichen Wesen unverträglich ist — aber mit einem Selbstbewußtsein, das allerdings in der Politik nur der Parthei und der Gesinnung zu Gute gehalten wird, denen beiden man weder mit dem Vorwurf der Eitelkeit, noch der Vielwisserei etwas anhaben kann.

In summa, man muß die Oberpostamtszeitung, wie sie sich unter Berly gestaltet hat, für eines der bestredigirten deutschen Journale erklären. Sie entbehrt der Correspondenzen, sie entbehrt aller weitläufigen Klatschereien der Thatsachen, aber sie bestrebt sich, die inneren Beziehungen der Ereignisse darzulegen, die Momente der Gegenwart aufzurollen, die Charaktere derselben, die im Zuge der Geschichte hin und her eilen, zu fixiren.

Und alle diese Verdienste gebüren Herrn Berly, der sich dieselben ohne bedeutende Emolumente, ohne ministeriellen Liedlohn, wie ihn frühere Redakteurs der Oberpostamtszeitung bezogen, dagegen aber mit vieler Selbstaufopferung, die eine solche immerwährende und rastlose Thätigkeit nothwendig bedingt, erworben hat. Wenn wir nun noch zum Lobe Berlys etwas hinzufügen könnten, so wäre es das, daß der Redakteur der Oberpostamtszeitung allein Tendenz und Inhalt dieses Journals versieht. Aber wir sind auch der Meinung, daß eben die isolirte und abgeschlossene Stellung der Redaktion den eigenthümlichen Werth der Oberpostamtszeitung garantirt. Diese Weise kann nur durch eine Einherrschaft festgehalten werden, jede Intervention eines Zweiten müßte die Intensität der Zeitung verwischen. Um diese Behauptung ganz zu verstehen, muß man erwägen, daß die Frankfurter Censur die beschränktesten Rücksichten zu nehmen hat, und daß deshalb die Redaktion eines raisonnirenden Blattes hier je zusammengesetzter sie ist, desto verwickelter und zerrissener werden muß. Nur eine in sich einige und auch über die Censur hinwegsehende Redaktion kann in Frankfurt jenen Zweck verfolgen, den sich Berly gesetzt hat. Wollte man aber gar die Oberpostamtszeitung durch gediegene Correspondenzen und durch eine der Augsburger Allgemeinen Zeitung analoge Einrichtung ausdehnen und erhöhen, so möchte solcher Absicht eben die Frankfurter Censur noch mehr entgegentreten. Man würde dann einsehen, daß das, was man honoriren müßte, häufig nicht einmal abgedruckt werden dürfte.

Ein Beiblatt der Oberpostamtszeitung, das Frankfurter „Konversationsblatt," bemüht sich, der Literatur das zu sein, was jene der Politik. Und dieser übersichtliche Charakter des Konversationsblatts, das auch durch gediegene Übersetzungen ein Augenmerk auf die fremde Literatur an den Tag legt, während es durch umsichtige und verständige Korrespondenzen, die nicht nur in Deutschland, sondern auch in Paris fußen, und durch gehaltvolle kritische Referate der geistigen Regsamkeit und der Civilisation des Jahrhunderts folgt, wird selbst von denen anerkannt werden, die der Oberpostamtszeitung ein ausschließlich mit Beiträgen deutscher Literatur versehenes Beiblatt wünschen. Daß ein solches nicht in dem Frankfurter Konversationsblatt vorliegt, ist wenigstens nicht die Schuld der Redaktion (Dr. Schuster), der nur so geringe Mittel zur Unterhaltung des Blatts durch Herbeiziehung fremder Kräfte bewilligt sind, daß man sich wundern muß, wie solcherweise noch eine so interessante und wenigstens theilweise originale Zusammenstellung möglich wird. Jedenfalls aber ziehen wir jene Beiträge des Auslandes, die das Frankfurter Konversationsblatt mit feiner Auswahl seinen Lesern vorsetzt, den meisten Originalbeiträgen solcher deutschen Zeitschriften vor, die aus lauter Originalität langweilig — und deren gibt es viele — oder gar platt und localwitzig werden — und deren gibt es noch mehr in Berlin, Leipzig, Hamburg und allenthalben, wo Literatur, Kunst und Poesie als Unterhaltung in den Restaurationen und Gasthäusern benutzt werden. Wir sind der Meinung, daß die umsichtige Redaktionsweise des Dr. Schuster nicht wenig zu der neuerlichen Verbreitung der Oberpostamtszeitung beigetragen hat. Nähere Details gehören nicht in diese Besprechung der politisch-periodischen Presse.

Siebentes Kapitel.

Der „deutsche Kourier." — Entstehung unter dem Namen: „Würtembergische Zeitung." — Redakteur Dr. Weil. — Redaktionsveränderung. — Dr. Weil reist nach Paris. — Nach seiner Rückkehr tritt er in die Redaktion wieder ein und ersteht zugleich „die Würtembergische Zeitung" für eine Actiengesellschaft. — Von jetzt an wird diese Zeitung „Deutscher Kourier" genannt. — Maxime und Tendenzen der Redaktion. — Umwandelung des Tageblatts in eine Wochenschrift. — Aeußere und innere Gründe dieser Umwandelung. — Gehalt der neuen Wochenschrift.

Der „Deutsche Kourier" hat mehrere Metempsychosen und Metamorphosen erlebt, ehe er in seiner jetzigen Gestalt, als Wochenschrift für Politik und constitutionelle Interessen, erschien. Er verdankt seine erste Entstehung oder vielmehr den Gedanken seiner Entstehung einer buchhändlerischen Speculation. So viel wir haben in Erfahrung bringen können, forderte der Stuttgarter Buchhändler, Karl Erhardt den jetzigen Redakteur Dr. Karl Weil auf, die Redaktion eines von ihm zu grün-

denden Blattes, der „Würtembergischen Zeitung," zu übernehmen. Derselbe ging auf diesen Vorschlag ein und so erschien am 1. Januar 1833 das erste Blatt dieser Zeitung.

Das aufgeregte politische Leben jener Zeit und vor Allem die beiden denkwürdigen Landtage Würtembergs, welche in diesem Jahre statt hatten, brachten das junge Blatt rasch in Aufnahme. Denn über die Verhandlungen dieser Landtage ertheilte die „Würtembergische Zeitung" noch am Tage der Sitzung der zweiten Kammer Bericht, indem sie auf zwei Schnellpressen gedruckt wurde und der Dr. Weil selbst die Berichte, nach Art der englischen und französischen, redigirte. Das war aber eine Novität in Schwaben, wo man bisher nur die abgerissenen Referate des schwäbischen Merkurs über die landständischen Verhandlungen des Vaterlandes sah.

So geschah es, daß gegen Ende des Jahres 1833 die Würtembergische Zeitung bereits über 1000 Abonnenten zählte.

Was den Absatz sehr vermehren half, war, außer den gewöhnlichen politischen Artikeln und eigenen Arbeiten, eine in zahlreichen Nummern fortlaufende „Charakteristik der Würtembergischen Abgeordnetenkammer," aus der Feder des Dr. Weil, welche eine ungemeine Sensation im Lande machte. Mit scharfen und pikanten Zügen, in wenigen aber treffenden Konturen, mit jenem Decorum, welches die Persönlichkeit schont, während es den öffentlichen Charakter oft nur in einem unbeachtet gebliebenen Incidentpunkte von der eigenthümlichsten Seite auffaßt und

darstellt, wurde darin der parlamentarische Werth und die parlamentarische Wirksamkeit sämmtlicher Mitglieder der Ständeversammlung dargelegt.

Wenn längere Pausen im Erscheinen dieser Charakteristiken eintraten, war die Ungeduld des Publikums so groß, daß der avertissementsreiche Nebenbuhler, der schwäbische Merkur, öfterer Aufforderungen an die Redaktion der Würtemberger Zeitung aufnehmen mußte, sie möge doch diese geistvolle Arbeit fortsetzen.

Gegen das Frühjahr des Jahres 1834 entstanden Tendenzstreitigkeiten zwischen dem Verleger und Redakteur. Soviel darüber aus sichern Quellen zu unserer Kunde gekommen ist, wollte der Verleger den Redakteur Dr. Weil nöthigen, der systematischen Opposition in Allem beizustimmen, während diese bis dahin öfterer bekämpft worden war. Da Dr. Weil diesem Ansinnen nicht nachgeben wollte, so übertrug er noch im Mai desselben Jahres die einstweilige Redaktion seinem von der Verlagshandlung ihm designirten Nachfolger, einem in Untersuchung über politische Verbindungen verwickelten Studenten, Namens Fink, dem auch mit dem 1. Juli die Redaktion definitiv übertragen wurde. Es soll in diesen beiden Quartalen die Zahl der Abonnenten auf 400—500 herabgesunken sein.

Unterdessen hatte Dr. Weil zu seiner publicistischen Ausbildung eine Reise nach Paris unternommen, wo er schnell Eintritt in große Salons, z. B. die des Herzogs von Broglie, des

Direktors im Kriegsdepartement, General Pebet u. A. erhielt und mit politischen und parlamentarischen Notabilitäten aller Seiten bekannt wurde. Dort und auf der Rückreise in Frankfurt, soll ihm von einigen sehr vermögenden Männern, welche die Fonds hergaben, der Antrag gemacht sein, ein eigenes größeres politisches Blatt zu gründen.

Nach Stuttgart zurückgekehrt, fand Dr. Weil den bisherigen Verleger der Würtembergischen Zeitung sehr verlegen über die Wendung, welche sein Blatt unterdessen genommen hatte, was jenen dann in dem projektirten Unternehmen förderte. Nach einigen Unterhandlungen kaufte Dr. Weil das früher von ihm redigirte Blatt, gab ihm eine größere Ausdehnung und nannte es „Deutscher Kourier." Gegen Mitte September 1834 erschienen die Blätter zum ersten Male mit diesem Namen.

Dr. Weil hatte nicht nur zahlreiche und tüchtige Correspondenten für sein Blatt zu gewinnen gewußt, sondern auch die Art der französischen und englischen Blätter für den Deutschen Kourier angenommen, indem er leading articles am Anfange des Blatts gab. Es war dies in Süddeutschland der erste Versuch dieser Art, welcher bald von der Frankfurter Oberpostamtszeitung und später auch vom Frankfurter Journal nachgeahmt wurde. In Norddeutschland versuchte sich die Braunschweiger deutsche Nationalzeitung schon früher mit ähnlichen leitenden und einleitenden Artikeln, gleichfalls nicht ohne Erfolg, sie war jedoch nie nach Süddeutschland vorgedrungen.

Weils Styl hat schon an und für sich einen diplomatischen Air, und da er selbst einer ausgebildeten politischen Ansicht huldigte, war es natürlich, daß er dem neuen Blatte, an dessen Spitze er stand, nicht nur eine bestimmte Richtung der inneren Politik gab, sondern auch eine bestimmte auswärtige Politik einschlug.

Diese Maxime wird aber bei den meisten politischen deutschen Blättern bis auf den heutigen Tag vermißt. Sie geben aus dem Chaos der auswärtigen Journale Auszüge, die nicht mit Umsicht und nach einem Plane gewählt sind, sondern die nur zu oft auf der individuellen Laune eines Tages beruhen. Häufig wird sogar der Rothstift einem Dritten in die Hand gegeben, der nun aus Journalen entgegengesetzter Farbe anstreicht was ihm zunächst liegt. Haben sie einen tüchtigen Correspondenten in Paris oder London und benutzen sie nicht etwa die lithographirten Pariser Correspondenzen, so stimmt eine solche Correspondenz oft gar nicht zu dem übrigen Geiste der Zeitung. Selbst die Allg. Augsb. Zeitung verfolgt nur in Beziehung auf England eine einheitliche Politik *).

Wie nun der „Deutsche Kourier" in inländischen (deutschen) Angelegenheiten, die Grundsätze der Repräsentativ-Monarchie,

*) Weshalb man so verfährt, ist bereits im ersten Kapitel auseinandergesetzt worden. Die Redaktion.

entgegenstehend dem Ständewesen, als gemäßigte Opposition nach Art der englischen Blätter vertrat, so befolgte derselbe ein bestimmtes System in der auswärtigen Politik und erhielt dadurch eine lebensvolle Einheit.

Wir glauben den Standpunkt des Dr. Weil in Beziehung auf äußere Politik richtig und kurz zu bezeichnen, wenn wir sagen, daß er ein gesetzliches und freundliches Anlehnen der deutschen Repräsentativstaaten an Frankreich zu fördern sucht, und die Politik der Anlehnung an die östlichen Mächte als die Selbstständigkeit dieser kleinen Monarchien, so wie die Institutionen derselben gefährdend betrachtet. Dabei weiset er jedoch jede propagandistische Verbindung mit Frankreich entschieden zurück.

In diesem Sinne sucht Weil im Deutschen Kourier offenbar durchzuführen, daß, da in deutschen Repräsentativ-Staaten freie Presse, öffentliche Gerichtsbarkeit, Volksbewaffnung, Einfluß der Kammern und der öffentlichen Meinung erstrebt werden solle, man die Aufrichtigkeit dieser Forderungen auch dadurch beweisen müsse, daß man für Frankreich nicht ein Weiteres und Mehreres in Anspruch nehme, und daher nicht gemeinsame Sache mit der dortigen systematischen Opposition mache. Und in der That ist nichts lächerlicher, als wenn eine Zeitung, die über Landesangelegenheiten nur dann zu reden wagt, wenn es gilt, diese oder jene Unwahrheit zu verbreiten, und im Übrigen über allgemeine deutsche Angelegenheiten entweder mit diplomatischer Vorsicht oder im forcirten deutsch=

thümlichen Tone spricht, in Betreff des Auslandes die entgegen=gesetzte Weise anschlägt.

Eben so richtig ist die Ansicht, welche der Deutsche Kourier, bei sich so häufig darbietenden Gelegenheiten, immer geltend zu machen versucht hat, daß es den Einfluß des constitutionellen Systems untergrabe, wenn man französische und englische Staats=männer (für England hält er es mit den Whigs) stets herab=setze, während die der Ostmächte durch die Censur geschützt werden.

Für Deutschland verfocht der Kourier die liberalen Ideen der Neuzeit. So lieferte er im Jahre 1834 eine Reihe leitender Artikel über den Werth der constitutionellen Monarchie und suchte darin in einem allgemein verständlichen Tone und ge=sunden politischen Sinne die zum Theil noch so sehr dunklen und verworrenen Begriffe des Volkes über diese wichtige Ange=legenheit aufzuklären, und Liebe, Achtung und Anhänglichkeit für diese Institutionen zu fördern. Um nur ein Beispiel der Art anzuführen, wies er darauf hin, wie das wichtigste Recht, wel=ches der Bürger in seinem Verhältnisse zum Staate in Anspruch zu nehmen habe, Theilnahme an der Gesetzgebung sei, wie die wichtigste Forderung, die er als Staatsgenosse an die Staatsgewalt zu stellen das Recht habe, sein müsse, daß un=ter allen Umständen die Herrschaft des Gesetzes aufrecht erhalten werde. In der Theilnahme an der Gesetzgebung liege das sicher=ste Mittel zur Erreichung der gesellschaftlichen und rein mensch=lichen Zwecke, in der Herrschaft des Gesetzes liege die Sicher=

heit der Personen und des Eigenthums, liege die bürgerliche Freiheit. Die constitutionelle Monarchie aber stelle allein im gleichen Maaße wie das Recht zur Theilnahme an der Gesetzgebung, so auch das, was diesem Rechte einzig seinen Werth verleihe, die Herrschaft des Gesetzes sicher. Dem Absolutismus fehle zwar die Macht nicht, die Herrschaft des Gesetzes aufrecht zu erhalten, er gestatte jedoch keine Theilnahme an der Gesetzgebung von Seiten der Staatsgenossen, er dictire entweder Gesetze, die als das Werk der Willkühr erscheinen, oder er huldige jenem rigoristischen Festhalten am positiven Recht, jenem Grundsatz: **fiat justitia pereat mundus!** der allem Fortschritt in Gewerben, Künsten und Wissenschaften Hohn spreche, jener Stabilität, die das Feldgeschrei der Privilegirten sei. Die Republik auf der andern Seite, die zwar ihren Bürgern in möglichst vollem Maaße die Theilnahme an der Gesetzgebung einräume, schwäche, der Erblichkeit des Staatsoberhauptes entbehrend, die höchste Staatsgewalt, die durch Wahl, selbst durch periodische Wahl constituirt werde, in der Art, daß dieselbe ihrer ersten und wichtigsten Aufgabe, dem Gesetze zu allen Zeiten und allenthalben Achtung zu verschaffen, nicht zu genügen vermöge. Die Tugend sage man, sei das Lebensprinzip der Freistaaten, d. h. richtig erklärt, die Form des Freistaates sei dann die bessere, wenn die Tugend in allen oder doch der größern Mehrzahl der Staatsgenossen einen bleibenden Sieg über die Leidenschaften erfochten haben werde; so lange aber diese so glücklich wie jene

kämpften, so lange würde die Staatsgewalt zur Erfüllung ihrer ersten und wichtigsten Aufgabe mehr Kraft bedürfen, als das republikanische Prinzip ihr einräume. — *)

Man kann den deutschen Kourier als das geläutertste und unabhängigste Organ der monarchisch=constitutionellen Parthei in Deutschland ansehen. Es hat derselbe mancherlei Censurplackereien gehabt, aber nicht bloß darum hat er gewiß der Censur für immer den Krieg erklärt. Bald nach seinem Entstehen wurde er auch mit einem Bundesverbote bedroht und eine officielle Meldung erging deshalb an die Redaktion. Im Wesentlichen hatte das keinen Einfluß auf die Haltung des Blatts, welches sich aber auch stets so streng gesetzlich in seiner Tendenz hielt, daß ihm wohl nicht beizukommen war.

Die Verfechtung der constitutionellen Ideen machte der Redaktion jedoch mancherlei versteckte und offne Feinde. Zu den öffentlichen Feinden gehört das Berliner politische Wochenblatt mit seiner Richtung nach dem andern Pol, mit seinen Versuchen, die Leichen der Vorzeit wiederzubeleben, mit seiner versteckt jesuitischen Tendenz. Der deutsche Kourier hat ihm manche Schlacht geliefert und er hat vielfältig Angriffe von dieser Seite erleiden müssen. Schlimmer waren aber noch die versteckten Feinde. Diesen bot die Vorliebe des Dr. Weil für die Dynastie

*) Siehe Deutsch. Kourier vom 20. Nov. 1834.

Orleans, seine Feindschaft gegen Rußland, so wie daß er sich in England und Frankreich mit dem Bestehenden einverstanden erklärte, es auch zuweilen gegen Republikaner und Legitimisten vertheidigte, eine erwünschte Gelegenheit, das Gerücht zu verbreiten, Dr. Weil beziehe sehr bedeutende Subsidien (man sprach von jährlich 12,000 Fr.) vom Hofe der Tuillerien. Das Gerücht, das neuerdings wiederum angeregt wurde, fand eine breite Unterlage durch den Umstand, daß in Deutschland die Gründung eines Journals auf Actien, die nicht in den Verkauf kommen, sondern in Privathänden ruhen, ungewöhnlich ist, auch ein großes Haus von Paris aus die Fonds der Gesellschaft zum Deutschen Kourier auszahlen ließ. Dr. Weil hat diese Beschuldigung jedoch stets beharrlich und nachdrücklich zurückgewiesen. Eine gute Acquisition machte Dr. Weil später, indem er den früheren Redakteur des Freisinnigen, welches Blatt bekanntlich i. J. 1832 durch den Bund unterdrückt wurde, als Mitredakteur engagirte. Derselbe ging völlig in die Tendenzen des Deutschen Kouriers ein.

Was die Corresspondenzen betrifft, so besitzt der Deutsche Kourier unterrichtete, tüchtige und fleißige Correspondenten in Wien, Berlin, Paris, Madrid, Carlsruhe, Frankfurt u. s. w. deren Correspondenzen nach der in mehrfacher Beziehung so beklagenswerthen deutschen Nachdruckmanier nicht nur häufig in andere deutsche, sondern auch in französische und englische Blätter übergingen, besonders nachdem der Deutsche Kourier in der

Hannoverschen Verfassungsangelegenheit vom ersten Tage an der Sache des Rechts seine Spalten geöffnet hatte. Der Telegraph für Deutschland, welcher so eifrig gegen Nachdruck jeder Art kämpft, rügte im October v. J. den vielfältigen Nachdruck der Correspondenzen des Deutschen Kouriers aus Hannover und Göttingen in andere Journale, wodurch letzterer um die Belohnung seiner vielleicht theuer erkauften Berichte käme. Es ist wahr, die Weise, wie nicht bloß Localblätter, sondern Journale, die den reichsten Fond besitzen und sich der größten Ausdehnung erfreuen, Correspondenzen anderer Zeitungen, die eben hierdurch gerade sich etwas Eigenthümliches und Lesern wie Abonnenten Anziehendes zu verschaffen suchen, nachdrucken, hat etwas Abschreckendes für den Begründer einer neuen Zeitung, und ist um so mehr unverzeihlich, wenn die nachdruckenden Blätter selbst keine eigenthümliche und neue Correspondenzen bringen, die gleichsam zur Entschädigung von der andern Seite wiederum abgedruckt werden können. Von wie manchem weitverbreiteten Blatte wird die Allg. Augsb. Zeitg. aber z. B. geplündert, ohne daß man ihr im ganzen Jahre einmal eine andre Entschädigung böte als die Nachricht von einem Unfall auf dem Rhein, oder einer Mord- und Raubthat an der Bergstraße. Im Allgemeinen und insofern sich Zeitungen durch Abdruck von Correspondenznachrichten ergänzen und vervollständigen müssen, ist diese Weise wohl nicht zu vermeiden, allein es sollte dann doch immer nur im Tone des Referats und auszugsweise, jedesmal aber mit Angabe der

Quelle geschehen, wie namentlich die ehrenwerthe Leipz. Allg. Zeitung es zu thun pflegt.

Der Telegraph irrte übrigens, wenn er als den Grund, warum der Deutsche Kourier sich aus einem Tagsblatte in eine Wochenschrift umwandelte, die geringe Zahl der Abonnenten vermuthete. Im October 1837 zählte der Deutsche Kourier über 500 Abonnenten, also eine hinreichende Anzahl um bestehen zu können. Es waren vielmehr enorme den Preis des Blattes auf eine übertriebene Höhe steigernde Portoaufschläge, welche diese Umänderung veranlaßten. Gutzkow selbst kennt solche Postplackereien aus eigener Erfahrung von der Redaktion der Frankf. Börsenzeitung her und hat ein erfahrenes und gutes Wort im Telegraphen darüber gesprochen, warum also der Aussage des Prospectus nicht glauben?

Die innern Gründe, welche Dr. Weil als mitwirkende Motive dieser Änderung angibt, sind durchaus bezeichnend für die Stellung, welche die politische Tagspresse den Ereignissen gegenüber einnimmt und für den Geist, in welchem der Deutsche Kourier für die Zukunft zu wirken verspricht. Wir erlauben uns, sie deshalb hier nochmals mitzutheilen, um einige Bemerkungen daran zu knüpfen. „Die politische Geschichte unserer Zeit, heißt es, ist mehr nach Außen thätig; in ihr entfalten sich die Keime einer großen Zukunft, gemessen, allmählig, nicht durch Explosion. Diese Entwickelung der Geschichte zu beobachten, ist wichtig und nützlich, aber der Prozeß ist zu langsam, als daß der

Fortschritt jedes einzelnen Tages die allgemeine Aufmerksamkeit fesseln könnte. Wir geben deshalb künftig Woche für Woche ein getreues, abgerundetes Bild der Ereignisse, werfen den Rothstift weg, und schreiben selbst die Geschichte unserer Tage. Zwei und fünfzig solcher Gemälde im Jahre sollen ein abgerundetes Ganzes geben, welches, mit der Lebhaftigkeit des augenblicklichen Eindrucks dargestellt, doch eine zusammenhängende, vollständige Geschichte der Zeitereignisse bildet. Dieser wöchentliche Überblick sichtet und läutert die Masse der sich häufig widersprechenden Zeitungsnachrichten, dient deshalb dem Zeitungsleser zum Anhaltspunkte, und demjenigen, welcher die Zeit oder Geduld nicht hat, täglich ein größeres Zeitungsblatt zu lesen, für den Zweck, ohne großen Zeitverlust und Geldaufwand in der Politik auf dem Laufenden zu bleiben. Wir üben dabei historische Treue, rühmen uns aber durchaus keiner politischen Unparteilichkeit. Zwischen der Freiheit und der Sklaverei, zwischen der Gewalt und dem Rechte, zwischen der Willkühr und dem Gesetze, aber auch zwischen Lizenz und Ordnung ist unsere Wahl längst entschieden, unsere Partei unwandelbar gefaßt. Die constitutionelle Monarchie im Sinne der Neuzeit, nach den Bedürfnissen der Völker, auf geläutertem historischen Boden, ist das Banner, das wir tragen, ist die Sache, die wir verfechten gegen Extreme jeder Art. Darum wird in einem weiteren ständigen Abschnitte des Deutschen Kouriers, als Europäische Revue, eine konstitutionelle Gallerie eröff-

net werden für einen kurzen, gedrängten, aber vollständigen Überblick der parlamentarischen Verhandlungen und Ereignisse aller constitutionellen europäischen Staaten. Noch nach Jahren soll diese Gallerie eine werthvolle Übersicht der constitutionellen und parlamentarischen Thätigkeit aller europäischen Staaten und der betreffenden Zeit bilden. Endlich behalten wir uns vor, alle wichtigen Ereignisse des europäischen Staatenlebens in der eben bezeichneten Tendenz in eigenen Artikeln zu besprechen. Hier besonders wollen wir kämpfen für Gesetz, Recht und öffentliche Ordnung. Pikantes, Neues, Interessantes, in größern oder kleinern Artikeln, geben wir jeweilig unter der Rubrik Miscellen."

Es ist wahr, der Prozeß der Geschichte ist zu langsam und zu gemessen, um unser tägliches Interesse in hohem Maaße fesseln zu können. Der Theorie nach wäre deshalb gewiß vorzuziehen, wenn Wochenschriften immer mehr an die Stelle der Tagsblätter träten. Allein wir haben uns verwöhnt, wir sind zu durstig nach Tags=Ereignissen, um uns acht Tage behelfen zu können ohne Zeitung. Wir hoffen täglich Entwickelungen der Geschichte, Thatsachen, welche für die Verwirklichung dieser oder jener Idee zeugen, und wenn wir uns auch täglich getäuscht sehen und wenn wir auch mit einer Thatsache, ihrem Vorläufer und Nachläufer, Monate, ja Jahre lang gespeiset werden, so greifen wir doch täglich mit gleicher Hast nach den Tagsblättern und durchirren sie mit flammendem Auge. Es ist dies eine

Krankheit unserer unruhigen und unbefriedigten Zeit, die für Thaten, für die fehlende Gelegenheit zu wirken und zu schaffen, so gern mit Worten entschädiget.

Deshalb möchte vielleicht die Umänderung des Deutschen Kouriers für diejenigen Zeitungsleser nicht erwünscht sein, auf deren Budget nur eine Zeitung, und zwar der Deutsche Kourier selbst stand, und die täglich ihre Neugierde stillen wollen, allein der wohlfeile Preis dieses Blattes und der erfrischende und gesunde Geist der darin weht, möchte auch sie wohl bewegen, neben einem Tagblatte diese Wochenschrift zu halten. Wer aber nicht bloß seine Neugierde befriedigen, oder sich zu politischer Kannegießerei am Abende ausrüsten will, sondern wer es vorzieht, über einen kleinen Zeitabschnitt einen klaren Gesammtblick zu haben und also sinnig den Ereignissen zu folgen, dem möchte der status quo des Deutschen Kouriers ein erwünschter sein.

Es gibt zweierlei Arten von Zeitungslesern. Die einen wollen nur etwas Neues, sie wollen Ereignisse, welcher Art sie auch sein; und ihrer sind weit mehr, als man glaubt, vielleicht gehören die Meisten hierher, denn man kann daneben einiges von linker und rechter Seite, vom Centrum oder von Sir Francis Burdet schwatzen, man kann die Bedeutung einzelner Ereignisse für sich verstehen, ohne den Zeitungen aus einem andern Interesse zu folgen. Den andern Zeitungslesern liegt nichts an der Thatsache für sich, sondern an dem Geiste, aus dem

sie und in dem sie geschieht, an der Idee die dadurch wieder neu ins Leben tritt oder sich durch Wiederholung allgemeinere Geltung verschafft. Diese suchen den Zusammenhang zwischen vereinzelt dastehenden Thatsachen, und von jedem Ereigniß die höchste Bedeutung, die Beziehung auf die Menschheit und das allgemein Menschliche.

Der Deutsche Kourier nun scheint uns fähig, aus Zeitungslesern der ersten Art Leser der zweiten Art zu erziehen, und schon aus diesem Grunde möchten wir ihn empfehlen.

Übrigens müssen wir gleichfalls gestehen, daß der Deutsche Kourier gehalten hat, was er im September-Prospectus versprach. Es liegen vor uns eine Reihe sichtender und Überblick ertheilender Artikel; es haben, was man kaum hoffte, die Correspondenzen nicht aufgehört; mancherlei Neues und Pikantes bieten die Miscellen am Schluß. Das Blatt scheint also auch in seiner neuen Gestalt zu prosperiren.

Der Redakteur Dr. Weil ist ein Mann von 33 bis 34 Jahren und neben seiner literarischen Thätigkeit vortragendes Mitglied der Königlich Würtembergischen israelitischen Oberkirchen-Behörde, denn Weil ist Israelit. Für die bürgerliche und moralische Emanzipation seiner Glaubensgenossen hat er stets eifrig gewirkt und sich vielfache Anerkennung deshalb erworben. Den Deutschen Kourier nannte Herr von Rotteck in öffentlicher Badischen Kammer: „eines der ehrenwerthesten Or=

gane des deutschen Volkes." Er hat auch in seiner neuen Gestaltung keinen Augenblick aufgehört, sich dieser Auszeichnung würdig zu erweisen, und wenn wir im ersten Kapitel der constitutionellen süddeutschen Presse die Concession machten, daß sie es war, die die Hannöversche Frage zu einer Frage des Jahrhunderts erhob, zu einer deutschen Debatte, zu einer Angelegenheit der öffentlichen Meinung, so müssen wir wiederholen, daß wir bei jener Anerkennung vorzugsweise den „Deutschen Kourier" vor Augen hatten.

O—nn.

II.

Die
bellettristisch-periodische Presse.

Sechstes Kapitel.

Belletristische Klatschjournalistik (Fortsetzung). — Die „Originalien, Blätter für Witz, Laune und Phantasie.“ — Redakteur Georg Lotz. — Redaktionsweise und Tendenzen der Redaktion. — Inhalt des Blattes. — die „Hamburger Lesefrüchte.“ — Redakteur Dr. Pape. — Denkwürdigkeiten aus dem Felde der Geschichte und aus dem Gebiete der Kunst.

In den „Originalien, Blätter für Witz, Laune und Phantasie,“ findet der „unheilbar erblindete“ Georg Lotz seit länger denn „dreißig Jahren“ eine „tröstende und erheiternde Beschäftigung.“ Wenn die Journalistik nur aus diesem Gesichtspunkte zu betrachten wäre, so könnte man Lotz sein Vergnügen lassen. Es ist ohnedieß eine Kunst, in solchem Zustande, worin sich Lotz befindet, eine Zeitschrift zu redigiren, und man wäre schon aus Humanität gehalten, Manches mit dem Mantel der christlichen Liebe zu bedecken, wenn der Redakteur nur irgendwie einen andern Beruf zur Redaktion der „Originalien“ geltend machen könnte, als den, daß er „unheilbar erblindet“ ist, z. B.

einen moralischen: Aufrichtigkeit und ehrlichen Willen; denn von dem literarischen Beruf wollen wir gar nicht reden. Man könnte es in dem letztern Falle übersehn, daß die Originalien nur „Blätter für Witz, Laune und Phantasie" sind, d. h. Blätter, in denen allerdings Platz genug für diese Eigenschaften ist. Aber wenn Herr Lotz zu seiner „tröstenden und erheiternden Beschäftigung" nur die Hamburger Schauspieler mit kritischen Referaten über Leistungen turbirt, die er nicht einmal gesehen hat, wenn Herr Lotz, der „unheilbar erblindete" Herr Lotz, der bei jedem neuen Jahrgang seiner Zeitschrift der Hamburger Humanität als ein pauvre honteux gegenübertritt, hinsichts der wahren Humanität so ganz und gar auf dem unrechten Wege ist, daß er sich z. B. nur einige Thatsachen einer Theatervorstellung erzählen läßt, um danach sein Urtheil über theilweise sehr brave Mitglieder des Hamburger Stadttheaters frech absprechend, oder über mittelmäßige frech anpreisend zu verfertigen, wenn Herr Lotz die öffentliche Meinung auch als eine seit länger denn dreißig Jahren unheilbar erblindete behandelt — dann mag man gewiß mit allem Fug und Recht die „tröstende und erheiternde Beschäftigung" des Redakteurs der Originalien nicht nur für eine sehr unliterarische und unästhetische, sondern auch für eine nichtswürdige Beschäftigung erklären. Die Hamburger Schauspieler sollen deshalb nicht von uns in Schutz genommen werden, sie mögen sich selbst helfen und sich auf bessere Blätter abonniren — denn Herr Lotz schöpfte wenigstens früher einen großen Theil

seines Unterhalts von und aus ihnen — aber es ist doch auffallend, daß sich eine solche Erscheinung, die an und für sich nur aus Wasserdünsten besteht und nicht nur des Geistes, sondern selbst jener compacten Novellenmasse entbehrt, die der Abendzeitung z. B. ihre körperliche Existenz sichert — daß sich eine solche Erscheinung, trotz aller Umgestaltungen und Reformen der periodischen Presse, noch bis auf den heutigen Tag gehalten hat. Versuchen wir es, diesen Erfolg zu erklären. Er mag theilweise an äußeren Verhältnissen liegen, an dem Mitleiden der Hamburger, an der großen Stadt ohne bedeutenden politischen und literarischen Höhepunkt, an den Lesegesellschaften, deren Unternehmer Buchbinder und Leihbibliothekare sind; aber diese Verhältnisse sind nur zum Theil den „Originalien" zu statten gekommen, zum andern Theil haben wir die Motive ihrer Existenz in der Furcht und Demoralisation nicht nur der Schauspieler, die hier, da sie nur mit ihrer Persönlichkeit der Kritik Preis gegeben sind und deshalb dem gedruckten Urtheile, als dem bleibenden, Rücksichten schuldig zu sein glauben, immer noch entschuldigt werden mögen — sondern auch der Literatur. Müllner, der sich Alles erlaubte, erlaubte sich auch in den „Originalien" für Havannah-Cigarren und Hummer einen „literarischen Kriegskourier" zur nachdrücklicheren Verfechtung seiner Fehden zu schreiben, und obwohl alle Welt von dieser Frechheit Kunde hatte, machte doch alle Welt bonne mine au mauvais jeu bis zum Tode jenes, wo man wieder Muth bekam. Indeß Müllner

rechtfertigte wenigstens den „Witz“ und die „Laune“ der „Originalien,“ er unterhielt den großen literarischen und unliterarischen Haufen mit seiner Niederträchtigkeit. Wenn aber Lotz über den Werth oder Unwerth literarischer — insonderheit dramatischer — Produktionen schrieb, so glaubte es ihm doch Niemand; aber jene Schriftsteller, die ihre Bühnenmanuscripte der Hamburger Theaterdirektion anheim gegeben hatten, ergaben sich Georg Lotz auf Diskretion, denn die „Originalien“ standen an der Spitze der Journale, die über das Weichbild der Stadt hinausreichten, die in Wien, Berlin und Dresden, kurz allenthalben, wo es Direktionen gab, die Manuscripte honorirten, gelesen wurden. Neben den „Originalien“ konnten Zimmermanns treffliche „dramaturgische Blätter“ nicht bestehen, und Schauspieler, wie Schriftsteller achteten weniger auf die lauteren und unverdächtigen Aussprüche jenes, als auf das feile Geklatsch des „unheilbar erblindeten“ Redakteurs der „Originalien“, weil — „die Originalien allenthalben gelesen wurden.“ Wir machen auf diesen Umstand auch mit aus dem Grunde aufmerksam, weil er selbst noch heut zu Tage, trotz aller Tapferkeit und trotz aller Reformen, von den Optimaten unserer Literatur erwogen wird. Jene Scandalmacher der Journalistik werden eben aus Furcht vor dem Scandal von ihnen gemieden, und doch wird man zugeben müssen, daß es nothwendiger ist, die Presse von dem unzweifelhaften Mist zu reinigen, der sie so lange in der öffentlichen Meinung heruntersetzte, als Tendenzen und Formen zu

bekämpfen, von denen es wenigstens erwiesen ist, daß sie in der Zeit liegen.

Was nun den Inhalt der „Originalien“ betrifft, so will Herr Lotz davon leben. Deshalb findet man hier schlechte Originalerzählungen und gute Erzählungen aus dem Englischen und Französischen, die mittelmäßig übersetzt sind, Theaterkritiken von der Frau des Herrn Lotz, oder von ihm selbst, nach Referaten und Gutdünken verfaßt, Gedichte von Allen, die kein Honorar verlangen, ein regelmäßiges Repertorium des Stadttheaters, und Anmerkungen von „Gottlieb Koke,“ dem Setzer der „Originalien.“ Dieser Gottlieb Koke ist Herr Lotz selbst, der, wenn hinterher bei der Correktur noch ein schlechter Witz anzubringen ist, unter dieser Maske erscheint, die noch aus jener Zeit herrührt, wo nicht nur die Schauspieler, sondern auch die Journalisten stets mit dieser oder jener Stelle aus diesem oder jenem Stück ihre Gedanken ergänzten. Herr Lotz sagte damals, den Schauspielern mit aller solchen bonhommie, die ihm eigen, „ich bin der gute alte Gottlieb Koke,“ und man fürchtete sich sehr vor ihm. Aber die „Originalien“ genügten Herrn Lotz nicht allein, denn Persönlichkeiten durften hier nur versteckt angebracht werden; er veranstaltete deshalb in Altona noch einen „Kanonier,“ um mittelst desselben offener zu agiren und invectiren, welche der sonst in dieser Hinsicht sehr nachsichtigen Hamburger Censur erliegen möchten, ins Publikum zu bombardiren. Dieser „Kanonier“ nun erlag der öffentlichen Meinung, die in Hamburg

sonst dem Scandal nicht abhold ist, er mußte seine Lunte löschen, und die Journale haben ihrer Zeit die unerhörtesten Dinge über den Unfug desselben berichtet.

Hoffen wir nun, daß wenn Lotz auch noch dreißig Jahre blind bleiben sollte, das Publikum doch endlich vom Staar der „Originalien“ genesen wird, um so mehr, da sich in Hamburg durch den „Telegraphen“ nothwendig eine Reform der belletristisch-periodischen Presse manifestiren muß, und betrachten wir die „Lesefrüchte,“ von Dr. Pape. Der Titel bezeichnet dieses Journal hinlänglich. Es enthält Früchte der Lektüre des Dr. Pape, und wir müssen zugeben, daß Herr Pape mit großem Geschmacke liest und mit eben so großem Geschmacke stiehlt. Unter die Rubrik: belletristische Klatschjournalistik gehörten somit von Rechtswegen die „Lesefrüchte“ nicht, sie enthalten die Kleine der periodischen Belletristik, aber die Anordnung und das pêle mêle dieser heftweisen Zeitschrift mögen uns rechtfertigen, gedenken wir des Dr. Pape hier. Dieser Literat hat — wie gesagt — bewiesen, daß er lesen kann; er liest wie ein Doktor und stiehlt wie ein Rabe; vor allen Dingen aber trägt auch er dazu bei, die bessere und tendenziöse belletristisch-periodische Presse in Hamburg und überhaupt im Norden zurück zu halten.

„Denkwürdigkeiten aus dem Felde der Geschichte und aus dem Gebiete der Kunst“ u. s. w. erscheinen in Lieferungen bei Wolkmar in Leipzig. Wenn die Papeschen Lesefrüchte wenig-

stens umsichtig und mit Auswahl zusammengestellt sind, so findet man in den Denkwürdigkeiten eigentlich nur Klatschereien aus dem Gebiete der Geschichte: u. s. w. Meerwunder, Assassinenmährchen, Charakterungeheuer u. s. w. Diese Denkwürdigkeiten gleichen sehr den katholischen Gebetbüchern, sie sind das für die Geschichte, was diese für die Religion, aber noch verderblicher, denn diese befördern eine ignorante Intelligenz, wo jene nur einen ignoranten Glauben befördern. Das Trostloseste aber bei solchen Erscheinungen ist, daß sie wohlfeil sind, daß sie nicht nur den besseren Geschmack untergraben, sondern auch die bessere Literatur verhindert, die unmöglich mit ihnen concurriren kann, weil sie im Maßstab der Kräfte, die sie verwendet, bezahlt werden muß. Alle solche Journale würden unrettbar verloren sein, wenn ein Nachdruckgesetz auch die periodische Presse träfe. Aber dieser scheint man von Staatswegen durchaus nicht an die Hand gehen zu wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Siebentes Kapitel.

Telegraph für Deutschland. — Tendenz und Entstehung. — Seitenblicke auf die mercantilen Elemente der französischen periodischen Presse und Vergleichungen in dieser Hinsicht mit der deutschen. — Übersiedelung des Telegraphen nach Hamburg. — Redakteur Gutzkow. — Der kritische Theil des Telegraphen. — Mitarbeiter. — Abonnenten.

Unter allen schönwissenschaftlichen Journalen der Gegenwart nimmt der Telegraph für Deutschland rücksichtlich seiner Tendenz und seines Inhalts eine der ersten Stellen in Anspruch. Wenn man den meisten andern öffentlichen Instituten nur eine zufällige Existenz zuschreiben kann, wenn sie bei der Princip- und Taktlosigkeit ihrer Herausgeber eher den Geschmack verderben, als ausbilden, so muß man ihm eine innere Nothwendigkeit, eine Macht den wichtigsten Literatur- und Lebensfragen gegenüber zugestehen. Durch alle Beiträge, wie verschieden sie auch an formellem und materiellem Werth, wie mannigfaltig sie auch ihrem Inhalte nach sind, durch alle zieht sich ein rother Faden, der sich specifisch von dem aller anderen, der Unterhal-

tungslektüre bestimmten Blätter unterscheidet. Nicht alte, einer dahingegangenen Zeit angehörigen Schriftsteller, nein, junge von gestern und vorgestern, die noch frisch und kräftig in ihrem Wollen und Streben, die den neuern Gedankenentwickelungen nicht mit gleichgültiger Kälte gegenübergestanden, haben sich im Telegraphen zusammengethan, und mancher Name darunter hat sich schon rühmlichst geltend gemacht. Der Telegraph hat nicht um den Beifall des Publikums gebuhlt; er hat ihn erobert. Nicht durch lange Ankündigungen, durch leere Versprechungen, durch artistische Beilagen, durch Modeblätter, durch Lokalnotizen — er durch nachhaltige Kraft hat er sich trotz unsäglicher innerer und äußerer Schwierigkeiten seine Stellung begründet. Der Telegraph will nicht nur auf dem Toilettentische der Dame liegen, auch die Aufmerksamkeit des Gelehrten nimmt er in Anspruch. Anfangs erschien er als Beiblatt zur Frankfurter Börsenzeitung. Er sollte damals die Stelle des Pariser Feuilletons ausfüllen; er sollte mit jener die Interessen der Kunst und Wissenschaft neben denen der Börse vertreten. Die Idee war an sich glücklich und zeitgemäß, doch scheiterte sie — wie man es gleich im Anfang befürchten mußte — an vielen unübersteiglichen Hindernissen. Das Frankfurter Journal und die Oberpostamtszeitung mit ihren Beiblättern haben einmal festen Fuß gefaßt; welche Mittel aber wären erforderlich gewesen, um mit jenen zu concurriren und gegen die Macht der Gewohnheit zu Felde zu ziehen! — Nein, so lange man nicht,

wie in Frankreich und England, öffentliche Organe vermittelst Aktienunternehmungen begründet, werden wir keine wesentlichen Änderungen in unsrer Presse wahrnehmen. Nur dann, wenn viele als Inhaber von Aktien betheiligt sind, nur dann werden sie auch, jeder auf seine Weise, für die Verbreitung eines Organs thätig sein. Doch die deutschen Zustände sind schon aus politischen Rücksichten für solche Unternehmungen nicht gemacht, wenn sich auch die Börsenspekulation damit befassen wollte. Die freie Besprechung, die Debatte ist zu sehr der Bevormundung und der Willkühr von den Censuranstalten der vielgliedrigen Bundesstaaten unterworfen, als daß sich wie im Auslande das Parthei-Interesse dabei betheiligen sollte. Wir haben indessen Organe, die bei ihrer außerordentlichen Verbreitung, wenn sie weniger egoistisch, wenn sie überhaupt sich mehr durch nationalen Sinn auszeichneten, auch der vaterländischen Kunst und Literatur mehr Aufmerksamkeit schenken könnten. Doch eben die Allgemeine Zeitung wird eher und lieber über den Schlafrock von Jules Janin, über die schriftstellerischen Kleinigkeiten von Marmier, als über die wichtigsten Vorgänge des deutschen Kunst- und Literaturlebens berichten. — Die Censurverhältnisse waren aber bei der Börsenzeitung doppelt schwierig; man erkannte in der mysteriösen Redaktion recht bald den Verfasser der öffentlichen Charaktere, und so konnte es wohl nicht fehlen, daß die leitenden Artikel mit ganz andern Augen, als die der Oberpostamtszeitung betrachtet wurden. Der Bundes-

beschluß über die unter dem Namen des jungen Deutschlands bekannten Schriftsteller war noch neu; man hatte hinter einigen unreifen, tollkühnen Kunstproduktionen die wunderlichsten politischen Verschwörungen vermuthet: so konnte die politische Zeitung unmöglich sich lange halten. Es gehörte Muth dazu, das Feuilleton für sich noch fortbestehen zu lassen. Schon in seinen ersten Anfängen in der Frankfurter Periode brachte es einige schöne Aufsätze, die mit Recht eine größere Aufmerksamkeit auf sich zogen — vor Allen der die Emancipationsfrage betreffende von G. Rießer und der über die Guttenbergsfeier von K. Gutzkow. — Das eigentliche Leben, das tiefere Umsichgreifen des Telegraphen schreibt sich indessen recht eigentlich von dem Augenblick seiner Übersiedelung nach Hamburg her. Die Firma Hoffmann und Campe, die er im Schilde führte, zeigte dem Publikum, daß es nicht auf ein momentanes, kurzes Bestehen desselben abgesehen wäre; — das Zutrauen steigerte sich und wir können ihm schon jetzt nach der kurzen Jahresfrist das beste Prognosticon stellen. Heut zu Tage, wo sich Berufene und Unberufene an die Spitze von größeren Unternehmungen stellen, kommt es nicht wenig auf den Namen der Verleger an, weil nur zu oft die Wiege der Unternehmungen sich schon in eine Bahre verwandelt. Zu beklagen ist nur, daß der Bundesbeschluß es noch immer nicht möglich macht, den wahrscheinlichen Redakteur namentlich zu machen. Gutzkow kann immer nur als bloßer Mitarbeiter, und selbst als solcher nur mit den

Anfangsbuchstaben seines Namens figuriren. Es wäre zu wün-
schen, daß die Regierungen nach mancherlei eingetretenen Modi-
ficationen und Milderungen endlich alle Hindernisse aufheben und
eine völlige Amnestie ertheilen wollten. Möchte man in der
Literatur dem schönen Beispiele Östreichs und Hessen-Darmstadts
in der Politik folgen. —

Der kritische Theil des Telegraphen wird mit der bekannten
Tüchtigkeit von Karl Gutzkow ganz besonders vertreten.
Wenn, nach einer ältern Behauptung, die großen Kritiker eben
so selten, oder vielleicht noch seltener, als die großen Dichter
sind, so kann sich die Gegenwart zu einer so überwiegenden
kritischen Erscheinung, wie jene, Glück wünschen. Ich wenigstens
wüßte nicht, wen man ihm unter allen Namen der Gegenwart
in dieser Rücksicht an die Seite setzen könnte. Anfangs brach
das brennende Feuer mitunter in allzugroßen Strömungen her-
vor; anfangs verfuhr er vielleicht nach idealen Voraussetzungen
gar zu schonungslos; doch hat dieses terroristische Behagen durch
Erfahrung und den Fortschritt der eignen Produktion bedeutend
abgenommen. Nur gegen seine frühere Bundesgenossen tritt er
zuweilen mit allzugroßer Leidenschaftlichkeit auf. Wer weiß, auf
wie lange Zeit nun jeder Zusammenhang auch zwischen den Be-
rufenen durch die neuerlichen Zwistigkeiten aufgehoben ist. Von
anderm Betrachte aus ist es jedoch erfreulich, daß nun jede lite-
rarische Individualität durch dieselben mehr auf sich selbst ange-
wiesen ist, daß sie sich nicht an eine andere anlehnen und sich

von ihr empor tragen lassen kann; daß man nicht mehr — wie früher — von Verabredungen, von befreundeter Kritik reden kann. Dieser Kampf, dem Gutzkow im Jahrbuch der Literatur einen Abschluß zu geben sucht, ist im Telegraphen zuerst ausgefochten worden. Hier begegnete Gutzkow den Berliner Correspondenzen mit seinem literarischen Mährchen, in welchem selbst die Dii minorum gentium auf die possirlichste Weise dem Publikum vorgeführt wurden. Dem Cynismus der längst zu Grabe gegangenen baltischen Blätter setzte er ein würdevolles Stillschweigen entgegen. Nächst diesen Debatten wurden von Gutzkow mit vielem Takte die Kölner= und Hannöverschen Angelegenheiten besprochen. Das Sendschreiben an den Fürsten Solms=Lich, die Artikel über Ruge und Leo, Görres, Hitzig haben dem Journale eine höhere Stellung in der deutschen Tagespresse angewiesen. — Das Gedicht von Anastasius Grün (dem Grafen Auersperg) an Jakob Grimm gab der Redaktion den Beweis, daß man auch in Paris, wo damals der Dichter sich aufhielt, das junge Blatt mit Liebe und Aufmerksamkeit verfolgte. — H. Koenig gab doktrinair=humoristische Erörterungen über Kirchen= und Religionsfragen. — Von jüngeren Namen, deren Beiträge gern gelesen werden, sind ganz besonders Alexander Jung, Ludwig Wihl, Levin Schücking und Ed. Kolloff hervorzuheben. Jungs Gefühl= und Denkweise ist durchaus musikalisch, und so konnte es nicht fehlen, daß er für die Darstellung des zauberhaften Spiels

von Ole Bull die rechten Bilder und Klänge auffinden würde. — Für die Kritik dürfte er jedoch, trotz seiner philosophischen Ausbildung und seiner Empfindungsweise, nicht so viel Ersprießliches wie L. Schücking leisten, der bei seinen Beurtheilungen negativer zu Werke geht. — Sehr viel Aufmerksamkeit haben Wihl's Beiträge auf sich gezogen. Dieser junge Dichter hatte bisher nur in den engern Kreisen der Literatur, denen eine viel Schönes und Treffliches enthaltende Gedichtsammlung desselben bekannt geworden war, Theilnahme gefunden. Besonders seinen Mitarbeiten am Telegraphen verdankte er aber in kurzer Zeit eine Beachtung, die der Zukunft dieses Literaten nur fördersam sein kann. Von Paris aus gab er eine Mittheilung über den frühern Erzbischof von Köln, Grafen Spiegel — memoirenartige Darstellungen, die sich theils durch ihre zeitgemäßen Beziehungen auf den eben ausgebrochenen Kölnischen Handel, theils durch des Verfassers liebenswürdige Hingebung, Anspruchslosigkeit und naivpoetische Lebens- und Weltansicht auszeichneten. Die Schilderung des Dichters H. Heine in Paris, die wir L. Wihl verdanken, ist die Frucht eines mehrmonatlichen innigen Umganges mit demselben. Ohne für Heine's Fehler blind zu sein, hatte der Verfasser doch die schönen Seiten des Dichters der Reisebilder so entschieden hervorgehoben, daß man erstaunen mußte, diesen Artikel von Paris aus angefeindet zu sehen, als eine Entwürdigung des Geschilderten, als eine Indiscretion gegen einen fälschlich Freund Genannten.

Heine scheint diesen Protesten nicht fremd gewesen zu sein; doch wurde es L. Wihl leicht, diesen kleinen Repressalien der gekränkten Eitelkeit den gebührenden Ton der Abfertigung entgegen zu setzen*). Eine dritte Gabe des jungen Dichters war ein kleines Epos: Die „Juli-Opfer," in welchem die deutsche Innigkeit mit einem französischen Anschauungen entnommenen Stoffe sich sehr glücklich vermählte. So französisch der Gegenstand dieses zarten Gedichtes ist, so deutsch ist dessen Auffassung und Durchführung. Laurette, Alexis, Alice, sind drei liebenswürdige Gestalten, deren Schicksal uns fesselt, deren Leiden uns rühren. Wenn man auch gegen die Wahrscheinlichkeit und den Ton des Ganzen, als zu sentimental, Einspruch thun möchte, wenn auch nicht geläugnet werden kann, daß die Schwierigkeit des gewählten Versmaaßes eben so wenig durch seinen Wohlklang so belohnt wird, wie man ungern eine größere Vollsaftigkeit des beschreibenden und malenden Pinsels vermißt, so übt darum doch nicht nur das Ganze eine wohlthuende Wirkung, sondern auch im Einzelnen finden sich Schönheiten, die sich nicht schildern, sondern nur genießen lassen. Ganz ausgezeichnet sind die einge-

*) Herr A. von Bornstedt, ein literarischer und politischer Überall und Nirgends, assistirt gewöhnlich in solchen Fällen mit seinen Correspondenzen, und wenn er auch diejenige Thatsache als von ihm ausgegangen desavouiren mochte, so treibt er doch neuerlich wieder in einer Berliner Zeitung ähnliche schmutzige Handthierung.

streuten lyrischen Gedichte, in welchen die Wahrheit der Empfindung mit der jetzt so seltenen einfachen und bescheidenen Grazie der Form den reizendsten Zusammenklang geben. — Kollof's Schilderungen aus Paris zeichnen sich durch Wahrheit der Auffassung und eine angenehme Darstellung vortheilhaft aus. — Die gefährliche Bekanntschaft, eine Novelle von einem Ungenannten, hätte ungeachtet ihrer schönen Einzelheiten wegen einer dem Decorum widerstrebenden Situation keine Aufnahme finden sollen. Nachträgliche Rechtfertigungen von Seiten der Redaktion kommen in solchen Fällen zu spät. — Die Hannöverschen Charaktere haben viel Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Mit viel Geschick und Umsicht wird die kleine Chronik geführt. — Es ist traurig, daß bei allen diesen Vorzügen der Telegraph doch nur 600 Abonnenten haben soll.

L. — l.

Achtes Kapitel.

Die „Zeitung für die elegante Welt." — Gründung des Blattes. — Spazier als erster Redakteur. — Die Dioskuren Schlegel. — Mahlmann und Müller als Redakteurs. — Laube's Redaktion. — F. Gustav Kühne wird, nach einem kurzen Interregnum Binzer's, Redakteur. Seine Haltung und Gesinnung. Seine Tendenzen. Seine Position in der Kritik. Seine Redaktion der Eleganten überhaupt. — Mitarbeiter und Correspondenten. — Abonnentenzahl.

Die „Zeitung für die elegante Welt" bezeichnet den Beginn einer belletristischen Journalistik im eigentlichen Sinne des Worts. Bis dahin hatte die schönwissenschaftliche Literatur die feierlichere Form der Monats- und Vierteljahrshefte in der periodischen Presse noch behauptet, mit dem neunzehnten Jahrhundert mischte sie sich auch in der Form unter die Masse, der sie schon in den letzten Jahrzehnten des verflossenen durch den Inhalt näher gerückt worden war. Wenn die Anfänge einer belletristisch-periodischen Presse in engeren wissenschaftlichen und selbst politischen Kreisen zu suchen sind, wenn man hier zuerst Geschichte, Geographie, Ethnographie,

Naturgeschichte u. s. w. in Bruchstücken behandelte, so gesellte sich dieser Richtung bald die Unterhaltung zu, man mischte Räthsel, Charaden, Logogryphe, Correspondenzen, Romane und Novellen unter den ernsteren Stoff, und wo man eine höhere Tendenz verfolgte: Poesie und Kunst, ästhetische Artikel, die im Merkur, dem deutschen Museum, den Horen und Propyläen bald Hauptsache wurden. Alle diese Bestrebungen hatten die Theilnahme der Masse in größerem, oder beschränkteren Grade gefunden, und somit hatte Spazier allerdings Recht, wenn er die Aufmerksamkeit jener durch ein tägliches Journal noch mehr fesseln und in literarische Interessen verstricken wollte. Seit 1801 erschien also zu diesem Ende die „Zeitung für die elegante Welt," unter Spaziers Redaktion, und zwar bald nach ihrer Begründung mit einer bestimmten Farbe, mit der tricolornen der Gebrüder Schlegel, die hier über den „Jon" und in Bezug auf diesen auch über den Euripides und die theatralische Darstellung breite und lehrreiche Gespräche führten. Wenn das Hauptquartier jener revolutionairen Dioskuren in der Eleganten bald ein anderes und feindliches in dem Freimüthigen, unter Kotzebue, Merkel und Kuhn veranlaßte, und eine Polemik, die die neuen Tendenzen kräftigte, so darf man die Gründung jener Zeitschrift gewiß schon deshalb willkommen heißen. Die Schlegel besaßen Tiefe und Fülle der Kenntnisse, Klarheit und Anmuth der Form, aber ihre Poesie konnte nimmermehr ein Maaßstab ihrer Bestrebungen sein, hier

konnten nicht die Worte gelten et vera incessu patuit dea. Apollo stimmte seine Leyer auf dem Haupte der Pythia, aber die zierliche Künstlichkeit, welche man der Schlegelschen Poesie einräumen muß, konnte die Nation, die diese Pythia vertreten soll, unmöglich für die moderne Richtung begeistern. Indeß müssen wir die kritischen Bestrebungen der Gebrüder Schlegel von ihren eigenen poetischen Produktionen sondern, und müssen wir zugeben, daß das „Athenäum" einem engeren Kreise an die Hand ging, so werden wir auch der „Zeitung für die elegante Welt" die Concession machen müssen, daß sie eben durch die Theilnahme, welche sie den Schlegeln einräumte, dazu beitrug, dem größeren Publikum einen Maaßstab des Vortrefflichen und der Anerkennung Werthen und einen andern des Schlechten und Mittelmäßigen zu reichen, daß sie insonderheit auch zur richtigeren und n a t i o n a l e n Würdigung Göthes beitrug, dessen gründlicheres Studium die Schlegel in der That einleiteten. Aber nicht nur in dieser Hinsicht, sondern auch zur Befestigung der universellen literarischen Richtung, die schon an und für sich in dem Deutschen liegt, die aber von jenen immer mehr angeregt und ausgebildet wurde, hat die „Zeitung für die elegante Welt" gedient. Somit mag man denn diese Zeitschrift als den Beginn einer neuen literarischen Ära bezeichnen, man mag sich glückwünschen, daß durch dieses Journal zuerst auch eine populärere und zugänglichere Form geboten wurde, wie man sich glückwünschen mag, wenn neuerdings, wo man mit unnützen Tagesblättern über=

schwemmt wird, neugegründete wieder in der alten zusammenhängenden und ehrwürdigen Monats= und Vierteljahrsform auftreten.

Nach Spazier redigirte Mahlmann die Elegante; zuerst allein, später im Verein mit Methusalem Müller. Wir wüßten nicht, daß diese lange und zuletzt, als Müller allein die Zügel führte, langweilige Redaktion irgend ein bedeutsames Moment aufzuweisen gehabt hätte. Mahlmann war Dichter im lyrisch=elegischen Gebiet, und hat sich in diesem schon durch sein „Vater unser" mehr ausgezeichnet, als durch die Redaktion der Eleganten; Müller war gar Nichts. Wenn die Elegante sich unter seiner Redaktion erhielt, so lag das wohl mehr an der Restaurationsperiode und an dem Publikum, als an ihm. Mahlmann betrachtete die Elegante als eine Speculation, Müller betrachtete sie als einen Lebensunterhalt, wie es ihm denn auch nach seinem Austritt aus dem Redaktions=Bureau nicht eben zum besten ergangen sein soll.

Das Jahr 1830 influirte auch auf die „Zeitung für die elegante Welt" und trug wenigstens mittelbar eine zweite revolutionaire Krisis in die Spalten dieser Zeitschrift. Der Verleger, L. Voß, fand sich nämlich bewogen, die Redaktion derselben im Jahre 1833 Heinrich Laube zu übertragen, der bis dahin nur noch — wenn wir nicht irren — den „Nicolo Zaganini," einen travestirten dramatischen Paganini, ein Pendant zu der Bäuerleschen „Falschen Prima Donna" und einige Theaterrecensionen

geschrieben hatte, die außer dem gewöhnlichen Gleiße der Büch-
besprechungen lagen und eine lebendige und zeitgemäße Auffas-
sung der Bühne verriethen.

Was man auch über Laube in neuester Zeit geurtheilt hat,
seine nur einjährige Redaktionsperiode der Eleganten ist nicht
ohne wohlthätigen Einfluß auf die Gegenwart gewesen. Er war,
wenn nicht der Erste, der sie in das Reich der Poesie übersie-
delte, doch der Erste, der es mit jugendlicher Frische, wenn auch
nicht mit Enthusiasmus vollbrachte. Was bei Börne Princip
war, bei Heine Kunst, das war bei Laube Leben, obschon
oberflächliches. Mochte er von beiden den Impuls seiner litera-
rischen Richtung erhalten haben, die Motive derselben waren
unmittelbar von dem Jahrhundert, Lebenslust und Thatendrang
sprachen aus ihm. So ausgerüstet trat Laube in die Redaktion
der Eleganten ein; er hatte den Kriegsdienst von Börne und
Heine erlernt (die bekanntlich nur zum Vorpostengefecht tauglich
waren, obwohl der erste zufällig in das Haupttreffen des Jahr-
hunderts verwickelt wurde) und errichtete nun ein fliegendes
Corps, ein kritisches Pandurenregiment, mit welchem er zwar
nicht Wunder der Tapferkeit verrichtete, doch sich allenthalben
umherschlug, wo es galt, das, was ist, in seine poetischen
Rechte einzusetzen, und das Ideelle von dem Thron seiner poeti-
schen Ausschließlichkeit zu entfernen. Bestimmte, fertige Resul-
tate ließen sich in dieser Hinsicht so wenig von der Zeit erwar-
ten, als von denen, die ihr dienten, jene war höchst unzuver-

lässig, und diese konnten nicht zuverlässiger sein, als der Geist des Jahrhunderts, der freilich, wie der heilige Geist, in Sturmeswehen über die Menschheit gekommen war, aber nicht in Gestalt einer Taube, sondern wie ein Geier, der dem neuen Prometheus, noch ehe er an den Felsen geschmiedet wurde, an den Begierden nagte. Ließen sich aber auch keine fertigen Resultate erwarten, so brachte Laube doch unfertige, er schlug das feindliche Heer nicht, aber er beunruhigte es nach allen Seiten hin und schoß manchen, der für einen guten Soldaten galt, aus der Reihe, nahm manchen gefangen, wie z. B. Jean Paul, den er nur gegen das Lösgeld eines besseren Styls, den derselbe dem Jahrhundert und seiner Unsterblichkeit schuldig geblieben war, wieder frei gab. Kurz, Laube war ein muthiger und verwegener Partheigänger der jungen Zeit, der übrigens das Völkerrecht respectirte und nie auf eine Weise Krieg führte, die außerhalb der bewegenden Kraft des Jahrhunderts lag, ich meine außerhalb der Humanität. Laube hatte das Leben in dem beschränktesten Kreise freilich, auf der Universität, aber in dem unverdorbensten und selbstlosesten Kreise auch, unter Studenten, die den Wirren der Gesellschaft vielleicht unter allen Erdenkindern am wenigsten ausgesetzt sind, empfunden. Mit ritterlichem Selbstbewußtsein — nennt er doch die Studenten selbst die letzten deutschen Ritter — und mit jenem ésprit de corps, der der Jugend allein eigen ist und der keinen anderen Beweggrund hat, als die Jugend, trat er — unwissend selbst, aber thaten-

lustig — in die Redaktion der Eleganten. Laube schrieb damals an Börne „Lieber Revolutions-Hofrath" und gehörte zu denen, von welchen Börne sagt: „Schwärmerei sei in ihren Lebensjahren schön und der Irrthum liebenswürdig." Gewiß war Laube liebenswürdig; denn er schwärmte in der Eleganten nicht mit der Vielwisserei, er schwärmte mit dem hellen Bewußtsein des Jahrhunderts, mit dem Instinkt der Freiheit, mit dem Stolze und der Unabhängigkeit eines Hallenser Studenten, der den Schläger mit der Feder vertauscht hatte und sich Königen gleich dünkte. Wenn die Literatur bei solchen Erscheinungen beinahe in Ohnmacht fiel, oder, wo sie sich noch aufrecht erhielt, Vermittelungen anknüpfte, so beweiset das nur die Wichtigkeit dieser Erscheinungen, die man jetzt gern als gleichgültig und unerheblich hinstellen möchte, jetzt, wo man „die grauen Perrücken nicht mehr über die blonden Locken zieht," sondern wo die graue Perrücke des Schemas über Nase und Ohren gezogen wird, wo man selbst den Geschmack, die einzige Freiheit, welche die Deutschen aus der Juliusrevolution retteten, wieder unter den Despotismus jenes gelehrten Rühreis, das man fälschlich Aesthetik heißt und das Börne in seiner Todesstunde sarkastisch auf die Frage seines Arztes: „ob er einen üblen Geschmack habe?" mit der Antwort bezeichnete: „Ich habe gar keinen, wie die deutsche Literatur." Genug, Laube respectirte in der Eleganten die Individualitäten und bekämpfte nur die Autoritäten, er setzte nicht bewußt, sondern gleichsam instinktmäßig den Geschmack

wieder in seine Rechte ein. Jetzt fragte man sich: eignet sich dieser Stoff, oder dieses oder jenes Moment der Gegenwart für die Poesie? das verstehen wir unter Wiedereinsetzung des Geschmacks in seine Rechte. Wenn Schlegel selbst behauptete, wir hätten keine Nationalliteratur im eigentlichen Sinne des Worts, so kann sie nur in dieser Weise acquirirt werden. Nur dadurch, daß man den Individuen Freiheit der Produktion gestattet, und der Nation Freiheit des Geschmacks, ihnen beiden, die unter dem Geiste des Jahrhunderts stehen, nur dadurch wird eine Nationalliteratur möglich werden. Mag sie in gesellschaftlichen Stürmen und Erderschütterungen, in Wirren aller Art sich entwickeln, sie wird nur dann festen Fuß fassen, wenn man die Individuen, wie die Masse von der Zuchtruthe des hergebrachten Geschmacks emancipirt. In diesem Sinne war allerdings Laube's „moderne" Richtung zu verstehen, er handelte im unbewußten Drange einer neuen lebendigen und lebenslustigen, sich nach einer Entledigung der Fesseln sehnenden Zeit, die die deutsche Literatur zwar nicht an einem universellen Gesichtspunkt in ihrem Zwinger der Aesthetik hinderten, aber wohl an einem nationalen Wirkungskreis. Betrachtete man nur unsere Gelehrten, so gewahrte man bald, daß sie, bis auf einige routinirte Journalisten und Novellenschreiber, die vom Tage lebten, keinen Augenblick in einer Gesellschaft hinbringen konnten, ohne ihr Wissen, ihr speeielles Wissen hervorzusuchen, ohne ein Buch aus der Tasche zu ziehen, ohne von Kritik und

Studien und hundert Dingen zu reden, die die deutsche Literatur von jeher vom Leben und der Mitwelt absperrten, ohne sich aufzublähen und Bewunderung einzuziehen, ohne namentlich alle Frauenzimmer, die gerade nicht Rahel und Bettina waren, aus dem Zimmer zu treiben. Laube hat die Weiber, die doch auch in Geschmackssachen eine Stimme haben, fast insgesammt gegewonnen. Woher kam das? Nicht weil er ihnen Außergewöhnliches, Überraschendes, ja nicht einmal, weil er ihnen Poesie bot, sondern nur weil er buntes Leben schrieb, weil man es las, daß er seine Bücher gelebt hatte. Sie waren mit Fleisch und Blut geschrieben, statt mit Dinte. Wäre Laube in verzweigtere und ausgreifendere Verhältnisse der Gesellschaft gerathen, als in Postwagenabentheuer und Theaterconnexionen, er würde auch, statt in die Breite, in die Weite geschrieben haben. So aber machte er freilich, in Ermangelung des Stoffs, aus einem Tropfen Wein häufig einen Eimer voll Wasser und Wein.

Was wir nun mit diesem darthun wollten, ist, daß Laubes elegante Redaktionsperiode von 1833—1834, die leider von der Polizei und den Gerichten unterbrochen wurde, weit über seiner eleganten Schriftstellerperiode der neuesten Zeit steht. Aber eben jener Periode wegen, hätte man Laube auch Manches nachsehen können, was er gegen den ästhetischen Standpunkt, wenn auch nichts, was er gegen den heiligen Geist sündigte, denn er durfte schweigen, wo er nicht reden durfte. Wollte man ihm aber

nichts nachsehen, so mußte man doch zugeben, was wir oben zugegeben haben und ihn keineswegs aufgeben hinsichts der neuen Literatur, die der andere Fuß der Gesellschaft sein wird, wenn der eine die Politik ist. Laube war Einer derer, die Theilnahme bei der Jugend fanden, auf die sich immer die Zukunft stützen wird, und heut zu Tage, wo die Personen sich dem Geist der Zeit unterwerfen müssen, muß sich auch die Kritik ihm unterordnen, sie muß die Individualitäten gelten lassen sie muß die historischen Personen — zu denen auch Laube gehört. — nach den Einflüssen der Historie beurtheilen, nach den Ereignissen, mit einem Worte, sie muß nachsichtig, milde und versöhnlich sein, und vor allen Dingen bedenken, daß an eine Herrschaft Einzelner nicht zu denken ist, wohl aber von dem Zusammenwirken Aller auch die Zukunft der Literatur abhängt. Daß eine solche Richtung nicht in Coterie und Cliquenwesen ausarten kann, ist gewiß, denn Wahrheit, Überzeugung und Liebe schützen sie dagegen. Nicht so gewiß ist es aber, daß die entgegengesetzte Richtung, wo die Einzelnen sich an die Stelle des Geistes des Jahrhunderts stellen, nicht in Coterie und Cliquenwesen ausarten wird, da es fast immer geschieht, daß eben die Mittelmäßigen und Gleichgültigen in denen eine Stütze finden, denen sie dienen, während gerade die Begabteren und Hervorragenderen der Literatur den Angriffen jener Einzelnen, die nach dem Scepter streben, rücksichtslos ausgesetzt sind.

Nach Laubes Austritt aus den Redaktionsverhältnissen

trat ein gleichgültiges Interregnum der Redaktion unter A. von Binzer ein, das bald mit F. Gustav Kühne endete, der bis auf den heutigen Tag die Elegante leitet.

Daß Kühne wissenschaftlich und künstlerisch durchbildet ist, ist bekannt. Wo Laube muthig und keck den Feind harcelirt hatte, da trat F. Gustav Kühne mit dem übersichtlichen Blick des Quintus Fabius auf. Wir wissen es wohl, die Gegner dieses Mannes werden es an Beweisen und Witz nicht fehlen lassen, daß wir ihm zu große Ehre erweisen, ihn mit dem größten Feldherrn des großen Roms zu vergleichen, und selbst Gutzkow wird ironisch bescheiden fragen: „wo ist denn der Hannibal, den Kühne zum Fabius macht?" Aber die Ruhe und der Charakter, die den Redakteur der Eleganten in unserer sturmfluthenden Zeit auszeichnen, und die Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit, die jener Ruhe und jenem Charakter zum Grunde liegen, dieses Alles, verbunden mit seltenem kritischen Scharfsinn und Tüchtigkeit, verbunden mit einer Stellung an einem weitverbreiteten belletristischen Journale, entschuldigt uns wohl — vorausgesetzt daß die jetzige Literaturperiode so wichtig ist, wie sie selbst von den Regierungen gehalten wurde, wie sie von der Kritik geschildert wird, wie auch wir sie halten — ich sage, dies Alles entschuldigt uns wohl hinsichtlich jenes Vergleichs, auch wenn wir nicht hinzufügen, si licet parva componere magnis. Kühne ist der Fabius Cunctator der modernen Literatur im edelsten Sinne des Worts, er hat nie eine Schlacht zu seinem Ruhm

unternommen, er hat auch nie das Wohl der Republik von einer Schlacht abhängig gemacht. Wir wissen wohl, man glaubt, das sei Furcht, aber es ist nur Rücksicht, Fürsorge und Gewissenhaftigkeit. Kühne sieht ein, daß in unserer Zeit, in der Zeit der Partheien und des Übergangs, in der Zeit des Kampfes und der Aussaat, wo die Früchte nur noch spärlich reifen können, gerade der Tadel behutsam einschreiten muß, schon der hungrigen und bettelarmen Meute wegen, die die Partheien umklafft und die bereit ist, jeden Zollbreit Landes, der dem Gegner abgewonnen wird, für sich zu occupiren. Kühne ist ein guter Stratege, aber ohne Furcht, er geht bedächtig und um sich schauend seinen besondern Weg, ohne Bundesgenossen zu haben, noch auch um solche sich bemühend. Kühne scheint der Meinung zu sein, daß die Persönlichkeit heut zu Tage in der Literatur so viel gelte, wie in allen anderen öffentlichen Verhältnissen, daß man insonderheit dieselbe nie über dem Princip übersehen werde, daß also auch Schein, Diplomatie und Planmacherei mit den Interessen des Jahrhundert am Ende doch keine Autorität begründen werden, die nicht wahr ist in ihrem Charakter, aber er mag auch einsehen, daß der Einzelne heut zu Tage nie durch sich selbst, sondern nur in wie fern er dem Geiste des Jahrhunderts dient, zu Resultaten bei der Nation gelangen werde, daß insonderheit keine herrschende Stellung möglich ist. Somit kann er es auch in Betreff seiner der öffentlichen Meinung überlassen, was sie von seinem Streben

halten will, er braucht sie nicht zu bestimmen, weil es ihm nur auf Augenblicke nützen würde, kurz, er thut wohl daran, ruhig abzuwarten, was diese öffentliche Meinung über seine Person entscheiden wird, wie er wohl daran thut, sich auf keine Rivalität einzulassen, sondern nur die Concurrenz auf dem Pfade des gemeinsamen Zieles festzuhalten. Unsere Zeit verlangt Selbstlosigkeit und Aufopferung, selbst Aufopferung des Ruhms, und ésprit de corps, wenn auch kein corps d'ésprit.

Es darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß Kühne in den Wirren, die Menzel über das junge Deutschland heraufbeschwor, Verlockungen widerstand, die ihm zwar nicht auf die Länge dienen, aber doch schmeicheln konnten. Die „Quarantaine im Irrenhause" wurde zu einer Zeit von Menzel gewürdigt, wo dieser modernen Tendenzen in der schroffsten Weise entgegentrat. Kühne blieb auch damals ruhig, bedächtig und vor allen Dingen ehrlich, er hat nie und nirgends dem jungen Deutschland das Wort geredet, aber wohl den Personen, die hier zusammengeworfen wurden. Wenn man hier die Absicht einer Coterie erblicken wollte, so dürfen wir mit Recht fragen: ob eine gemeinschaftliche Strebsamkeit im Geiste des Jahrhunderts, wozu Kühne jene Personen befähigt hielt, eine solche Bezeichnung verdient? Wir glauben, daß keiner mehr, als Kühne reinpersönlichen Tendenzen fern ist. Wär' er es nicht, weshalb ist er denn dem Gebell der Journalmeute ausgesetzt? Hier hätte er sich doch leicht ein Terrain und Bundesgenossen erwerben

können. Wir erklären uns die isolirte Stellung dieses Schriftstellers in Leipzig nur dadurch, daß er die Misère, die sich jetzt leider wieder in unsrer Literatur — aufgemuntert durch die hitzigen Kämpfe derer, die es in Händen hatten, wenigstens in dieser Hinsicht das Feld zu reinigen — breit macht, daß er diese Misère von Herzen verachtet, daß es ihm nicht um Coterie, sondern um Wahrheit zu thun ist. Oder könnte man glauben, daß die Angriffe jener Scandalmacher gegen Kühne aus Überzeugung seiner Unzulänglichkeit herrührten? könnte man glauben, daß Kühne sich um ihre Sympathie beworben und daß sie ihn abgewiesen hätten? Ich bin der Meinung, daß diese Menschen so wenig ein Buch von Kühne gelesen haben, den sie tadeln, wie von Anderen, die sie loben; es ist nur der erbärmlichste Coulissenneid, der einem Mann zu Leibe geht, welcher so stolz ist, wie es alle sein sollten, die nur etwas auf ihre Person halten, denn wir wollen die Unsterblichkeit ganz aus dem Spiele lassen. Kühne kann nicht mit jedem Lumpen und Dummkopf über die Interessen des Jahrhunderts discutiren, es ist sein Unglück zwar nicht, daß er es nicht kann, aber es verursacht ihm denn doch gewiß häufig jene Bekümmerniß, die uns allemal beschleichen muß, wenn wir auch nur eine edle Absicht unter die Säue geworfen sehen. Schon dieses Stolzes und seiner Resignation wegen ist uns Kühne werth; es macht einen erfreulichen Eindruck, daß in einer Zeit, wo Lob und Tadel in den jähesten Abwechselungen sich überbieten und

wo man selbst Leute, die heute die Ehre der Literatur zu retten vorgeben, morgen sich um die Gunst dieses, oder jenes Winkelblatts bemühen sieht, daß in einer solchen Zeit ein Mann angetroffen wird, der schmerzzerrissen gewiß, aber ruhig und übersichtlich seinen Platz behauptet; der wenigstens die Ehre seiner Person rettet, sollte er auch nicht stark genug sein, die Ehre der Literatur zu retten.

Wir haben von Kühnes Charakter erwähnt, was uns der öffentlichen Beachtung werth schien; denn ohne Persönlichkeit läßt sich heut zu Tage keine Tendenz besprechen, man liebt, wie in Allem, so auch hier das Thatsächliche, als das einzige Gewisse. Principien selbst werden über Nacht ausgeschüttet und mit den entgegengesetztesten vertauscht. Nur der Charakter und das, was unsere Augen sehen, stellt uns sicher gegen die Scheinheiligkeit einer demoralisirten Zeit. Betrachten wir nun die literarische Wirksamkeit des Redakteurs der Eleganten. Was bei Laube in unbewußtem Drange durch einander fluthete und erst in seinen „Modernen Charakteristiken" in's Bewußtsein trat, die Achtung vor der Individualität und jene Ästhetik des „Modernen," die da fragt: ob und in wiefern ein bestimmtes Moment der Gegenwart für die Poesie paßt und für die Literatur überhaupt? und die diese Frage nach dem Nutzen beantwortet, den das Betreffende dem Jahrhundert, oder auch nur dem Jahrzehnt — denn unsere Gegenwart eilt ungewöhnlich rasch — jene Ästhetik ist Kühne Gesetz der Produktion, wie

der Kritik. Behauptete man, dieser Maaßstab sei beschränkt, so muß bemerkt werden, daß unsere Gegenwart jenem Wundersäckel gleicht, dem endlose Schätze entquollen, berührt man sie mit der Wünschelruthe der Poesie, oder mit der der Reflexion. Was die Welt bewegt hat, das liegt in unserer Zeit. Dürfte man es nur versuchen, sie auszubeuten. Aber was außer unserer Zeit liegt: Poesie und Literatur zur Unterhaltung, ohne erhabenen Zweck der Bildung und Vervollkommnung, das läßt Kühne nicht nur theilnahmlos, sondern er ist auch Einer jener Wenigen, die den Kampf gegen diese unbefriedigende Richtung unterhalten, die wenigstens dann und wann — mehr ist hier nicht nöthig — einen launigen Seitenhieb auf ein Geschmeiß wagen, das sich jetzt von Neuem breit zu machen droht *).

Der Styl dieses Kritikers ist leise und sinnig, wie er selbst, aber mit Humor und Sarkasmen durchwebt, Blumen mit Dornen, ein Lächeln, mit dem Schalk der Wahrheit im Hintergrunde. Nie spricht er in Donnerworten, nie wendet er jene rhetorischen Effekte an, die der Menge imponiren. Gleichmuth, Resignation und Toleranz wiegen sich auf seinen Worten. Er hat Enthusiasmus, wie die Anderen auch, aber er kokettirt nicht

---

*) Wir zählen dahin unter anderen die Dresdener Abendzeitung, deren Trostlosigkeit bereits Sprüchwort geworden war, die es aber demungeachtet wagen darf, im Waschweibertone in die literarischen Interessen der Gegenwart hineinzureden.

damit. Wenn er mit etwas kokettirt, so wäre es die vornehme Ruhe, die er eigentlich nicht besitzt (denn Kühne ist von Herzen Demokrat) von der er aber zu glauben scheint, daß sie in unserer Zeit, wo die Literatur sich nach einer gesellschaftlichen Stellung umsehen muß, passend sei.

Wenn man Kühne den Vorwurf gemacht hat, er vertrete die Kritik allzusehr durch Bilder, so möchten wir diese Weise nicht tadeln. Außer daß die kritische Periode der Neuzeit die poetische Form einmal adoptirt hat, muß man auch zugeben, daß die symbolische Sprache der Reform eine Vorsichtsmaßregel ist. Sprach nicht auch jene Zeit, die der Reformation voranging, ihre Verachtung und ihren Hohn gegen die Ausschweifungen und Ausgeburten der Hierarchie in Bildern und Schnitzwerken der Kirchen selbst aus? die Sprache der Bilder ist die Sprache des Übergangs, und gewissermaßen auch die Sprache der Toleranz. Sie vernichtet noch nicht, sie warnt und drohet nur. Aber die Bilder und Gleichnisse Kühnes sind so wenig undeutlich und verworren, wie die Allegorien in Gemälden, Stein und Holz, die der Reformation vorangingen; wir entsinnen uns nicht, ein treffenderes und milderes Urtheil über Duller gelesen zu haben, als das ist, welches (wahrscheinlich von Kühne) in Nr. 255 des Jahrgangs 1833 der Eleganten *) ausgesprochen wurde.

*) Briefe über den deutschen Styl aus neuester Zeit.

Die Gemächlichkeit dieses Kritikers, seine Nachgiebigkeit und Schonung hinsichts Persönlichkeiten, wenn nur die Richtung die rechte ist und der Geist, seine Grazie insonderheit und sein Studium weiblicher Naturen haben ihm sogar von dieser und jener Seite her die Beschuldigung weibischer Tendenzen zugezogen. Man könnte dieselbe auf sich beruhen lassen, da seine Schriften nirgends in solche der bewegenden Kraft des Jahrhunderts widerstrebende Resultate münden; aber es ist wahr, daß Kühne es vorzieht, die Wirkungen des Jahrhunderts und der Geschichte an dem Weibe, als dem passiven und desto empfänglicheren Theile nachzuspüren. Nur tritt hier nirgends die Bestrebung hervor, das Weib in andere Tendenzen und Neigungen zu verstricken, als solche, welche sich auf die Weiblichkeit zurückführen lassen. Die letztere in den Conflicten des Lebens, der Zufälligkeiten und Verhältnisse zu verfolgen und am Ende zu dem Resultate zu leiten, daß sie Anfang und Ende, Motiv und Zweck des Weibes sei, daß dieses sich selbst genügen müsse, das ist im Ganzen Kühnes Absicht. Also auch hierin bewahrt er eine Eigenthümlichkeit, die uns um so werthvoller erscheint, als man nicht Parade damit machen kann, als sie nur einen stillen und sinnigen Wirkungskreis zuläßt.

Was aber vor Allem an Kühnes Kritik zu loben, ist, daß sie nicht allein aus dem Verstande, sondern auch aus dem Herzen kömmt. Man sieht ihm die Freude an, wenn er lobt, und

wenn er tadelt, wo er überzeugt ist, es könnte besser und zeitgemäßer sein, den Schmerz. Solch' eine Sympathie, die bisher in der Literatur selten war, thut in unserer Zeit der Reibungen und Persönlichkeiten durchaus Noth; sie thut um so mehr Noth, als selbst das Publikum nicht gegen die Fähigkeiten, wohl aber gegen den redlichen Willen der Kritik durchaus eingenommen ist. Zu diesem Vorzug kömmt noch ein zweiter. Es ist bekannt, wie engherzig unsere Literatur hinsichts des Vaterlandes war, und wie hier tausend Rücksichten von jeher beachtet wurden, während man nach außen hin sich mit der Universalität brüstete. Alles Schöne und Große wollte man anerkennen und das Große und Schöne des Vaterlandes wurde nach Persönlichkeiten und Vorurtheilen beurtheilt und abgeurtheilt. Wenn man neuerdings die Büsten des Ruhms in dem Tempel deutscher Literatur zwar nicht stürzte, doch nicht mehr anzubeten beschloß, wenn nationale Regungen sich auch hier bemerkbar machten und ein Gemeingeist, der in der That eine nationale Literatur, die unserer Universalität doch noch abgeht, vorbereitete, so hat man später wieder entgegengesetzte Bestrebungen wahrgenommen. Diese erfanden zu ihrer Befestigung das Wort Produktivität, und verstanden darunter sehr einseitig Anticipationen weltgeschichtlicher, oder künstlerischer Construktionen. Man anticipirte nun über Hals und Kopf und die Nation blieb theilnahmlos, während die Kritik sich die Hände lahm schrieb über die neuen Kunstwerke. Kühne begreift dagegen unter

Produktion jedes, was dazu dient, im Schooße der Nation festen Fuß zu fassen. Er gibt das Jahr 1830 durchaus nicht in dem Grade auf, daß hier Alles, was aus diesem gewaltigen Impulse hervorging, den Fluthen der Literaturgeschichte übergeben werden könne und keine Bedeutung mehr für das Jahrhundert habe, das sich noch eben so sehr nach Leben und That sehnt, wie vor neun Jahren. Mag man deshalb Kühne den Vorwurf machen, er habe Börne in seiner „Quarantaine im Irrenhause" schlecht gewürdigt — Börne meinte, Kühne habe ihn mißverstanden — so wird man doch zugeben müssen, daß er ihn jetzt in der Kritik der Eleganten sehr wohl würdigt. Kühne kokettirt nicht mit dem Namen Börne, aber seine Hinterlassenschaft hat er im Geiste und in der Wahrheit begriffen. In diesem Sinne ist es Kühne gerade, der die jungen Kräfte weckt und auf sie aufmerksam macht, und das Lob, welches er allenfalls Beck zu viel spendete, mag in Betreff des Plus auf Rechnung jenes kühnen und heiligen Dranges gesetzt werden, der auch Beck auszeichnet und in dem sich die Zeit spiegelt.

Von Kühne abgesehen, der dieser Zeitschrift offenbar nicht nur einen würdigen Mittelpunkt, sondern auch eine würdige Fassung verliehen hat, und der vor allen Dingen die interessantesten Fragen der Zeit hier der Diskussion unterzieht, zeichnet sich die Elegante durch ihre Mitarbeiter und weit verzweigten

und ausgewählten Correspondenzen vor den meisten deutschen belletristischen Zeitschriften aus. Nicht Namen werden hier gefunden, sondern junge und bewährte Kräfte. Im ruhigen Überblick versäumt der Redakteur Nichts, was nicht sowohl das elegante, als das gebildete Vaterland in fortwährender Theilnahme an dieser Zeitschrift erhalten könnte, die in diesem Augenblick wieder eilfhundert Abonnenten erworben hat.

B.

III.

Die
wissenschaftlich-periodische Presse.

Erstes Kapitel.

Die „Göttinger gelehrten Anzeigen." — Programm und Einleitung. — Gründung der „Göttinger Zeitungen" durch Steinwehr i. J. 1739. — Verschiedene Redaktoren bis auf Albrecht von Haller 1747. — Seine Ansichten und Grundsätze über die Redaktion einer gelehrten Zeitung. — Die Gründung der königl. Societät der Wissenschaften. — Sie übernimmt die Aufsicht über die G. g. A. und die Herausgabe derselben. — Nach Hallers Abgange von Göttingen übernimmt Michaelis die Redaktion. — Seine Grundsätze und wie weit sie von den G. A. befolgt sind. — Periodenbestimmung im Leben der Anzeigen. — 1. Periode: die Haller= und Michaeli'sche Redaktion von 1753—1770. — Charakteristik derselben. — Michaelis und seine Vorrede. — Mitarbeiter der ersten Periode. — Beispiele zur Charakterisirung. — 2. Periode von 1770—1812: Heyne'sche Redaktion. — Heyne, sein Charakter und seine Wirksamkeit. — Vortheile der G. g. A. durch ihre Verbindung mit der Bibliothek. — Anzeigen wichtiger ausländischer Werke. — Das Verhältniß der G. g. A. zu den einzelnen wissenschaftlichen Disciplinen. — Abneigung Göttingens gegen speculative Philosophie. — Feder, seine philosophische Bildungsstufe und sein Verhältniß zur Kantischen Philosophie. — Grave's berüchtigte Anzeige der Kritik der reinen Vernunft von J. Kant. — Kants Grundlegung der Metaphysik der Sitten und Feders Anzeige. — Die Briefe Jakobi's an Mendelsohn über die Lehre des Spinoza. — Schulze. — Meiners. — Bürger und Bouterweck als Kantianer. — Fichte's Wissenschaftslehre und Bestimmung des Menschen. — Schelling's System des transcendentalen Idealismus. — Schelling's Bruno

und Naturphilosophie. — Hegel Differenz des Fichteschen und Schellingschen Systems. — Theologie. — Stäudlin als Kantianer. G. J. Plank, sein Verhältniß zu dem Semlerschen und Kantischen Rationalismus und zu dem Schelling-Fichtischen Idealismus. — Seine Ansicht vom Christenthume. — Stellung des Christenthums zur Speculation. — Plank's Einwirken auf die kirchlichen Erscheinungen seiner Zeit. — Anzeige der Resultate des Emser Congresses. — Beschränktere theologische Ansichten. — Schöne Literatur und Künste. — Lessing und d. G. g. A. — Klopstock. — Friedrich des Großen de la litterature Allemande. — Anzeige des Heinzischen Ardinghello. — Die G. A. über Göthe. Werther und Götz von Berlichingen. — Torquato Tasso. — Faust. —

Göttingen (möge man nicht ungehalten werden hier schon wieder etwas davon zu lesen), das in neuerer Zeit eine zweifache und zweideutige Berühmtheit erhalten, dankt einen Theil derselben jenen alterthümlichen Blättern, die nun schon hundert Jahre lang in alle Welt wandern, um über gelehrte Dinge zu berichten. Die Göttinger g. Anzeigen blieben unverändert, wenigstens im Äußern, während alles um sie her wandelte, während Göttingen selbst von seiner vielgepriesenen Höhe stufenweis herabsank, das Innerste nach Außen kehrte, den Pol umsetzte.

Man möchte glauben, es werde das altformige Papier aus verschimmelten Makulaturlagern aufgekauft oder künstlich nachgebildet, um auch nicht im Entferntesten daran zu erinnern, daß wir weiter gekommen sind, und darum das Blatt zurück.

Dennoch hält es sich und wird sich halten. Es wandelt wie eine bejahrte, ehrwürdige Gestalt, mit weißgepudertem Haupt-

haar und Zopfe — mit hohem silberbeschlagenen Stocke und Stulpenstiefeln, aus denen die Strümpfe unter den Knien hervorblicken, durch unsere Straßen, und wie einem ehrwürdigen Rest alter Zeit weicht ihm die leichtfüßige Generation aus.

Vor etwa drei Jahren geschah in den, nun eines glücklichen Todes entschlafenen hannoverschen Landesblättern, einmal ein ernstlicher Angriff auf das Äußerliche der G. A., welches jedoch von Dr. Grote selbst, oder einem Göttinger Professor auf das eifrigste vertheidigt wurde.

Es hätte des letzteren nicht bedurft. Das Blatt scheint zu wissen und zu glauben, daß mit dem Format und Löschpapier seine Existenz gefährdet werde. Alle Neuerungen sind gefährlich und wenn man den Tragstein herausnimmt, so stürzt das ganze Gewölbe nach. Ich möchte behaupten, daß die Universität noch in dem alten Flor von 1836 und früher blühte, wenn der Senat es sich nicht hätte beifallen lassen, aus dem alten Concilienhause in ein neues Universitätsgebäude einzuziehen, das etwas Constitutionelles schon oder wenigstens in seinem Äußern hat. Es wäre nie eine Göttinger Revolution ausgebrochen, wenn man nicht damals schon darauf gesonnen hätte, eine neue Caserne zu bauen und die Straßenbeleuchtung durch Reverberen einzuführen.

Wer würde die G. g. Anzeigen auch noch halten, wenn sie thun wollten wie ihre Schwestern und Colleginnen und gehen wie andere Leute einher in modernem Gewande? Liebt man doch

im Auslande und in der Heimath das Alte als Curiosum oder weil es wieder Mode geworden. Würden die G. g. Anzeigen durch einen solchen modernen Zuschnitt nicht etwa in die Lage der Münchner gelehrten Anzeigen kommen, die sich gratis den Academien mittheilen und lediglich von der Königlichen Casse leben? So den Beutel des Publikums nicht in Contribution zu setzen, ist eigentlich sehr lobenswerth und man möchte schon die Zeiten ahnen, da als Prämie Geld darauf gesetzt würde, daß man gewisse Blätter und Bücher halte und lese.

Indessen um aus diesen Gedankenspielen herauszutreten, die Gött. g. A. sind ein noch immer ehrenhaftes Blatt. Und sind auch nicht mehr so bedeutende Persönlichkeiten daran als Mitarbeiter thätig, als weiland und noch vor kurzem, so ist es doch mehr der Aufschwung anderer Blätter, als ihre eigene Decadenze, welche ihnen nicht mehr solche Stelle in der Literatur zusichert, als ehemals, da sie und Göttingen ein Mittelpunkt der Literatur waren.

Es knüpfen sich an diesen alten Stamm, mit seinen zweihundert Ästen, der mit dem 1. Januar 1839 ein volles Jahrhundert blühte, eine Menge schöner Erinnerungen, und eine reiche Geschichte, die Geschichte der Literatur eines ganzen Jahrhunderts.

Es wäre ein würdiges Werk, eine ausführliche Geschichte dieses Blattes zu schreiben. Deß wollen wir uns hier aber nicht unterfangen, denn das hieße eine Geschichte der gesammten

Wissenschaften vom Anfang des vorigen Jahrhunderts bis auf unsere Tage, oder doch bis gegen den Anfang dieses Jahrhunderts schreiben, denn seitdem hat sich die Wissenschaft in manchen Partien ergangen, denen zu folgen oder Aufmerksamkeit zu schenken, die G. g. A. nicht für gut fanden. Es hieße das auch eine Geschichte der Georgia Augusta schreiben, denn außer, daß die Gött. gel. Anz. von vorneherein sich zum Zwecke gesetzt haben, die Fortschritte der Wissenschaften zu verfolgen und anzudeuten (worin sich am besten ihr eigener Geist spiegelt), sind sie zugleich Annalen der Societät der Wissenschaften und eine Chronik der Universität, über deren Veränderungen und Bereicherungen ihnen zu berichten obliegt.

Es sollen in den Folgenden vielmehr nur Skizzen und Andeutungen gegeben werden, die uns die Literatur=Vergangenheit und das gelehrte Treiben der Georgia Augusta aus dem vorigen Jahrhundert zurückführen und uns eine Aussicht und Einsicht in den gegenwärtigen Stand und Fond dieser Zeitschrift eröffnen. Es sollen über die Entstehung und den Fortgang dieser Blätter, über ihre hauptsächlichsten Mitarbeiter und Abnehmer nicht nur zuverlässige historische Nachrichten mitgetheilt werden, sondern es sollen hin und wieder die vorzüglichsten Arbeiter charakterisirt und, wo es nöthig oder des Gegenstandes wegen von allgemeinerem Interesse ist, Auszüge aus ihren Arbeiten mitgetheilt werden, wodurch eben erst diese allgemeinen Charakteristiken, das

wahrhaft Individuelle und Lebendige erhalten möchten. Man möge es uns zu gute halten, wenn wir dabei selbst mitunter in den umständlichen breiten Styl verfallen. Es geschieht unwillkürlich, daß man Mienen und Charakter dessen annimmt, den man schildert, sofern man sich nicht dagegen durch Ironie in Positur setzt. Auch verträgt sich der moderne Styl schwer mit so gelehrten Dingen, worüber wir berichten müssen.

Die Göttinger gelehrten Anzeigen sind das älteste noch bestehende kritische Blatt in Deutschland, ein Factum, worauf sie sich nicht wenig einbilden. Sie wurden im Jahre nach der Inauguration der Universität gegründet und haben es zu einer Zahl von 200 Bänden gebracht, die zwölf Bände umfassenden Register nicht mitgezählt. Wolf Balthasar Adolph von Steinwehr, aus der Neumark, arbeitete schon in Leipzig fleißig an den dasigen gelehrten Zeitungen, und war kaum als Professor der Philosophie im Jahre 1738 nach Göttingen berufen, als er die „Göttingschen Zeitungen“ gründete. Es fanden sich kaum Lettern zu ihrem Druck in Göttingen und auch an Büchern fehlte es noch sehr. Aber Steinwehr war ein sehr fleißiger Mann, von allgemeineren Kenntnissen, der die Schwierigkeiten, mit denen das junge Blatt zu kämpfen hatte, durch sorgfältige Umsicht zu überwinden strebte und dem es gelang, bald eine, die Existenz des Blattes sichernde Abonnentenzahl zu erwerben. Er nahm sich die Tübinger Anzeigen zum Muster und fand bei ein-

zelnen seiner Collegen reichliche Unterstützung, so daß die Göttingschen Zeitungen bald Werke aus allen Wissenschaften besprachen.

Steinwehr wurde im Jahre 1741 nach Frankfurt a. d. O. als Bibliothekarius berufen und jetzt übernahm der schon alte, aber durch seine Vorlesungen über Politik, Moral und öffentliches Recht sehr beliebte, Professor Treuer die Redaktion und führte sie bis zu seinem Tode im Februar des Jahres 1743 fast ohne alle fremde Unterstützung fort. Sein Tod setzte die Verlagshandlung in nicht geringe Verlegenheit, da sich Keiner finden mochte, der so große Bücherkenntniß besessen und einen für seine Zeit so reinen Styl geschrieben hätte, als Treuer. Endlich übernahm der juristische Privatdocent Wilhelm Lorenz Willich, zweiter Bürgermeister der Stadt Göttingen, die alleinige Abfassung und Redaktion, legte sie aber schon im September in die Hände des Prof. Oeder nieder. Seit 1745 wurde das wöchentlich zweimal erscheinende Blatt von einer Gesellschaft Göttinger Professoren nothdürftig fortgeführt, bis im April 1747 **Albrecht von Haller** die Redaktion übernahm. Mit ihm kam ein neuer Geist über die bis dahin dürren Blätter.

Haller zählt in der Vorrede zu diesem Jahrgange die vornehmsten Eigenschaften einer guten gelehrten Zeitung und ihres Redakteurs auf, und verspricht danach diese Zeitungen fortzuführen.

Der Zeit wurde als die hauptsächlichste Bedingung für eine gute Redaktion die genugsame Zufuhr nöthiger Bücher gehalten, etwas, weshalb wir jetzt nicht eben besorgt zu sein brauchen,

welches aber den Göttingschen Zeitungen allein durch die zahlreichen Anschaffungen der Bibliothek gewährt wurde.

Der Verfasser, meinte Haller, müsse Verstand haben, viel fremde Sprachen verstehen und einen tiefen wissenschaftlichen Fond besitzen; er müsse wissen, was neu, was gemein, was wahrscheinlich, was wahr und was unglaubwürdig sei. Sodann müsse ihn eine gewisse Billigkeit beseelen und kein Eigennutz dürfe seine Feder beschmutzen, selbst der feine Eigennutz nicht, der durch Gleichheit der Meinungen erzeugt werde, oder aus der Freundschaft für den Verfasser eines Buches bestehe. Nichts sei ja niederträchtiger und schändlicher als die Aufführungen derjenigen Zeitungsschreiber, die Niemanden lobten, als wenn er sein Lob mit Geschenken, Unterwerfung oder Eintritt in ihre Secte bezahle, und die hingegen alles tadelten, was ihren Meinungen, Ansichten und Freunden zuwider sei.

Und man muß es den Göttinger gelehrten Anzeigen lassen, daß sie während der ganzen Zeit ihres Bestehens dieses ehrenwerthe Princip befolgt haben, daß sie immer Sectirerei, Partheilichkeit und gehässiges Hineinziehen von Persönlichkeiten in die Kritik vermieden haben und daß sie in dieser Hinsicht als ein Muster, namentlich für so viele neue Journale, wissenschaftliche wie belletristische, dastehen.

Mit dem ersten Januar des Jahres 1753 fangen die Zeitungen an, den neuen Titel „Göttingsche Anzeigen von gelehrten Sachen" zu führen und zeigen an, daß sie mit diesem Stücke

unter Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften herauszukommen beginnen. Es war diese Societät unter dem 23. Febr. 1751 vom Könige Georg II. gestiftet, nach einem von Haller umgearbeiteten Plane des Grafen Bünau. Ihre Bestimmung war, für die Erweiterung der Wissenschaften thätig zu sein und alle Disciplinen mit Ausschluß der Theologie und Jurisprudenz zu umfassen. Die Mitglieder versammelten sich monatlich in drei Classen, der physikalischen, mathematischen und historisch-philosophischen, um Vorlesungen zu halten und von merkwürdigsten Vorfällen im Gebiete der Wissenschaften Kunde zu nehmen. Ihr erster Präsident war Albrecht von Haller und auf seine Veranlassung übernahm die Societät nicht nur die Aufsicht, sondern auch den Verlag der gelehrten Anzeigen. Denn man führte schon damals vielfache Klage über die Willkührlichkeit der Buchhändler*).

---

*) Es scheint, daß kurze Zeit nach der, von welcher hier die Rede ist, mancherlei Zwistigkeiten in der Societät ausgebrochen sind, wovon Schreiber dieses jedoch die nähere Kunde fehlt und die er nur aus einem Scriptum des G. A. Kästner folgert, in dessen Besitz er sich befindet. Auf die gelehrten Anzeigen müssen diese Feindseligkeiten der einzelnen Mitglieder jedoch weniger Einwirkung gehabt haben, wahrscheinlich wegen Hallers überwiegenden Einflusses, den er trotz seiner Abwesenheit ausübte. Das bis jetzt ungedruckte Kästnersche Scriptum, auf einem Folioblatt, wahrscheinlich die Beilage eines verloren gegangenen Briefes an Fr. Prof. Baldinger, möge hier der Curiosität wegen einen Platz finden. Es lautet wörtlich folgendermaßen:

Die Societät hatte nach dem Bericht, den ihr Präsident den neubetitelten Anzeigen vorausschickte, mit unpartheiischen Augen

---

Tafel der Kön. Ges. der W. zu G. im Anfange des Jahres 1760:

א) Präsident Hr. v. Haller.

ב) Mitglieder.

A. Ordentliche.

𝔄. Directoribiles.

Hr. Prof. Gesner.
Hr. Prof. Hollmann.

𝔅. indirectoribiles.

a. Mit Pension.

a. Mit Pension als Mitglied und Secretär: Hr. Prof. Michaelis.

b. Mit Pension als Mitglied schlechtweg: Hr. Prof. Mayer.

b. Ohne Pension: Hr. Prof. Kästner.

B. Außerordentliche.

a. Weder kommende noch arbeitende: Hr. Rath Franz.

b. Kommende u. nicht arbeitende: Hr. Prof. Archenwall.

c. Kommende und arbeitende:

a. solche, die andere zu bereden wissen, sie wollten heraustreten, damit diese andern heraustreten, uno verbo breitschlagende, Hr. Pr. Röderer.

b. solche, die heraustreten, weil sie sich haben bereden lassen, die andern wollten heraustreten, kurz breitgeschlagene: Hr. Prof. Lowitz.

ג) Secretair.

α) Gewesener, mit Beibehaltung seiner Pension ohne Verrichtung des Amtes: Hr. Prof. Michaelis.

β. Wirklicher, mit Verrichtung des Amtes und Pension: Hr. Prof. Hamburger.

ד) Ordentliche Gäste.

ךּ. Gegenwärtige proprie tales.

ךּ. Abwesende Correspondenten.

Anm. Die Classen von ד und ihre Unterabtheilungen weit auseinander zu setzen, war der Absicht des Verfassers dieser Tafel nicht gemäß.

die Fehler dieses Wochenblatts angesehen, und sowohl dasjenige zum Augenmerke genommen, was die Vollkommenheit in einem solchen Werke ausmacht, als dasjenige insbesondere, was hier möglich sei.

Es wird von der Redaktion anerkannt, daß bisher in Ansehung der Arzneikunst und Geschichte der Natur zu viel gegeben sei und eine gleichmäßigere Behandlung versprochen. Man verwahrt sich dagegen, daß hauptsächlich englische Neuigkeiten angezeigt seien, und beruft sich auf die Anzeigen so vieler schwedischer, französischer und italienischer Bücher. Bisher war jedes Stück der Zeitungen mit einem schlechten Holzschnitt, das großbrittannisch-hannoversche Wappen darstellend, geschmückt. Ein solcher Holzschnitt ist bei Zeitungen dasjenige, was Ferien, Respekttage oder Schwänzelstündchen in den Collegien sind. Die Societät beschließt nun: Dieser unnütze Holzschnitt, welcher jährlich 78 Seiten wegnehme, solle wegfallen, um den Platz ganz nützlich zu machen. Statt zweier Stücke sollen fortan drei erscheinen und die möglichste Geschwindigkeit der Nachrichten erzielt werden. Die Redaktion beruft sich wegen der Hauptpflichten unpartheiischer und zuverlässiger Auszüge auf die in der Vorrede zum Jahre 1747 geäußerten oben angeführten Gedanken und fügt hinzu: „es wird unsere Bestrebung, ihnen nachzukommen, um ein großes vermehrt werden, da dieses Wochenblatt nunmehr unter der Aufsicht einer Gesellschaft steht, die den Ruhm ihres Stifters und die Ehre des ihr gnädigst verliehenen Namens zu vertheidigen hat. Unsere Urtheile werden noch gemäßigter, unser

Fleiß noch ernsthafter werden als damals, da uns nichts als die Sorge für unsere eigene Achtung antreibt. Die Streitigkeiten werden uns noch verhaßter, und also noch seltener werden; wir haben uns schon erklärt, daß wir keine Waffen vorzüglicher zu gebrauchen denken, als die vergrößerte Sorgfalt, Recht zu thun."

Mögen solche Grundsätze in unserm modernen Gefühlssinn einen Pudergeruch zurücklassen, man muß ihnen eine gewisse Noblesse und Ehrenhaftigkeit zugestehen, die dem modernen egoistischen, wenn auch pikanten und geistreichen Wesen nur zu oft fehlt, die aber vielfach an Götheſche Ruhe und Anständigkeit erinnert. Es kann diese Ruhe in Schwäche ausarten, und sie ist gerade bei den Göttinger gelehrten Anzeigen öfterer darin ausgeartet, immer aber wird sie achtungswerther sein, als blinde Leidenschaftlichkeit und rohe Ungebührlichkeit.

Die Redaktion der Göttinger gelehrten Anzeigen blieb aber nur kurze Zeit in den Händen Albrechts von Haller. Er kehrte von einer Reise in sein Vaterland nicht wieder nach Göttingen zurück, sondern nahm in Bern die ihm durchs Loos zugefallene Ammanns-Stelle an. So groß dieser Verlust für Göttingen überhaupt war, so wenig berührte er im Ganzen die gelehrten Anzeigen. Haller blieb der thätigste Mitarbeiter derselben und Pütter versichert, daß dieselben ihm 11,000 Aufsätze und Anzeigen verdankten. Er recensirte bis zu seinem Tode (1777) nicht nur medicinische und naturhistorische Bücher, sondern Werke aus allen Fächern und war eifersüchtig darauf, die Göttinger Anzeigen, die er als seine Streitrosse und Kampfwägen betrachtete, um sieg=

reich in die Massen seiner Gegner zu bringen, für sich zu behalten. So entstanden, als schon Heyne die Redaktion übernommen hatte, für diesen ängstlichen Mann mancherlei Verlegenheiten. Er konnte in Vielem Hallers Ansichten nicht beistimmen, hielt seine Kritik für eine einseitige und partheiliche und wagte doch auch nicht, dem Präsidenten der Societät seine Arbeiten zurückzuschicken. Der diplomatische Briefwechsel mit dem Vorstande des Curatoriums zu Hannover, dem älteren Brandes, bei dem sich Heyne in diesen Collisionsfällen Raths erholte, würde mancherlei Interesse darbieten. Leider hat Heeren desselben in Heynes Biographie nur kurzer Erwähnung gethan.

So kam es, daß Michaelis die Redaktion noch in demselben Jahre übernahm, als die Anzeigen unter der Aufsicht der königl. Societät der Wissenschaften zu erscheinen angefangen hatten. — Bei jeder anderen Zeitschrift würde man vielleicht die Epochen ihres Wirkens nach den Revolutionen im wissenschaftlichen oder im politischen Leben einzutheilen haben. Nicht so bei den Göttinger gelehrten Anzeigen. Weder die erste französische Revolution, noch die Geistesrevolution, die durch Kant, später durch Fichte und Schelling, bewirkt wurde, noch endlich die Julirevolution mit ihren elektrischen Einwirkungen auf das gesammte sociale Leben und alle Literaturkreise, haben einen so bedeutenden und sich augenblicklich offenbarenden Einfluß auf sie geübt, daß man berechtigt wäre, danach Epochen in ihrem Leben zu bilden. Es darf uns dieß nicht Wunder nehmen, denn diese Zeitschrift ist wie keine andere dem Leben entfremdet und allein gelehrten Dingen gewidmet.

Und man weiß kaum, ob man ihr einen Vorwurf deshalb machen darf, da sie ihren Zweck von Anfang an auf nichts anderes gesetzt und denselben consequent verfolgt hat. Sucht man Absätze und Ruhepunkte, um schärfer zu charakterisiren, als es in Bausch und Bogen möglich ist, so kann man sich allein an die Redaktionen halten. Ihr Geist, nicht der Zeitgeist ist es, der die Tendenz der Anzeigen bestimmt. Sie sind es, die die Schriften wählen, welche angezeigt werden sollen, sie wählen die Mitarbeiter, sie haben die Lücken auszufüllen, sie haben sogar die Macht, Aufsätze, die ihrer Ansicht widerstreben, zurückzuweisen. Sie sind die Könige dieses papierenen Reiches. So haben denn die Göttinger gelehrten Anzeigen seit 1753 vier Epochen erlebt. Es bilden diese Epochen zwar keine schroffen Übergänge, aber sie scheiden doch mannigfach auseinander. Die welthistorischen Epochen bilden wieder Unterabtheilungen in ihnen, aber sie spiegeln sich gleichsam nur an dem Geiste der Georgia Augusta. Die vier Epochen, die wir näher charakterisiren wollen, datiren sich von der Haller-Michaelisschen Redaktion, d. h. von 1753 bis 1770, der Heyneschen von da bis 1812, der Eichhornschen von da bis 1827, der Heerenschen bis auf die gegenwärtige Zeit.

Was die erste dieser Epochen anbetrifft, so erklärt sich vieles über ihren Geist aus der von Michaelis geschriebenen Vorrede, wie aus der Persönlichkeit und wissenschaftlichen Stellung desselben. Johann David Michaelis, der erste große Orientalist, besaß einen weit über England, Frankreich und Schweden ausgebreiteten Namen und war dort gleichsam zu Hause. Er hatte

eine gewisse Universalbildung, so weit sie bei gesundem Verstande durch vielseitige geschichtliche und sprachliche Kenntnisse erworben werden kann. Sein kernhafter gesunder Menschenverstand und seine eifrige Wahrheitsliebe hatten zwar zwei große Feinde in seiner Eitelkeit und Geldliebe, allein sie blieben meistens sieghaft gegen dieselben. In der Vorrede zum Jahrgange 1753 bittet Michaelis, wegen eines widrigen Urtheils nicht ungehalten auf ihn zu sein, da er ja nicht alle Anzeigen schreibe, und erklärt, daß er es sich zum Gesetz gemacht habe, nicht leicht von einem Buche ein überhaupt nachtheiliges Urtheil zu fällen, vielmehr werde er die Bücher, von denen er nichts überwiegend Gutes sagen könne, lieber mit Stillschweigen übergehen; den Lesern sei doch an Nachricht von solchen Büchern am meisten gelegen, welche Lob verdienten. Wenn auch nicht mit Unrecht die Entdeckung schlechter Bücher von den Zeitungsschreibern verlangt werden könne, so glaube er doch nicht eben für seinen Theil verbunden zu sein, sich durch Erwähnung solcher Bücher Haß zuzuziehen. Wahrlich ein sehr naives und offenherziges Geständniß! Und es charakterisirt nicht nur Michaelis, sondern mit wenigen Ausnahmen die gesammte Göttinger g. A. Sie haben von Anfang bis auf die Jetztzeit herben Tadel vermieden, wo es nur möglich war, auch wenn er noth that. Unbedingt lobenswerth ist dagegen der ausgesprochene Grundsatz, daß von Fremden und Unbekannten nie über eine Schrift ein unglimpfliches Urtheil aufgenommen werden solle, sie möge es verdienen oder nicht. „Die Societät,“ heißt es, „steht wenigstens in dem

Gedanken, es hänge die Glaubwürdigkeit der Urtheile, die in ihren Anzeigen gefällt werden, schlechterdings davon ab, daß man keinem eingesandten Lobe seiner selbst, oder seiner Freunde, und keinem Tadel, der von einem Fremden und Unbekannten herrührt, einigen Platz verstatte."

„Ich kann dabei nicht verhehlen," fährt Michaelis fort, „daß man sich beinah über die Unvorsichtigkeit einiger Gelehrten verwundere, die nach einer zu wiederholten Malen geschehenen Verbittung solcher Aufsätze, noch stets fortfahren, Recensionen von ihren eigenen Werken, die voll Lobeserhebungen sind, an die Expedition einzusenden. Sollte man durch den allzuöfteren Anlauf solcher Recensionen gezwungen werden, so muß der Gebrauch darin bestehen, daß man mit der Nennung des Verfassers die eigenen Lobeserhebungen abdrucken ließe und ihnen eine anderweitige unpartheiische Recension hinzufügte. Die Gesellschaft wird sich nie dadurch verwerflich machen, daß sie Dienerin einer fremden Unverschämtheit wird."

Es scheint, die Unverschämtheit bleibt zu aller Zeit dieselbe, nur daß man heut zu Tage nicht mehr so offenherzig hervortritt, sondern sich lieber durch Freunde lobpreisen läßt. Die G. g. A. haben, soviel wir wissen, nur einmal unter Heynes Redaktion von dem Mittel Gebrauch gemacht, unter eine lobende Selbstrecension den Namen des Verfassers zu setzen, und dies geschah dazu noch bei einem Göttinger Gelehrten selbst.

Auch wird die Vorsorge des gnädigsten Mäcenaten (Adolph v. Münchhausen) immer gewissenhaft und unterthänigst erwähnt,

durch die neuerdings wieder die Veranstaltung getroffen sei, daß man die auswärtigen neuen und wichtigen Werke noch in größerer Anzahl, und früher als bisher in Göttingen haben könne.

Über die Art und Weise, wie die Societät die Aufsicht über die G. g. A. ausübte, wird selbst gesagt, daß sie mehr in der Wahl derer, die Arbeiten liefern sollen, bestand, als in irgend einer Beschränkung des Urtheils, welche sie den Mitarbeitern auferlegt hätten.

Die Mitarbeiter dieser ersten Epoche waren Albrecht von Haller, Superintendent Stromeyer für Theologie, Bürgermeister Willich für Jurisprudenz, Hofrath Scheid von 1748 bis 1761 im historischen Fach, Michaelis in den philosophischen, philologischen und historischen Wissenschaften, Dr. Walch in theologischen, v. Selchow von 1754 bis 1763 in juristischen, A. G. Kästner in Mathematik und Philologie, Gatterer seit 1762 im historischen, Prof. Gatzert seit 1764 im juristischen Fache.

Im Allgemeinen läßt sich von den Anzeigen in dieser Periode mit wenigen Ausnahmen sagen, daß sie im Geiste trockener aber getreuer Relationen abgefaßt waren. Sie geben Auszüge aus den anzuzeigenden Büchern, deuten das Neue darin an und machen Bemerkungen zu Einzelnheiten. Ein Gesammtbild erhält man selten durch eine solche Anzeige. Die Ausdrücke des Lobes und Tadels sind allgemein und vag, und kehren immer wieder. Es werden eine Menge nicht wissenschaftlicher, sondern sogenannter allgem. nützlicher Bücher angezeigt, z. B. über die beste Art Butter zu bereiten, oder „Wahre Eigenschaften des Rheinweins,

oder Beweis, daß der Rheinwein bei jetziger in Schwange gehender Weinschmiererei auf keine Weise verfälscht werden könne." Dagegen vermißt man in dieser Zeit gänzlich die Anzeigen von Werken wie Lessings, Mendelsohns u. s. w. Die geistreiche Einleitung bilden gewöhnlich folgende Phrase: „Greifswald und Leipzig, bei Johann Jakob Weilbrecht ist im vorigen Jahre ans Licht getreten: Einl. in die Philosophie durch P. Ahlward." — Bietet sich eine Gelegenheit dar, hohen fürstlichen Personen seine Unterthänigkeit zu zeigen und einige Schmeicheleien zu sagen, so wird dies in der Regel weder von der Universitätscorporation noch von den Anzeigen verschmäht. Als z. B. am 2. Jan. 1755 zufällig drei Prinzen von Hessen der Feierlichkeit des Prorectoratswechsels beiwohnten, schrieb Gesner sofort ein Programm: „**Notitia principum S. R. J. Germanicorum, qui in academiis Germaniae libris operam dederunt**," welches dann im 9. Stück der G. Anzeigen vom Jahre 1755 gebührend angezeigt wurde.

Die Chronik dessen, was sich im gelehrten Fach Göttingens ereignete, steht immer voran, keine Promotion, keine Gelegenheitsdissertation wird anzuzeigen versäumt. Dies geschieht oft auf eine so perückenhafte Weise, daß man sich kaum des Lächelns enthalten kann, z. B. wenn es heißt: „die Muse des Herrn Professor Gesner, von der wir vor drei Jahren als etwas merkwürdiges meldeten, daß sie ihn nach einer überstandenen schweren Krankheit auf einmal gänzlich verlassen, hat ihn wider sein eigenes Verhoffen auf eine merkwürdige Weise wieder besucht." —

Im Gebiet der Theologie steht zwar Michaelis hoch über den theologischen Streitigkeiten seiner Zeit. Man sieht dies z. B. bei dem nicht unberühmten Streit zwischen dem Pastor Elias Friedrich Schmehrsahl, der eine natürliche Erklärung der Geschichte Sauls mit der Betrügerin zu Endor schrieb, wogegen sich Benjamin Bieler, Pastor zu Schweidnitz, im Jahre 1752 erhob und in einer „richtigen Auslegung der Unterredung Sauls mit der Zauberin und dem Gespenste zu Endor" das Dasein von Gespenstern und Zauberei vertheidigte, vor der „weltweisen Wahrscheinlichkeit der witzigen Vernunft" warnte, über die neue Weltweisheit und den Satz des zureichenden Grundes sich in bittere Klagen ergoß und Proben von Hexerei erzählte, die er in Schweidnitz selbst beobachtet habe. Hierauf schrieb denn Schmehrsahl ein zweites Stück von 288 Seiten, und der ganze Streit erregte großes Interesse, Partheiungen und Spannung in der theologischen Welt. Michaelis widersetzte sich kräftigst den scholastischen Breiten und unnützen Erörterungen der damaligen Theologie, wie sie z. B. der Salm-Salm-Kyrburgsche Oberpfarrer Nikolaus Pontizki in seinen „Absichten Gottes und der Menschen bei den Leiden Christi" vortrug. Man muß sich überhaupt den beschränkten Zustand der damaligen theologischen Wissenschaft vergegenwärtigen, um das segensreiche Wirken des freidenkenden Michaelis zu verstehen *).

---

*) Man erhält einen Begriff dieser Beschränktheit schon durch einen Hinblick auf die theologischen Vorlesungen. Nur Casuistik und

Andere theologischen Mitarbeiter, namentlich der Superintendent Stromeyer, waren nicht frei von der theologischen Orthodoxie ihrer Zeit, und wahrscheinlich war es der letztere, welcher in den G. g. A. rühmend erwähnte die vom Superintendenten Winkler geschriebenen: „Untersuchungen des von Gott über die vom Satan besessene Schlange gefällten Urtheils;“ welcher darin unter andern die von den Göttinger Recensenten erwähnten Resultate demonstrirte, daß eine wirkliche Schlange bei dem Geschäft der Verführung Adams durch Eva vom Satan gebraucht sei, und zwar daß es eine Drachenschlange gewesen sei, der Gattung nahe, von welcher Bochart in einem Briefe an Capellum Erwähnung gethan. —

Wir würden leicht aus den Göttinger g. A. noch viel diesem ähnlichen Perückenstaub der theologischen Literatur herausschütteln können, allein wir befürchten, daß er unsern Lesern beschwerlich fiele.

Erfreulich steht dagegen das gesunde Urtheil eines Michaelis, welcher freilich von den theologischen Collegen mehrmals des

---

Polemik blühte, und wurde letztere nicht bloß nach allen einzelnen Glaubensartikeln, sondern auch besonders gegen alle einzelnen Religionspartheien und Secten, namentlich gegen die Freigeister vorgetragen. Außerdem wurde noch von Zeit zu Zeit ein griechischer oder lateinischer Kirchenvater durchgenommen.

Almanach zur hundertjähr. Jubelfeier der Georgia Augusta von G. Schumacher. S. 47.

Unglaubens angeklagt ward und seinen orthodoxen Glauben bei dem Curatorium rechtfertigen mußte.

In anderen Disciplinen wurden die Fortschritte in den Wissenschaften gerade von Göttingen aus und durch die G. g. A. befördert, namentlich die Naturwissenschaften, Physiologie und Arzneikunde durch Haller, in den philosophisch=geschichtlichen Wissenschaften, der Politik, Statistik u. s. w. durch Hofrath Scheid und Gatterer. Man findet z. B. in der überhaupt tüchtigen Recension des Voltaireschen **Siècle de Louis XIV** folgende Bemerkung: „Die Geistlichkeit Frankreichs, sage Herr von Voltaire, sei nicht so reich als man sie mache. Sie habe nur ungefähr 80 Millionen Einkünfte und dies sei für 250,000 Geistliche nicht zu viel, — aber, sagt der Göttinger Recensent (Scheid?) 250,000 Geistliche sind zu viel für Frankreich, und der nichtsbeitragende Theil der Nation ist zu reich gegen den Theil, auf dem alle Lasten liegen."

Eine solche Bemerkung wäre vielleicht im Jahre 1789 nicht auffallend gewesen, aber im Jahre 1753 war es gewiß kühn und neu, sie auszusprechen. Wäre Spittler zu jener Zeit schon in Göttingen gewesen, wir würden ihn für den Recensenten halten, denn Göttingen hat nie einen Mann mit feinerem politischen Blick besessen, als ihn. Doch darüber später Mehreres.

Am Schluß dieser ersten Periode sei es uns noch erlaubt, über Hallers Wirksamkeit für die G. g. A. das anzuführen, was Pf. Marx am 2. Jan. 1837 in diesen Blättern darüber sagte:

„Wer prüfend auch diese seine Leistungen durchgeht, dem ergibt sich, daß er den Ärzten und den Naturforschern die Aufgabe stellte, das Überlieferte zu achten, weiter auszubilden; das Wissen fremder Nationen zum eigenen umzugestalten; die Bestätigung einer gewonnenen Erfahrung einer neuen Entdeckung gleich zu achten, immer auf die Stimme der Natur zu hören, einfach zu bleiben in Ausdruck wie in der Handlungsweise, an den Versuch, an die Induction sich zu halten und vor unbegründeter Annahme sich zu bewahren."

Eine neue Epoche der Göttinger Anzeigen datirt von der Redaktion Heyne's seit dem Jahre 1770 und reicht bis zu seinem Tode (4. Juli 1812).

Heyne hat unendlich mehr gethan, unsere Literatur zu der Bildungsstufe, auf der wir stehen, zu erheben, als unsere Zeit anzuerkennen bereit sein möchte. Wir halten zu leicht an einzelnen Erscheinungen, als den Blüthen des vorigen Jahrhunderts fest, um aus ihnen den Fruchtreichthum zu erklären, auf den wir so stolz sein können, und werden dadurch ungerecht gegen andere. Nicht Lessing und Göthe, oder Kant und Herder allein, sondern sie Alle, Wieland und Klopstock, Mendelssohn und Winkelmann, Basedow, Schiller, Jean Paul, Bürger, selbst untergeordnetere Geister wie Klotz, Nicolai, Gleim, Stollberg ranken als Blüthen an dem großen Weinstocke deutscher Literatur, Wissenschaft und Kunst, und der edle Saft, mit dem wir seit unserer Jugend getränkt sind, ist nicht aus einer Traube gekeltert,

sondern aus allen, mag auch die Sonne alle nicht gleich vollkommen gereift haben.

Jeder hat an seiner Stelle, mit seinen Mitteln und Kräften das Seinige gethan. So hat Heyne für das höhere Verständniß des Alterthums, für Erhebung desselben aus dem Staube engherziger Schulgelehrsamkeit zu wahrhaft humaner Anwendung im Leben unendlich viel gewirkt und viel von diesem seinem Wirken ist niedergelegt in den G. g. A. Durch sie behielt er 42 Jahre eine Stimme im Publikum und nach dem Zeugnisse seines Schwiegersohnes Heeren hat er gegen 7 bis 8000 Recensionen, etwa 20 Bände der G. g. A., geschrieben.

Daß nicht alle diese Anzeigen und Recensionen von unbedingtem oder nur gleichem Werth sind, oder von großem Einfluß auf die Wissenschaft, versteht sich von selbst und erklärt sich theils aus seiner Überhäufung mit Geschäften, zum Theil aus der Pflicht des Redakteurs, die ihm auferlegte, viele unbedeutendere Bücher, namentlich die sogenannten gemeinnützigen, kurz alle die anzuzeigen, zu denen sich sonst kein Recensent fand. Aber sobald ein Werk in sein Fach, in das der classischen Literatur und Kunst, einschlug, war er bemüht, den Geist des Werkes darzulegen, seine Brauchbarkeit und seinen Werth im Ganzen zu bestimmen, und anzugeben, wie viel die Literatur dadurch gewonnen habe. Alle seine Anzeigen sind aber im Geiste jener kritischen Gerechtigkeit und Mäßigkeit geschrieben, die weder in den Himmel erhebt und das Lob mit vollen Händen ausstreut,

24 *



noch mit Bitterkeit tadelt und schmähet. Eine gewisse Ängstlichkeit, Behutsamkeit, Rücksichtnahme war nicht nur in dem allgemeinen Göttinger Wesen begründet, sondern lag auch ursprünglich in seinem Charakter. Er mochte sich, so wenig wie Michaelis, gern Feinde machen, er hob wie dieser lieber das Gute heraus, und tadelte das Schlechte nur mit wenigen Worten.

Wir dürfen nicht verhehlen, daß diese Ängstlichkeit oft in Schwäche ausartete, wenn auch Heeren, nicht frei von demselben Fehler, zu Heynes Entschuldigung sagt: „soweit ging seine Behutsamkeit nicht, daß er blos referirt, daß er nicht seine Meinung gesagt hätte; darin ließ er auch durch einen dictatorischen Ton sich nichts vorschreiben; denn Freiheit des Geistes war in seinen Augen das Erste und das Letzte. Wenn er gleich nicht gegen seine Überzeugung sprach, so blieben allerdings die äußern Verhältnisse des Schriftstellers bei ihm nicht ohne Einfluß. Den schon Niedergedrückten noch tiefer niederzudrücken, war gegen sein Gefühl. Vor allen bei Anfängern, wo er ein aufblühendes Talent erblickte: nie war sein Ton milder, schonender als hier.“

Tadel, herber Tadel thut oft sehr noth, und ist er nur gerecht, so ist nichts heilsamer für den Schriftsteller und selbst für das Publikum, wie Tyrannei oft wahre Freiheit mehr befördert, als schwächlicher Constitutionalismus. Nichts protegirt die leidige Mittelmäßigkeit so sehr, als ein solches mildes Ur=

theil, das alle Mängel und Fehler mit dem Mantel christlicher Liebe bedeckt und das wenige Gute als Außerordentliches lobt.

Heyne war zu sehr ein Kind seiner Zeit, wie seine „devoteste Dankbarkeit und Attachement" gegen Münchhausen und höhere Personen, wie seine „unterthänigste Devotion und Attachement an Göttingen," die freilich damals als eine Haupttugend galt, beweiset, als daß er immer kühn, auch in der Literatur, seine Meinung oder die bessere Wahrheit hätte geltend gemacht. Seine Tugenden waren mehr negativer Art. Er suchte jede kritische Ungerechtigkeit, jede offenbare Partheilichkeit zu verhindern, der Sectirerei vorzubeugen, den Ton des Anstandes und der Würde in seinen Blättern als den herrschenden zu erhalten. Er gab nie zu, daß ein erklärter Gegner der Recensent eines wissenschaftlichen Werkes werde. Von kleinen Kunstgriffen, eine gute oder schlechte Recension zu erhalten, ist weder unter Heyne's Redaktion noch später bei diesen Blättern die Rede gewesen, nicht einmal der Verdacht bei Unzufriedenen. Der eigene Verlag der Societät der Wissenschaften hat Buchhändlerinteressen, die leider bei so manchem kritischen Blatte unserer Zeit das entscheidende sind, von vornherein fern gehalten. Höher als dies aber, müssen wir es erachten, daß Heyne die G. g. A. niemals als Organ benutzt, seine eigenen Streitigkeiten, z. B. mit Voß, auszufechten.

Daß der Charakter der Anzeigen sich unter seiner 42jährigen Redaktion nicht durchaus gleich blieb, ist wohl natürlich,

denn es wechselten nicht nur die Mitarbeiter, sondern auch die großen Ereignisse jener Zeit übten trotz allen Widerstandes einen mächtigen Einfluß auf Personen und ihre Ansichten. Wer hätte auch im Jahre 1812 noch ganz über Völker und Menschheit bezügliche Dinge, oder auch nur über Poesie und Literatur eben so denken können als 1770, mochte er auch ruhig als Professor in Göttingen gesessen haben.

Im Allgemeinen hatte Heyne den Vortheil, welchen die G. g. A. durch ihre Verbindung mit der Bibliothek erhielten, wohl erkannt und suchte ihn möglichst geltend zu machen. Es sind nämlich in der Regel die für die Bibliothek angeschafften Bücher, welche in den Anzeigen besprochen werden. Nach ihrer Eintragung in die Kataloge werden dieselben sofort an die Redaktion der G. g. A. überliefert, und von dieser an die Recensenten vertheilt. Dadurch entstand das enge Verhältniß der Anzeigen zu dem Wachsthum der öffentlichen Bibliothek. Die großen und kostbaren Werke des Auslandes, welche die Bibliothek am sichersten und frühesten erhielt, wurden regelmäßig hier zuerst, wenn nicht am frühsten angezeigt.

Dadurch leisteten denn die G. g. A. dem Publikum, welches in ganz Deutschland keine andere Gelegenheit hatte, sich von solchen Werken Kunde zu verschaffen, einen werthvollen Dienst und dadurch werden sie ein bleibendes Interesse erhalten, das sie vor allen andern Journalen auszeichnet.

Es gibt wohl in der ganzen Welt kein Blatt, in dem

so viel ausländische Werke angezeigt und zum Theil gewürdigt werden, als in diesen Blättern. So sind unter der Heyne'schen Redaktion vollkommen so viel ausländische Bücher, namentlich englische, französische, schwedische, italienische und russische, und zwar vorzüglich historische und geographische, das Alterthum, Archäologie, Literatur, die Natur- und Arzneiwissenschaften betreffende, ausführlich angezeigt, als deutsche.

In den einzelnen Disciplinen war die Besetzung mit Recensenten bald mehr bald weniger vollständig, je nachdem diese Fächer selbst bei der hiesigen Universität mit tüchtigen Leuten besetzt waren und nachdem diese Lust und Liebe zu Arbeiten für die G. g. A. bewiesen. Es prädominirte aber immer Philologie und Geschichte.

Gehen wir jetzt einzelne Disciplinen durch und suchen wir in den Geist derselben durch unmittelbare Anschauung einzudringen. Durch Vorlegung einzelner charakteristischer Bruchstücke von Recensionen und Anzeigen hoffen wir dem Leser nicht nur ein ein treues lebenvolles Bild der Art und Weise zu geben, wie die verschiedenen Wissenschaften in Göttingen angesehen wurden, sondern ihm auch den Zeitpunkt zu vergegenwärtigen, auf welchem die Wissenschaften und Künste vor 50 und mehreren Jahren standen.

Keiner Disciplin ist von jeher Göttingen abgeneigter gewesen, als der speculativen Philosophie und der reinen Metaphysik, und doch bekam es dann und wann **nolens volens** damit

zu thun. Das Historisch = philosophische, welches an der Gestaltung des Einzelnen haftet, und die empirische Naturforschung, sind davon die entgegengesetzten Pole.

Zu der Zeit, als Heyne die Redaktion der G. g. A. übernahm, hatte Feder (geb. 1740, † 1821 als geh. Justizrath zu Hannover), den philosophischen Lehrstuhl inne und er recensirte nebst Garve die philosophische Literatur. Feder war Anhänger der eudämonistischen Tendenz der Wolf'schen Sittenlehre, und hielt die Glückseligkeit für den Daseinszweck aller lebenden Wesen. Gut war ihm dasjenige, was mit der Glückseligkeit der einzelnen und aller lebenden Wesen übereinstimmte, Tugend, das wahrhaft Gute frei zu wollen.

Zu Leibnitzischen Ideen und rein metaphysischen Gedanken vermochte er, wie auch sein College Meiners, sich schwer zu erheben. Sie ergingen sich gern und gemüthlich in dem Praktisch = Nützlichen, das sich nur durch den kosmopolitischen Standpunkt zu etwas Höherem aufschwang und an höhere Beziehungen anknüpfte.

Ernst Platner, Christoph Lossius, Nicolaus Tetens, Ulrichs und Gellert fanden an ihnen warme Vertheidiger und Lobredner.

Als 1781 Kants Kritik der reinen Vernunft erschienen war, und im folgenden Jahre die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland auf sich lenkte, bekämpfte auch Feder diese „sonderbare Philosophie, deren Erfolg nur Verwirrung der Begriffe und der

Sprache sein könnte.“ Er behauptete gegen Kant, daß es schlechterdings keine andere Nothwendigkeit der menschlichen Erkenntniß und der Wahrheit gebe, als diejenige, die sich auf Gefühl und Wahrnehmung gründe, und daß die allgemeinen Urtheile, die über die wirklich gehabte Erfahrung und Wahrnehmung hinausgingen, auf nichts Anderem beruhten, als auf dem Gesetze unseres Verstandes, welches uns antreibe und befehle, die Übereinstimmung aller unserer gewissen Erkenntnisse, das heiße, innere und äußere Erfahrung, Empfindung, Wahrnehmung, gemäß zu schließen, zu erwarten, zu vermuthen und so unsere Urtheile ins Allgemeine fortgehen zu lassen.

Der Philosoph, behauptete Herr Feder, müsse in gewissen Dingen schlechterdings nicht mehr wissen und bestimmen wollen, als was einem Jeden der gemeine Menschenverstand zu erkennen gebe. Und trotz aller dieser Grundwidersprüche gegen Kants Principien faßte Feder in der bescheidenen und zahmen Weise der G. g. A. das Hauptresultat seiner Entgegnung gegen Kant nur dahin ab: „daß Herr Kant sich zu stark und zu hart ausgedrückt habe.“

Diese Federsche Kritik findet sich jedoch nicht in der damals in der literarischen Welt Scandal erregenden Recension der Kritik der reinen Vernunft in den G. g. A., sondern in der Anzeige seiner Gegenschrift gegen Kant. Jene berüchtigte Recension in der Zugabe zu den G. g. A. vom Jahre 1782, Stück 3, S. 41 abgedruckt, ist von Garve. Die Göttinger haben diese

Anzeige, so weit sie überhaupt entschuldigt werden kann, durch eine Verstümmelung, welche dieselbe wegen des beschränkten Raumes dieser Blätter von der Redaktion erlitten habe, zu entschuldigen gesucht *).

Wir können hier leider diese Anzeige nicht ganz abdrucken lassen, müssen aber den Gang derselben schon des Aufsehens willen verfolgen, den sie zu ihrer Zeit erregte.

„Dieses Werk," heißt es zu Anfang, „das den Verstand seiner Leser immer übt, wenn auch nicht immer unterrichtet, oft die Aufmerksamkeit zur Ermüdung aufregt, zuweilen ihr durch glückliche Bilder zur Hülfe kommt, oder sie durch unerwartete gemeinnützige Folgerungen belohnt, ist ein System des höheren, oder wie es der Verfasser nennt, des transcedentellen Idealismus, eines Idealismus, der Geist und Materie auf gleiche Weise umfaßt, die Welt und uns selbst in Vorstellungen verwandelt und alle Objecte aus Erscheinungen dadurch entstehen läßt, daß sie der Verstand zu einer Erfahrungsreihe verknüpft und daß sie die Vernunft in ein ganzes und vollständiges Weltsystem auszubreiten und zu vereinigen, nothwendig, obwohl vergeblich, versucht."

Es werden dann die Hauptsätze der Kritik der reinen Ver-

---

*) G. Hugo Beiträge zur civilistischen Bücherkenntniß der letzten vierzig Jahre. Band I. Seite 39. — Hugo in den Gött. g. A. bei Anzeige der sämmtl. Werke Spittlers. 1837. Stück 68. S. 676.

nunft auf eine höchst oberflächliche und schiefe Weise zusammen gefaßt, zuweilen mit Gegenbemerkungen verflochten.

Wir theilen hier noch den Schluß der Anzeige mit.

„Der letzte Theil des Werkes, der die Methodenlehre enthält, zeigt zuerst, wofür die reine Vernunft sich hüten müsse, das ist die Disciplin, zweitens die Regeln, wornach sie sich richten müsse, das ist der Canon der reinen Vernunft. Den Inhalt davon können wir nicht genauer zergliedern; er läßt sich aus dem Vorhergehenden schon gutentheils abnehmen. Das ganze Buch kann allerdings dazu dienen, mit den beträchtlichen Schwierichkeiten der speculativen Philosophie bekannt zu machen; und den auf ihre eingebildete reine Vernunft allzustolz und kühn sich verlassenden Erbauern und Verfechtern metaphysischer Systeme manchen Stoff zu heilsamen Betrachtungen vorhalten. Aber die Mittelstraße zwischen Skepticismus und Dogmatismus, den rechten Mittelweg, mit Beruhigung, wenn gleich nicht mit völliger Befriedigung zur natürlichen Denkart zurückzuführen, scheint uns der Verfasser nicht gewählt zu haben. Beide, dünkt uns doch, sind durch ihre Merkmale bezeichnet. Zuvörderst muß der rechte Gebrauch des Verstandes dem allgemeinsten Begriffe von Rechtverhalten, dem Grundgesetz unserer moralischen Natur, also der Beförderung der Glückseligkeit entsprechen. Wie daraus bald erhellt, daß er seinen eigenen Grundgesetzen gemäß angewendet werden müsse, welche den Widerspruch unerträglich, und zum Beifall Gründe, bei Gegengründen überwiegend dauer-

hafte Gründe, nöthig machen: so folgt daraus auch eben, daß wir an die stärkste und dauerhafteste Empfindung, oder den stärksten und dauerhaftesten Schein, als an unsere äußerste Realität uns halten müssen. Dies thut der gemeine Menschenverstand."

Dieses Raisonniren des gesunden Menschenverstandes, dieses Mittelweghalten, dieses Kleben an dem gewöhnlichsten Sensualismus, galt in Göttingen für Philosophie.

Als im Jahre 1785 Kants Grundlegung zur Metaphysik der Sitten erschienen war, stellte Feder derselben seine Theorie von der Glückseligkeit ihren Hauptsätzen nach entgegen und obgleich er wiederum weder das Prinzip noch die Hauptgrundsätze Kants als richtig anerkennen konnte, schloß er seine Anzeige damit: Wir lernen sonst gern von dieser meisterhaften Dialektik, und sind weit davon entfernt, der tiefsinnig und mühsam angelegten Philosophie des Verfassers ihr Verdienst auf allseitige gründliche Erörterung, so wenig als ihre endliche Vereinbarkeit mit derjenigen Philosophie, auf die wir uns bei unsern Vorträgen einschränken, abzusprechen. Aber gestehen müssen wir es, die rein philosophische Kaltblütigkeit, Mäßigung, Unpartheilichkeit haben wir hier und da mehr als uns lieb sein konnte, vermißt" *). Was würde Feder erst zu den Expectorationen späterer Philosophen gesagt haben?!

---

*) G. g. A. Jahrgang 1785. Stück 172. S. 1739.

Diese unspeculative und unphilosophische Ansicht Feder's, Garve's und Meiner's durchzieht die ganzen G. g. A. Wir wollen nur noch ein Beispiel aus dem Jahre 1785 hervorheben.

Bei Gelegenheit der Briefe Jakobi's an Mendelssohn über die Lehre des Spinoza, äußert sich der Recensent bei dem bekannten Ausspruche Jakobi's, daß die Vernunft die Dogmatiker zu Schanden mache, und die Natur die Skeptiker, ordentlich zornig folgendermaßen: „ja in sofern nämlich, als jene Raisonneurs nicht wissen, oder nicht wissen wollen, was einziger Grund und danach sich bestimmende Grenze aller echten gründlichen Erkenntniß ist, demzufolge nicht bedenken, daß die menschliche Weisheit dadurch allein besteht, daß sie zur rechten Zeit zu fragen und zu antworten aufhört, mit analogischen, den gewiß Erkannten gemäßen Vermuthungen am Ende sich begnügt, und sich nicht einfallen läßt, auf deutliche bestimmte, positive oder negative Begriffe zu bringen, oder kurz begreifen zu wollen, was nicht zu begreifen ist. Aus Vernachlässigung dieser Grundregeln entsteht immer scholastische, barbarische Wortphilosophie, und am Ende wenn man fortfährt, wo man angefangen hat, ist Atheismus oder absoluter Skepticismus, oder eine andere Verkehrtheit unvermeidlich."

Zur Charakterisirung Feders, dieses sonst so gutmüthigen und menschenfreundlichen Mannes mag hier noch gesagt werden, daß er sich gegen die, zu der Zeit von Sonnenfels und Andern so heftig angegriffenen Tortur, nicht zu erklären wagte, sondern

sie in den G. g. A. als ein zweckmäßiges nicht zu umgehendes Mittel, die Wahrheit zu erforschen, anführte.

Schulze, der Verfasser des Aenesidem, 1810 bei Aufhebung der Universität Helmstädt nach Göttingen versetzt, scheint jedoch schon vor dieser Zeit Antheil an philosophischen Recensionen der G. g. A. genommen zu haben. Meiners, der über alles schreibende, der Mitarbeiter an so vielen Magazinen und Zeitschriften, der selbst mit Spittler ein historisches Magazin herausgab und dasselbe mit einer Geschichte des Werthes, welchen die verschiedenen Völker auf die Jungfrauschaft legten, anfing, war weniger thätig bei den G. g. A., als man es hätte vermuthen sollen. Als Philosoph stand er mit Feder auf derselben Stufe. — Auch Haller schrieb bis 1770 Kritiken über philosophische Werke, aber ohne Bedeutung. Obwohl im Jahre 1791 Bürger und Bouterweck von ihren Lehrstühlen Kantische Philosophie zu dociren anfingen, so fanden sie doch bei der anti-kantianischen Stimmung der sämmtlichen übrigen Lehrer, die die Jugend von den verderblichen Einflüssen dieser Philosophie zu schützen und zu wahren suchten, wenig Unterstützung und Begeisterung und in den gelehrten Anzeigen kein Organ für ihre Lehrmeinung. Bouterweck ward erst thätiger Mitarbeiter der G. A., als er sich schon längst inniger an die Gefühlslehre Jakobis angeschlossen hatte.

Als 1792 Fichte's Kritik aller Offenbarung erschienen war, rühmten die G. A. die Bündigkeit, Deutlichkeit und Präcision des Vortrags, die Feinheit und Eigenthümlichkeit der Bemer-

kungen, die Ruhe und Vortrefflichkeit im Ganzen der Untersuchung. Der Referent, wahrscheinlich Bouterweck, folgte dem Inhalte des Buches von §. zu §. und theilte nur hier und da unwesentlichere Gegenbemerkungen mit.

Als Fichtes Wissenschaftslehre erschien, hatte Bouterweck schon die Überzeugung gefaßt, die Kant'sche Philosophie könne sich gegen den Skepticismus nicht halten, und daß ohne ein Reales, ein Sein, kein Wissen und kein Denken möglich sei.

Er war es wahrscheinlich, der 1798 in einer sehr ausführlichen Darstellung die Einseitigkeiten der Fichte'schen Wissenschaftslehre, zum Theil vom Standpunkt des Kriticismus aber auch schon zum Dogmatismus hinneigend, aufdeckte.

Es findet sich diese beachtungswertheste und umfangreichste aller philosoph. Recensionen, welche die G. A. je geliefert haben, in den Stücken 76, 84, 96 und 120 der G. A. Sie folgt der Fichte'schen Lehre von Satz zu Satz in die feinsten logischen und metaphysischen Subtilitäten, wirft Zweifel auf, sucht Widersprüche nachzuweisen und kommt zu dem Resultat, „daß das Kunststück der Wissenschaftslehre darin liege, daß aus logischen Grundsätzen materielle Sätze deducirt und diese wiederum aus jenen erwiesen würden."

Diesem Kunststücke komme die scholastische Sprache sehr zu statten, um es zu verstecken, und sei dies mit einer Geschicklichkeit ausgeführt, hinter der alle Sophisten alter und neuer Zeit

als Stümper zurückblieben, das aber, sobald es aufgedeckt sei, als das πρῶτον ψεῦδος der Wissenschaftslehre erscheine, und eine sehr ungünstige Erwartung für das ganze System errege, das auf so schlechtem Grunde ruhe. Was Fichte bis jetzt mit allem Scharfsinne erwiesen habe, laufe darauf hinaus: Wenn das Ich Etwas denkt, so denkt es etwas. Denkt es das Gegentheil von Etwas, so denkt es Nichts. Damit fange bisher alle Logik an.

Die Anzeige schließt: „Was, außer dem sich selbst widersprechenden und ganz verfehlenden Zwecke, der Wissenschaftslehre noch zum besondern Vorwurfe gereicht, ist die Manier der Entwickelung und der scholastischen Terminologie. Welchen verderblichen Einfluß müßte eine solche Manier zu philosophieren, in einer so abentheuerlichen, einförmigen und für jeden unverstimmten Geschmack lächerlichen Sprache haben, sofern sie herrschend werden sollte, auf Geistesbildung und Geschmack der Nation äußern. Ein Gericht Knochen auf einer sonst schon gut besetzten Tafel, macht bei den Gästen kein Glück, gesetzt auch, daß in den Knochen Mark steckte."

In demselben Geiste wird 1800 im Stück 92 Fichte's Bestimmung des Menschen angezeigt.

Es wird die praktische Seite dieses Buches, „daß es eine Menge tröstlicher, herzerhebender Gedanken enthalte, mit Begeisterung gedacht und mit Begeisterung vorgetragen," eben so sehr gelobt als die wissenschaftliche getadelt. Es biete namentlich die

Glaubenslehre nichts Neues. „Wir fragen nur, gründet der Verfasser seinen Glauben auf sein Wissen, oder sein Wissen auf seinen Glauben. Das ist es gerade, was wir so bestimmt als möglich verstehen möchten," sagt Bouterweck. „Und in der Art, wie sich Fichte hier äußert, scheint sein Idealismus sich selbst sonderbar mitzuspielen."

„Man sieht hier nichts als ein abwechselndes ὕστερον πρότερον, wo der Anfang nach Belieben auf das Ende und das Ende als der Anfang gesetzt wird. Daß es hier etwas zu bedenken gibt, das der dogmatische Idealismus nicht gern bedenken möchte, beweiset unter andern auch die dreifache Gestalt, in der die Wissenschaftslehre vom Verfasser selbst aufgestellt ist; zuerst demonstrativ mit dem Ansehen einer neuen Metaphysik. Von der Formel A = A wollen sie zu der Überzeugung führen, daß das Ich der einzige Grund, die Grundidee oder die absolute Realität ist. In der zweiten Exposition der Wissenschaftslehre wird eine intellectuelle Anschauung postulirt. Und jetzt erscheint nun die Philosophie gar als das Resultat eines Glaubens, nach dessen Bedeutung wir eben fragen."

Eben so feindselig wird gegen Schelling gekämpft. Sein System des transcendentalen Idealismus ist im 74. Stück des J. 1801 angezeigt. Fängt diese Anzeige auch mit dem Lobe an: „Noch keinem philosophirenden Kopfe aus der Schule des transcendentalen Idealismus ist nach der Einsicht des Rec. die überredende Darstellung und die syllogistische Verbindung aller

wesentlichen Theile dieses Systems so gut gelungen, als Hrn. S. in diesem Buche. Wen es auch nur als eine metaphysische Dichtung interessirt, den wird doch keine Dichtung älterer Metaphysiker durch kühnere Gedanken, sinnreichere Verwickelung und Auflösung und einen so wirklich epischen Schwung befriedigen. Das Ich, das in diesem Systeme alles thut, wäre dann Held der Epopoe im höchsten Sinne des Worts, da seine wunderbar verwickelte Thätigkeit zugleich eine ewige Selbsterzeugung und Selbstgeburt ist, so hält der Rec. das Ganze doch nur für einen Versuch, die Existenz der Natur aus Gesetzen des Ich zu erklären, den man zur „logischen Gemüthsergötzung" allerdings einmal anstellen könne.

„Und eine solche Philosophie, ruft er aus, die weiter nichts kann, als nach allen willkürlichen Voraussetzungen sich selbst doch nur bis zu dem Punkte durchsetzen, wo die vernünftige Wißbegierde von neuem anfängt; diese Philosophie, die durch metaphysische Demonstrationen das Objective aus dem Subjectiven erklären, oder wie sie es nennt, deduciren will, und die Bestimmtheit keines einzigen Objectes erklären kann, da sie das einzig und allein bestimmende (das Ich) immer zur freien Disposition behält; eine solche Philosophie will die Vernunft befriedigen und jedes andere transcendentale System stürzen?"

Doch wir haben vielleicht schon zu viel dieser „Studien" der Philosophieansichten aus den G. A. angeführt und verweisen den, welcher sich mehr dafür interessirt, noch auf die Anzeige:

„Differenz des Fichte'schen und Schelling'schen Systems der Philosophie von G. F. Hegel," G. g. A. Jahrg. 1802. Stück 49, des Schelling'schen „Bruno" im 150. Stück, und „Erster Entwurf eines Systems der Naturphilosophie von Schelling," im 198. Stück desselben Jahrgangs.

Den Standpunkt Göttingens zu der neueren Philosophie bezeichnet sehr treffend Lücke, wenn er in Plancks Biographie von seiner Studienzeit (1812) redend sagt: „Wir wurden in Göttingen in den philosophischen Schulen eben nicht gewöhnt, der jedesmaligen herrschenden philosophischen Richtung schnell zu folgen, im Gegentheil hörte man fast nur Widerlegung und Warnung, ja zornige Abwehr." Dieselbe Abneigung gegen alle speculative Philosophie lebte aber fortwährend in den G. g. A. zum Theil noch gegenwärtig. Denn Wendt war nicht energisch genug, dagegen seine aus dem Hegelschen und Krauseschen System vermittelte Ansicht geltend zu machen, und Herbart benutzt dieselben nur zur Empfehlung seiner noch immer in den Anfängen begriffenen Lehre und Schule. Doch wir werden hierauf später zurückkommen.

So wenig also auch für die Anerkennung oder Weiterförderung der neueren Philosophie durch die G. g. A. geschah, so war der Einfluß der Philosophie auf die einzelnen Zweige der Wissenschaften doch so mächtig und umwälzend, daß sich Göttingen in verschiedenen Disciplinen der Kantschen Philosophie nicht entziehen konnte.

Stäudlin, seit 1790 nach Göttingen berufen, war ein begeisterter Anhänger der Kantschen Philosophie und einer ihrer ersten wirksamen Verkündiger und Verfechter in der Theologie. Aber auch er erging sich mehr in dem praktischen Theile der Philosophie als in der Speculation.

Dagegen vertrat sein Landsmann Gottlieb Jakob Planck den ruhigen, langsam nachgehenden Gang, den historisch forschenden und Lösung suchenden Charakter Göttingens, das sich nur hie und da aus der Speculation etwas aneignete.

Neben ihm, der als ruhiger und besonnener Beobachter dastand, schoß der Rationalismus der Semmlerschen und Kantschen Schule üppig empor; Planck hielt sich an die überwiegend ethische und praktische Schätzung und Begründung der christlichen Religion. Er konnte sich, nach Lücke, jener Geistesrichtung nicht ganz hingeben, und doch raubte sie ihm die volle supernaturalistische Zuversicht, das alte unbedingte Vertrauen zum Positiven, während der tiefere durch Schelling und Fichte angeregte Idealismus, mit seinen Neigungen zu einer mystischen Tiefe, aber auch mit seiner gänzlichen Rücksichtslosigkeit auf das Christenthum, ihm keinen Ersatz gewährte.

Planck hob sich zwar nicht über die positiven Offenbarungsbegriffe des Christenthums und der historische Beweis galt ihm fortwährend als Hauptbeweis für die christliche Offenbarung, aber es war ihm dies nicht die Hauptsache, sondern das allgemein Menschliche, das Praktisch-Vernünftige und Wahre hielt

er, je länger er lebte, je mehr für den wesentlichen Inhalt des Christenthums.

Lücke sagt von ihm: wir fanden ihn mehr zurückhaltend als mittheilend, mehr vorsichtig als zuversichtlich. In streitigen Punkten trat dies besonders hervor, er liebte dabei mehr das abwägende Suchen nach Wahrheit als die Entscheidung. Er zögerte und hemmte; er wollte weder sich noch uns den rollenden Wagen der neueren Kritik anvertrauen, er fürchtete den überschnellen Lauf, aber wie es schien mehr wegen des schädlichen (?) zu frühen Ankommens, als weil er den Weg und das geahnete Ziel selbst schon für den unrichtigen gehalten hätte.

Wir haben diese Charakterisirung Plancks anführen müssen, weil wir aus ihr auch den Geist seiner Wirksamkeit für die G. g. A. kennen lernen. Es war dies ein Geist, welcher der verstockten Orthodoxie seiner Zeit, wie der mystischen und speculativen Richtung im Anfang unsers Jahrhunderts eben so fern und feind war, als dem häufig flachen Rationalismus der allgemeinen deutschen Bibliothek, ein Geist, der sich an den Zweifeln über das Positive nur durch um so festeres Anklammern an das ethische und wahrhaft Menschliche im Christenthum zu erheben wußte. Planck kämpfte auf das Entschiedenste gegen jede Identificirung der Speculation und der Offenbarung und bezeichnete denselben als einen modernen Naturalismus, wodurch das historische und positive Moment des Christenthums verschoben, seiner Selbstständigkeit und Kraft beraubt würde. Er wollte das Christenthum als ein ethisches Werk aufrecht erhalten und

behauptete, daß es nicht mehr Christenthum bleibe, sobald man die Resultate der Speculation hineintrage.

Irrte er auch, wenn er lediglich auf den Grund der historischen Documente das Christenthum rechtfertigen und vertheidigen zu können glaubte, so hatte er doch recht, daß es als ein mit den ethischen und menschlichen Wesen Übereinstimmendes sich selbst zu allen Zeiten rechtfertige, als solches unmittelbar erkannt werden könne auch ohne die weiteren immer gefährlichen Umwege der Speculation.

Aus der speculativen Gottesidee selbst alle christlichen Begriffe zu construiren, wie dazu der moderne Supernaturalismus (in der Fichteschen Zeitschrift) und die Hegelschen Theologen die Anforderung machen, macht die Speculation zur Herrin, oder doch zur Richterin, Prüferin und Beaufsichtigerin des Christenthums, und unterwirft Worte und Historie einer nicht blos sprachlichen und historischen Deutung. Kann unsere Zeit nicht mehr mit den historisch-christlichen Ideen und Begriffen auskommen, nun gut, so mag sie dies eingestehen, aber sich nicht vorheucheln, es sei das historische Christenthum, an das sie glaube. Dieses Heucheln ist die große Sünde, an der der Fortschritt seit tausend Jahren gescheitert ist.

Doch irren wir nicht zu weit ab von unserm Ziele. — Die Göttinger g. A. verdanken Planck fast 50 Jahre lang die geistreichsten und interessantesten Urtheile und Anzeigen. Aber es war die vorhin erwähnte Seite nicht die einzige, wie er für sie thätig war. Planck hatte durch seine Geschichte des prote=

stantischen Lehrbegriffs, so wie später durch seine Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung, die Grundlage zu allen späteren Forschungen auf diesem Gebiete gelegt. Er hatte durch gründliches Quellen- und Sprachstudium, geistreiche Pragmatik, seltne Unbefangenheit und edle Mäßigung Eingang und Achtung bei Katholiken wie Protestanten gefunden. Aber was mehr war, als diese Beschäftigung mit der älteren Kirchengeschichte, er verlor die kirchlichen Erscheinungen seiner Zeit nie aus den Augen, sondern suchte dieselben vielmehr zur öffentlichen Berathung und Beurtheilung zu ziehen. Seine Schriften über diese Gegenstände zeugen von einem durch die Geschichte geläuterten Blick voll Billigkeit und Klugheit. In ihnen wie in seinen derartigen Anzeigen und Recensionen in den G. g. A. sprach er, wo sich Gelegenheit darbot, „Worte des Friedens." Von einer Vereinigung des Katholicismus und Protestantismus, so sehr sie auch in der Idee der christlichen Kirche liege, rieth er um eben dieses Friedens willen ab, weil die Differenzpunkte noch zu wesentlich und scharf seien. Als einzigen richtigen Weg zu einer solchen Vereinigung bezeichnete er die wachsende Einsicht und fortgesetzte Belehrung auf beiden Seiten über das Gemeinsame und das Eigenthümliche beider Confessionen, und das Unchristliche des gegenseitigen Hasses und der Eifersucht.

Daß Besprechungen der Art auf dem Gebiete der Theologie und Kirche von dem größten Einfluß gewesen sind, läßt sich wohl nicht bestreiten, schwer aber messen, wie groß derselbe gewesen sei.

Sein Biograph sagt über seine Thätigkeit für die G. g. A.: „Unsere Anzeigen verdanken Planck fast 50 Jahre lang die interessantesten theologischen Recensionen, besonders im historischen Fache. Diese Ausdauer muß man ihm um so mehr anrechnen, da mit den Jahren der Sinn für diese Art der Arbeit abnimmt und unverkennbar ist, daß der Werth derselben in unserm Vaterlande, ob mit Recht oder Unrecht, — seit länger als einem Jahrzehend gefallen ist. Nach der Weise unseres Blatts beschränkte er sich meist auf kurze Anzeigen und Urtheile, nach seiner Gemüthsart im Lob wie im Tadel fein und mäßig."

Wir hätten gewünscht, Lücke hätte einige der hauptsächlichsten Arbeiten Plancks angeführt. So haben wir selbst nach einem Beispiele seiner Thätigkeit gesucht, und glauben die folgende Anzeige Planck zuschreiben zu dürfen, wenn sie nicht von Spittler herrührt, für den innere Gründe gleich sehr sprechen. Das Interesse, welches die Kölner Ereignisse noch fortwährend zu erhalten wissen, legt es uns gleichsam als Pflicht auf, von dieser Anzeige eine weitere Mittheilung zu machen.

„Frankf. u. Leipzig. Resultate des Emser Congresses von den vier deutschen Erzbischöfen unterzeichnet, sammt genehmigender Antwort Sr. kais. Majestät. In ächten Aktenstücken."

„Ganz Deutschland erwartete höchst begierig den Ausgang des wichtigen Emser Congresses, der die Anfangsepoche der neu errungenen Freiheit der deutschen Kirche zu werden schien," sagt der Recensent und erzählt dann die Veranlassung zu den Emser

Punctationen und den gegenwärtigen Stand hinsichtlich der Erlösung des katholischen Deutschlands.

„Gott gebe," ruft er aus, „daß auf allen deutschen Bischöfen deutscher Christenmuth ruhe, wie ihn ihre Primaten gezeigt haben!"

„Der römische Papst ist und bleibt zwar immer," fängt die wichtigste Stelle der Punctation an, „der Oberaufseher und Primas der ganzen Kirche, der Mittelpunkt der Einigkeit und ist von Gott mit der hierzu erforderlichen Jurisdiction versehen. — Allein alle andere Vorzüge und Reservationen, die mit diesem Primate in den ersten Jahrhunderten nicht verbunden, sondern aus den nachherigen Isidorischen Decretalen geflossen sind, können jetzt in den Umfang dieser Jurisdiction nicht gezogen werden."

„Der römische Papst also mit Jurisdiction von Gott versehen? Mit Primatjurisdiction? Die neue Reformation soll nicht tiefer dringen, als daß man das hinweg thue, was aus den Pseudoisidorischen Decretalen geflossen? Unsers Wissens geben jetzt alle ultramontanen Schriftsteller zu, daß die sogenannten Isidorischen Decretalen untergeschoben und falsch seien, aber sie behaupten bei manchen der wichtigsten Punkte derselben, daß sie unabhängig von diesem Zeugnisse, den Gesetzen und der Observanz der älteren Kirche vollkommen gemäß seien. Würdige Vertreter der deutschen Kirche! Warum wollt ihr den Papst nicht zu dem machen, was der heilige Petrus oder unsertwegen der gute Clemens war? Warum zu dem, was er nach hundertfältiger Ent=

artung endlich zu Anfang des neunten Jahrhunderts geworden ist! — Und wenn denn, wie S. 27 geschah, der Grundsatz angenommen wird, daß die Bischöfe Nachfolger der Apostel seien, wie steht es um die Primatjurisdiction des heil. Petrus über die übrigen Apostel? — Wie schwer wird es doch, die Wahrheit nur halb nehmen zu wollen!" Am Schlusse der Anzeige heißt es: „Mit größter brüderlichen theilnehmenden Sehnsucht sehen wir dem Ausgange dieser wichtigen Sache entgegen. Versprechendere Zeitumstände hat die deutsche Kirche gewiß nie gehabt. Deutsche kanonistische Aufklärung ist der römischen Kurienaufklärung, die um zwei Jahrhundert zurückblieb, kräftig vorangelaufen, die deutsche katholische Kirche scheint jetzt oder nie mehr frei werden zu können!"

So dachte man vor sechzig Jahren, und was haben wir im vorigen Jahre erlebt und erleben es noch täglich?! Und woher kommt das? weil man eine halbe Wahrheit für eine ganze nahm. Der religiöse Anflug der heiligen Allianz, die Einwirkungen der Fr. v. Krüdener auf den frommen Kaiser Alexander, die unselige Nachgiebigkeit bei Abschluß der Concordate, tragen jetzt ihre Früchte. Läßt sich etwas schmachvolleres denken als die Abhängigkeit des katholischen Klerus von jenen starren unwissenden ultramontanen Blaustrümpfen?! —

Durch die Gött. g. A. ist viel geschehen für Vertheidigung des Protestantismus, für Erweckung und Lebendigerhaltung eines vorurtheilsfreien religiösen Sinnes, für Gewissensfreiheit.

Zwar werden auch mancherlei Bedenklichkeiten laut gegen

die noch freiere Ansicht von göttlichen Dingen, wie sie z. B. Herder in seinen Gesprächen bei Vertheidigung der Spinozaschen Lehre offen aussprach. Es ist für Göttingen und die G. Anz. charakteristisch, wenn der Referent sich über die letzteren so ausspricht: „Ref. kann nicht umhin zu gestehen, daß es zu bedenkliche Folgen für manche der beruhigendsten Wahrheiten des Menschen hat, daß nicht eine genauere Prüfung der aufgestellten Grundsätze noch Bedürfniß wäre."

Man scheut gleichsam die Consequenzen der Wahrheit oder vielmehr der Herderschen Hypothesen, und wagt nicht gegen Herder, den mit Heyne eng befreundeten, offen zu kämpfen und ihm die kleinste Stelle des Terrains streitig zu machen, das er mit so raschem Erfolge sich zu erkämpfen wußte.

Auch wagte man nicht, Salomon Semler, dem Vertheidiger der Freiheit jeder Privatvorstellung in christlichen und göttlichen Dingen vollkommen beizustimmen, wenn er bei Gelegenheit einer von Georg II. selbst aufgegebenen Preisfrage über die Geschichte der Göttlichkeit Christi, den Bearbeitern in einer eigenen Brochüre ans Herz legte, wie die Vorstellungen von der Gottheit Christi, welche von jeher ungleich gewesen, ohne Schaden des innern Christenthums, der moralischen Gesinnung und der Seligkeit, abweichend von der dogmatischen Meinung sein könnten.

Wir müssen uns jedoch mit den gegebenen Andeutungen begnügen und können auf die Thätigkeit anderer theologischen Mitarbeiter, wohin namentlich die alle drei Jahre wechselnden Repetenten, sowie so viele Privatdocenten gehören, welche später

So ehrend die Bezeichnungen auch immer waren, mit denen Lessings Name in den G. g. A. genannt wurde, so ist doch bekannt, daß man ihn bei einem Besuche in Göttingen mit ächtem Hofrathsstolz, kleinstädtischem Hochmuth und gelehrtem Dünkel empfing.

Wie hoch Klopstock zu der Zeit des Hainbundes in Göttingen gehalten wurde, ist aus den 480 Subscribenten zu ersehen, welche zu seiner Gelehrten-Republik daselbst unterzeichneten. Dennoch findet man aus dieser Zeit keine ausführlichere Anzeige auch nur einer seiner Schriften. Die Göttinger Gelehrten dünkten sich immer noch um ein Großes mehr und hielten sein Wirken gegen ihr Wirken für unbedeutend.

Daß von den jüngeren Kräften, welche sich um Bürger sammelten, auch nur einer an den G. g. A. thätig gewesen wäre, ist nicht zu ersehen; es wurde vielmehr der Göttinger Musenalmanach nur deshalb regelmäßig angezeigt, weil er gleichsam zur Universität gehörte und bei dem deutschen Publikum in einem Renomee stand, welches viele der gelehrten Herren schwer erklären konnten.

Dennoch findet man bei einzelnen Referaten eine richtige Ansicht vom damaligen Stand der deutschen Literatur, z. B. in der Anzeige des Werkes von Friedrich dem Großen: De la Literature Allemande (Berlin bei Decker 1780), worin zugleich mit großer Freimüthigkeit über den noch lebenden Verfasser gesprochen ist.

Die Grundsätze, sagt der Recensent, von denen der erlauchte Verfasser ausgeht, sind wahr und richtig und zeugen von einem Scharfsinn und von Einsichten, die unter den Göttern der Erde vermuthlich selten anzutreffen sind. Auch die Anwendung auf die deutsche Literatur ist treffend, und die Vorschläge für Schulen und Universitäten sind vortrefflich, wenn die Rede von dem Deutschland ist, was es vor fünfzig Jahren und weiter zurück war. Was über Methode, Styl, Geschmack, Witz gesagt wird, läßt sich von den Zeiten wohl glauben *). Aber wie sehr beklagt man dann, daß diesem großen Geist alle Fortschritte der

*) Daß aber auch Friedrich II. in seinem Urtheile über die deutsche Literatur nicht so ganz Unrecht hatte, mag folgendes Beispiel beweisen: Ein C. F. Cramer übersetzte im Jahre 1786 die neue Heloise von Rousseau in sechs Theilen, die in Berlin herauskamen. Seite 1 des 2. Theils sagte derselbe wörtlich so: „Ich brauche wohl nicht zu erinnern, daß in diesem zweiten und folgenden Theile die beiden getrennten Liebenden nur beraisoniren und überschnappen, sie haben etwas vom Sparren zu viel." Und später äußert er göttlich naiv: „ohne dem Urtheil der Leser und Julien ihrem vorzugreifen, glaube ich sagen zu können, daß, wenn ich sie abzufassen hätte, und sie auch nicht besser machte, ich sie doch sehr verschieden machen würde. Mehrmals bin ich versucht gewesen, sie wegzustreichen und andere von meiner Arbeit an ihre Stelle zu setzen."

Der Recensent in den gel. Anz. hebt diese Stellen heraus, um zu zeigen, welch ein Geisteskind der Übersetzer sei.

deutschen Literatur seit diesen fünfzig Jahren, alle die Verbesserungen auf Schulen und Universitäten fremd und unbekannt geblieben sind, und daß ein Zeitalter, in welchem sich die deutsche Sprache fast umgebildet, der Geschmack verfeinert, und die Literatur in so viele Zweige ausgebreitet hat, nur von ihm unerkannt blieb; da doch die Aufklärung größtentheils durch Genies aus seinen eigenen Staaten befördert worden ist. Es scheint nicht, daß von allen unsern großen Schriftstellern, davon ein Theil unter seinem Schutze gelebt hat, oder noch lebt, ein einziger, selbst keiner von denen, welche von den Franzosen bewundert werden, ihm bekannt geworden ist; nicht einmal Wieland, von dessen Muse wir doch am ersten geglaubt hätten, daß sie Zutritt zu den Großen der Welt finden müßte. Canitz und Mascow, die bereits damals veralteten, werden neben Gellert als unsere einzigen klassischen Schriftsteller angepriesen. „Wie kann man auch verlangen", sagt der große Verfasser, „daß die Menschen sich beeifern sollen, jeder in seiner Art vollkommen zu werden, wenn der Ruhm nicht ihre Belohnung ist." — Aber woher soll diese süßeste aller Belohnung kommen, wenn sie der größte Kenner der Verdienste den schönsten Genies seiner Zeit allein versagt.

Eine Anzeige des Heinseschen Ardinghello, der aus den Göttinger Leihbibliotheken polizeilich confiscirt ist, möchte den meisten Lesern wohl nicht uninteressant sein; wir theilen aus ihr,

die sich im 125. Stück des Jahrganges 1787 findet, folgendes Bruchstück mit:

„Diese Idealisirung eines florentinischen Jünglings von edler Abkunft," charakterisirt der Recensent, „den Gluth des Geistes und früh erweckte Leidenschaften eine nicht gewöhnliche Bahn des Lebens und der Kunst führen, und die letztere innig mit der ersteren verweben, enthält manche schätzenswerthe Bemerkung für den Maler, Bildhauer und Dichter, die immer dem Charakter des Sprechenden anpaßte, und wo sie Widerspruch findet, der Berichtigung des Lesers überlassen ist."

„Den Verfasser, der sich nicht genannt hat, verräth die Fülle seiner Sprache und eine durch lange Studien an Ort und Stelle erworbene Vertraulichkeit mit den unermeßlichen Schätzen Italiens."

„Das überhebt Schreiber dieser Anzeige, ein Wort von der Sittlichkeit der Darstellung zu sagen. Der schrankenkundige Kämpfer bedarf keines Rathes. Wenn es nach S. 120 das Ansehn haben möchte, als sei seinem Ardinghello unter dem heißen Himmel, mit dessen Reinheit sich Petrarca's große Seele vermählte, die vorzüglichste Ausbildung jenes Geistes zur Thorheit geworden, so darf man nach S. 26 auch vermuthen, daß er wie den Künstler auch den Menschen aus seiner Verwirrung leiten werde. Welches Publikum ihm dann noch geblieben und ob der feinere Theil desselben eben so leicht zurückzubringen als zu verscheuchen sei, läßt sich schwer bestimmen. Freilich können

die Richter sagen, das ist Feuer, wie die Vorrede will, überall Feuer, aber nicht bloß wächserne Hausgötter erliegen seiner Gewalt. Reicht die Entschuldigung, daß die Natur es verzehrend erschaffen habe, zur Rechtfertigung dessen hin, der seiner wüthenden Flammen bewußt einen Brand an den Tempel der Grazien legte?" — Wir halten diese Anzeige, als deren Verfasser wir zu errathen nicht vermögen, wenn wir nicht an Bürger denken wollen, für durchaus treffend und wünschen daß alle Recensionen unserer, so viel versprechenden belletristischen Journale so kurz und wahr zu charakterisiren vermöchten.

Nicht ohne Interesse wird man gewiß auch das Urtheil der G. A. über Göthe hören. Die erste Anzeige seiner Schriften findet sich im 170. Stück des Jahrgangs 1787; sie ist von A. W. Schlegel.

Leipzig. Göthe's Schriften. 1787. Band II—V. klein 8. „Der Dichter, dem bei seiner ersten überraschenden Erscheinung allgemeiner Beifall entgegenflog," heißt es hier, „stellt sich jetzt einer kälteren Prüfung dar und wird nicht dabei verlieren. Fülle der Empfindung und Wahrheit der Darstellung haben das Eigenthümliche, daß man sie immer lieber gewinnt, je vertrauter man mit ihnen wird, und daß sie ihren Untersucher bald zum Bewunderer umschaffen. Die Leute, deren Schicksal und Meinungen Göthe unserm Herzen und unserm Kopfe zu einer wichtigen Angelegenheit macht, sind oft nichts weniger als außerordentlich; der Meister der sie bildete, ist edler und ausgezeichneter

als einer von ihnen, und seines Vermögens bedurfte es wahrlich nicht, um sie den Göttern oder den Teufeln näher zu bringen.

Aber wie ein Mensch den andern nur recht zu kennen braucht, um Theil an ihm zu nehmen, so gestalten Göthes Geschöpfe ihr Innerstes vor uns; wir sehen nicht nur was, sondern wie es ihnen widerfährt; wir lesen so wahrhaftig in ihrer Seele, daß wir erstaunt in der unsrigen zu lesen glauben, über der Wahrheit die Wirklichkeit vergessen, und erwacht aus dem Traume dieses Anschauens, in unwillkührlicher Bewegung unsere Hand in unserm Busen ertappen. Bei der Vorstellung solcher Charaktere, die sich über das Gewöhnliche erheben, glaubt man gemeiniglich den Ausdruck ungewöhnlich sein lassen zu müssen. Ein Bild jagt das andere, eine Metapher die andere, es entsteht eine conventionelle Schönheit, das Ohr gewöhnt sich endlich daran, man wird einheimisch auf dem Cothurn und fremd in seinem Hause. Der Dichter, dessen Seele nichts fremd war, hat auch diese Klippe vermieden; die Würde seiner Rede bedarf des Schwulstes nicht, die Hoheit seiner Gedanken scheut keine Einfalt des Ausdruckes, und die Menschlichkeit seiner Empfindungen kann versichert sein, überall verstanden zu werden. Setzt man hinzu, daß sein treffender Blick das Lächerliche eben so scharf auffaßt, wie das Ernste, daß es seiner glücklichen Hand gefiel, jenes wie dieses nachzubilden, und daß sie Festigkeit genug besaß, auch bei Carricaturzeichnungen dem Charakter des vorgesetzten Ganzen treu zu bleiben, so ergibt sich von selbst,

welch ein Reichthum der Sprache zu so mannigfachem Gebrauch erforderlich gewesen sei. Sie schmiegt sich in der That so dicht um seine Gedanken, und wird wie eine Waffenrüstung von einem Helden der Vorzeit, so leicht von ihm getragen, daß man sich getäuscht genug fühlt, keine Schwierigkeit da zu ahnen, wo man sie nicht erblickt.

Endlich muß auch, wäre es auch des Beispiels willen, der Bescheidenheit gedacht werden, mit welcher Dichtungen, die ihr Glück bereits gemacht haben, nicht ohne Feile zum zweitenmale durch die Hand ihres Urhebers gegangen sind, und wie dieser den Forderungen einer ehemals eigensinnigen Kritik gerne jede seiner Eigenheiten aufgeopfert hat, die nicht mit der Schönheit zu nahe im Bunde stand.

Auf eine Zueignung folgen die Leiden des jungen Werther. Die Erzählung von Werthers letzten Tagen hat viel gewonnen, Alberts Benehmen ist schonender auseinandergesetzt. Die übrigen Bände enthalten Götz von Berlichingen, in dem einige Ausdrücke gemildert sind, die Mitschuldigen u. s. w. —

Im Jahre 1790 wird Torquato Tasso angezeigt.

Feinheit und Eleganz des Dialoges, und die vielen Sittensprüche voll attischer Urbanität werden gelobt. Der Leser wird aber mehr bei der einschmeichelnden Anmuth einzelner Stellen verweilen, als in das Interesse des Ganzen hineingezogen werden, glaubt der Recensent, denn keine der handelnden Personen sei so geschildert, daß man ihr Wohl und Wehe mit vollem Herzen zu dem seinigen machen könne. Tasso selbst errege nur eine mit Unmuth über sein grillenhaftes Betragen gemischte Theilnahme, und die Prinzessin äußere zu matte, kränkliche Gefühle, als daß man lebhaften Antheil daran nehmen sollte.

In demselben Jahre wird auch im 154. Stck. Faust recensirt.

(Fortsetzung folgt.)



Inhalt des vierten Heftes.

Waisenhausbuchdruckerei.

